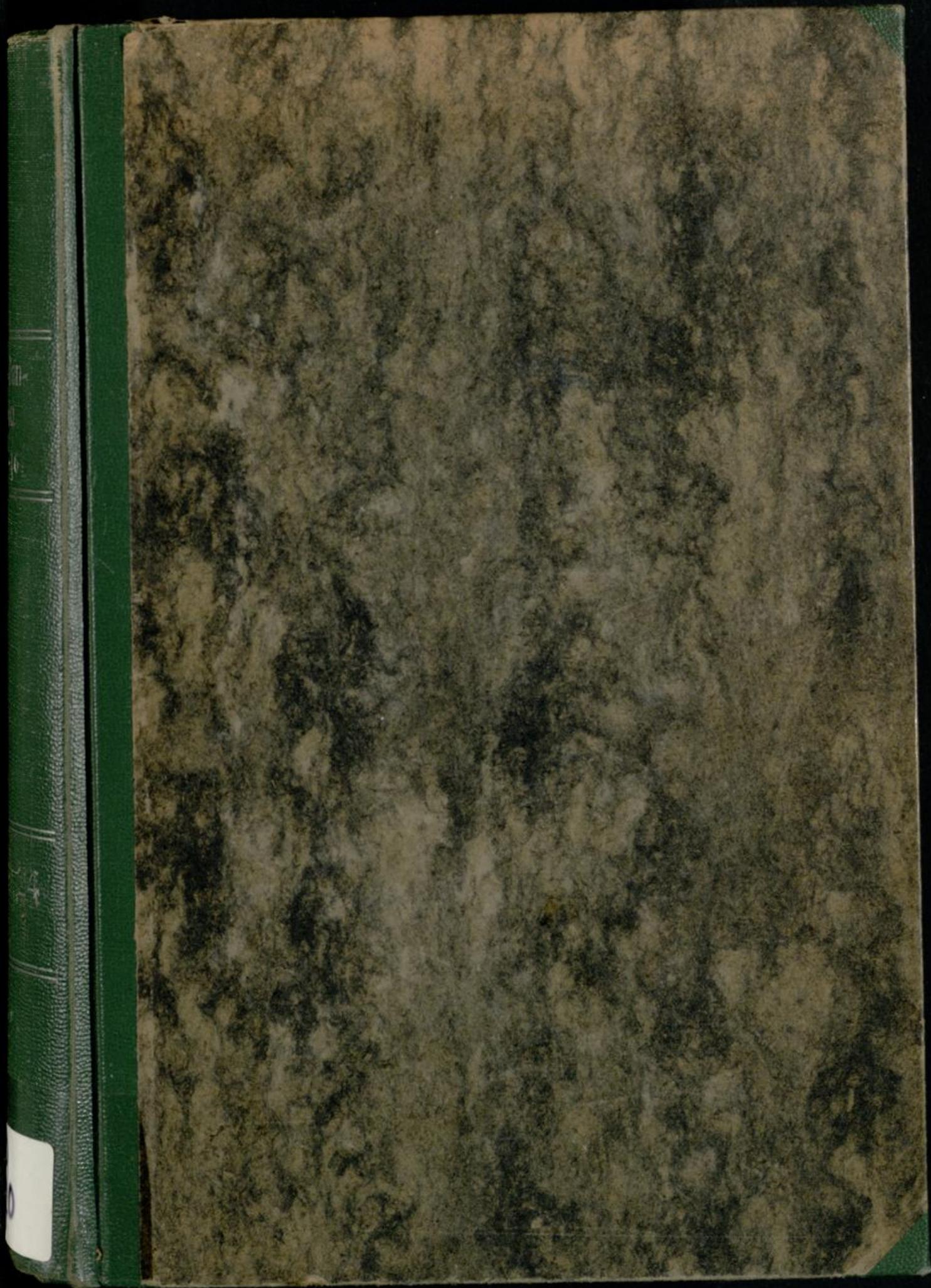


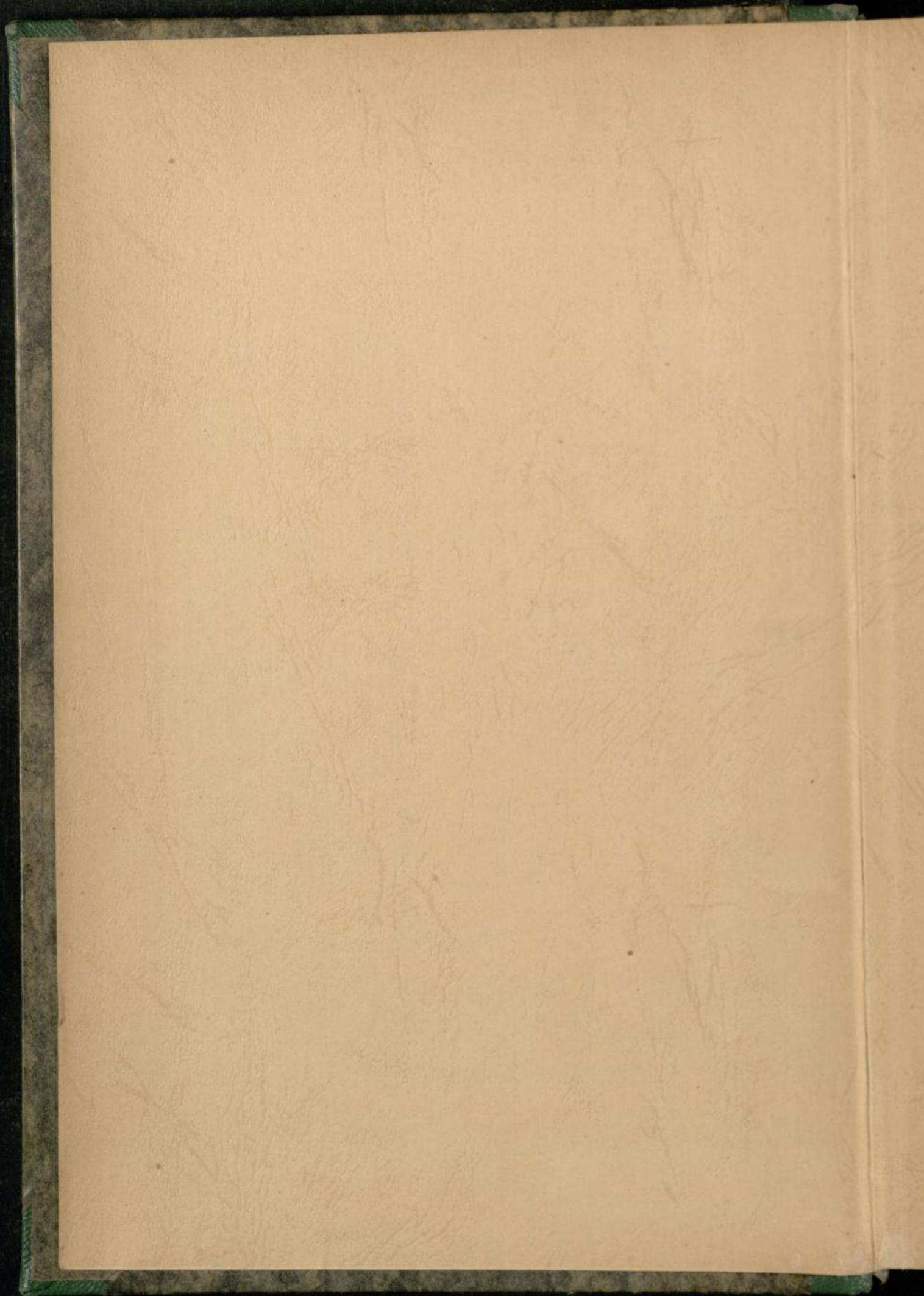
Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1915

23 (1.1.2019)



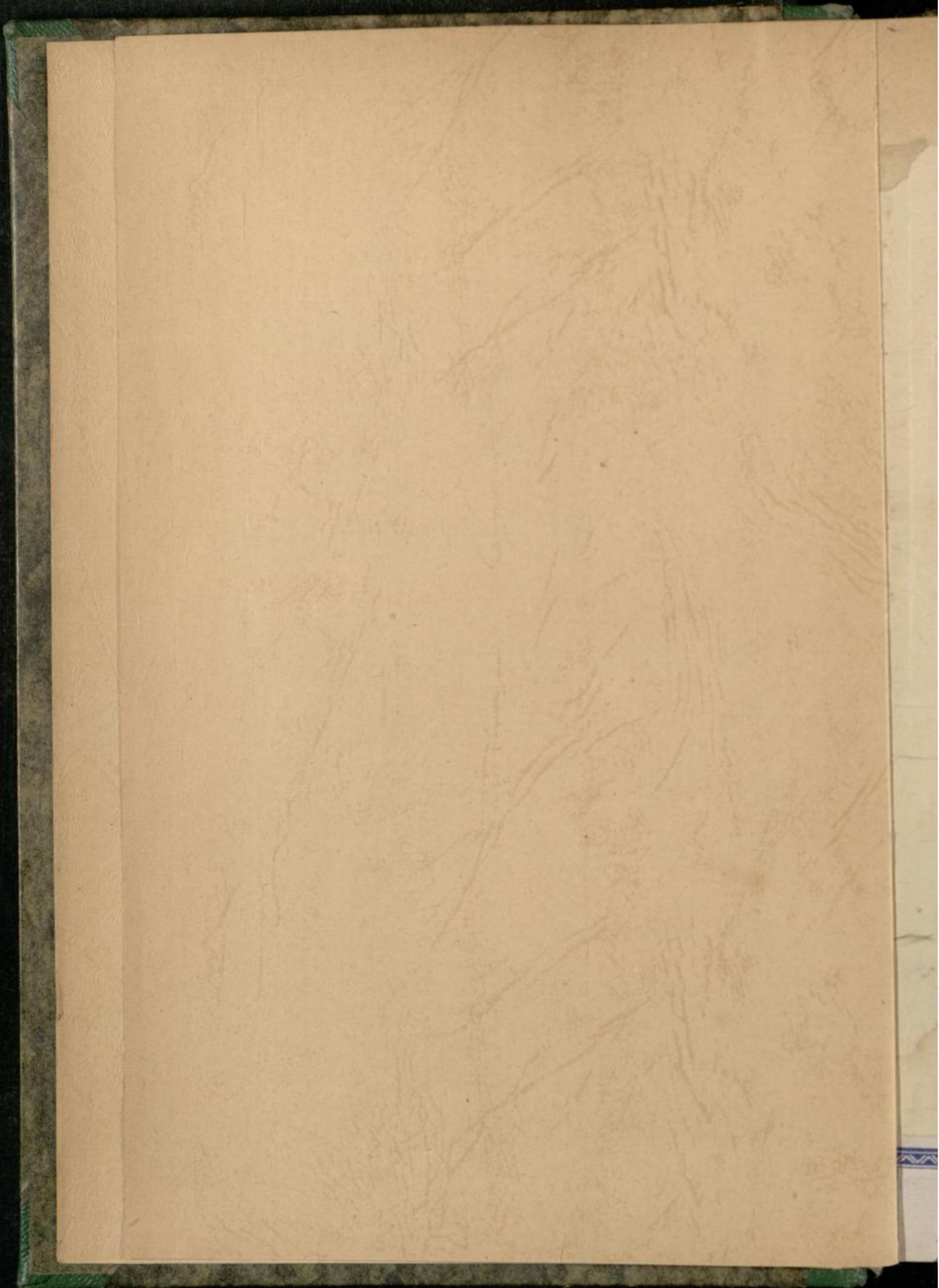


very light soil.

Fig. 21: 170 ft.

Coler's 1497.

23: 161 ft.



„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

XXIII. Jahrgang.

*Landesgeschichtliche
Vereinigung für d. o.
Mark Brandenburg*

Berlin 1915.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, G. m. b. H.,
Bernburger Straße 14.

624

„Brandenburg“

MONATSBLATT

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

PROVINZ BRANDENBURG

BERLIN

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

von

Gesellschafts-Vorstande.

Verlag für die
Provinz Brandenburg



Druck und Verlag des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin, Unter den Eichen 10.

9. (7. ausserordl.) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 17. September 1913, nachm. 4 Uhr.

**Besichtigung der vereinigten Friedhöfe der Dorotheen-
städtischen und Friedrich-Werderschen Kirchengemeinde
Chausseestr. 126**

Herr Geh.-Rat Friedel in doppelter Stellung als Vorsitzender der Brandenburgia und als Magistrats-Patronatsvertreter sowie Herr Kommissionsrat Thien als Friedhofs-Kurator, auch noch andere Mitglieder der kirchlichen Behörden der Dorotheenstadt empfingen die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste. Herr Friedel übernahm die Führung und Erklärung der hervorragenden Gräber.

Der älteste Teil des Friedhofes liegt rechts nach den Nachbarhäusern zu und stammt zum großen Teil aus der rationalistischen Aufklärungsperiode von Friedrich dem Großen an bis in die beginnende Biedermeierzeit. Daher keine äußerlichen Kennzeichen des Christentums: von Kreuzen keine Rede, dafür der heidnische Sarkophag, der Cippus, die brennende und die umgestürzte Fackel des Scheiterhaufens, die Toturne als Bekrönung antiker Säulen, als Ornament Sphinx, Schmetterlinge und Genien des Todes. Besonders bezeichnend für die Inschriften ist, genau dem Gesagten entsprechend, als Leitmotiv die stereotype Phrase: „Sanft ruhe seine Asche!“

Das großartigste dieser Art von Gräbern ist das der bekannten Cantianschen Familie, so römisch ausgestaltet, als wenn es an der Via Appia in der Campagna Roms läge. Hier ruht u. a. der Baurat und Stadtälteste Cantian, dessen Goethe gelegentlich der Beschreibung des großen Markgrafensteins auf den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde an der Spree gedenkt, wie aus einem Teil von ihm durch Cantians Kunstfertigkeit die große Vase vor dem Alten Museum hergestellt sei. Aus demselben Teilstück stammen die Adlersäule am Schloß, die Bellealliance- und die Babelsberger Granitsäule sowie manch anderes Kunstwerk Cantians.

Dicht dabei ist das prächtige Denkmal des 1892 verstorbenen Fabrikbesitzers Schwartzkopff, dahinter das nicht minder ansehnliche

seines Schwiegersohnes Kaselowsky, der für unsere Marine wichtige Erfindungen gemacht hat.

Wir lenken nun in das eigentliche Kernstück des Friedhofes links von dem Fahrweg zur Hannoverschen Straße ein. Vorbei am Grabe des Staatsministers Rudolf von Delbrück halten wir vor dem großen Gruftgebäude der Familie Hitzig, die durch tausend Fäden mit Berlins Kulturgeschichte verbunden ist. Da sehen wir den Sarg des Schriftstellers und Kriminalrats Hitzig, des Freundes E. T. A. Hoffmanns, Adalberts von Chamisso, und anderer Koryphäen der zwanziger und dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daneben der Sarg seines um die Baukunst verdienten Sohnes, nach dem die Hitzigstraße im Tiergarten benannt ist. Ein anderer verdienter berlinischer Architekt, Heinrich Strack, ruht nicht weit hiervon.

Zwei der berühmtesten deutschen Philosophen fallen uns hiernächst ins Auge: Fichte und Hegel, beide gelegentlich der Verbreiterung der Hannoverschen Straße hierher transloziert. Fichte wagte sich trotz der napoleonischen Späher 1808 in das vom Feinde besetzte Berlin und hielt hier voll flammender Begeisterung seine „Reden an die deutsche Nation“. Er trat in den Landsturm ein, pflegte die Verwundeten mit Hilfe seiner Gattin, die neben ihm ihre letzte Ruhestätte gefunden hat, und starb schon am 29. Januar 1814 am Lazarettypus. Das Denkmal, eine hohe, in der Kgl. Eisengießerei gefertigte Pyramide, ist gewissermaßen durch seine Eigenart das Wahrzeichen des Friedhofes.

Hegel, dicht daneben unter einem einfachen Granitblock, war eines der letzten Opfer der Cholera († 14. November 1831).

Weiterhin stoßen wir auf den Prof. Klenze, der der durch Savigny begründeten historischen Juristenschule angehörte. Als Stadtverordneter erwarb er sich große Verdienste durch Förderung der Anlegung unserer Friedrich-Wilhelm-Stadt, die Errichtung der Berlinischen Lebensversicherungsgesellschaft und des Nikolaus-Bürgerhospitals. Auch die Begründung des Ostseebades Heringsdorf ist ihm in der Hauptsache zu verdanken. Etwas rückwärtig erhebt sich das stattliche Grabmal des Baurats Wentzel aus mächtigen Granitmonolithen hergestellt. Seitlich stoßen wir auf eine aufrechte Steinplatte mit der einfachen Inschrift: E. Litfaß, als Erinnerung an den um das Reklame- und Plakatwesen Berlins verdienten Buchdruckereibesitzer, nach dem noch jetzt vielfach die Anschlagssäulen „Litfaßsäulen“ genannt werden. Weiterhin vorlängs der Mauer des französischen Friedhofes ziehen sich die Gräber der Neuchateler Grafen von Pourtalès, die besonders 1857 bei dem verunglückten Royalisten-aufstande in der Stadt Neuenburg von sich reden machten.

Hierauf wird unser Blick gefesselt durch das allzu schlichte Denkmal eines der berühmtesten Ärzte, Hufelands (geb. 1762, verstorben 1836). Alle, die ihm näherstanden, rühmten, ähnlich wie bei seinem Zeitgenossen,

dem „alten Heim“, seinen Seelenadel, seine ruhige Heiterkeit, seine gewissenhafte Uneigennützigkeit und sein zartfühlendes, für alles Edle und Schöne empfängliches Herz. Hufelands „Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ ist in alle Kultursprachen übersetzt. Dabei ist Hufeland selbst — Ironie des Schicksals — nur 74 Jahre alt geworden.

In die modernsten chemisch-technischen Erfindungen versetzt uns das stattliche Grab des 1892 verstorbenen Professors Wilhelm von Hofmann, eines Freundes der Kaiserin Friedrich. Er hat bekanntlich aus einem Derivat der Steinkohle die Anilinfarben hervorgezaubert, die binnen kurzem ihren Siegeszug durch die Welt nahmen.

Die älteren Berliner erinnern sich noch sehr wohl der großen Engelsschen Eisenindustriefabrik an der Chausseestraße; Engels ruht hier, nicht so berühmt ist er geworden wie sein weiter südlich in einem ornamentalen, reichgeschmückten Portikus beigesetzter Kollege August Borsig, der „Lokomotivenkönig“ († 1854), der es nur auf 50 Lebensjahre gebracht hatte.

Dazwischen passieren wir die Grabhügel des vor zwei Jahren verstorbenen, weithin bekannten Kehlkopfarztes Bernhard Fränkel, des Finanzministers Bitter und des als Schüler Rauchs hochgeschätzten, 1874 verstorbenen Bildhauers Blaeser, eines Protégés der Kronprinzessin Viktoria.

Mit Erfurcht treten wir nunmehr vor das Denkmal des großen Schinkel, des berühmtesten Baukünstlers Preußens im 19. Jahrhundert. Wie unscheinbar, ja dürftig ist dies Monument mit dem kleinen Reliefkopf des Meisters! Geboren zu Neuruppin 1781, starb er infolge von Überarbeitung 1841. Man müßte stundenlang schreiben, wollte man seine Verdienste auch nur für Berlin und Potsdam vollauf würdigen. Wem treten nicht vor die Seele die Königswache, das Kreuzbergmonument, die alte Bauakademie, die Werdersche Kirche, die Nicolaikirche in Potsdam, Charlottenhof usf.!

Während auf dem neuen Kirchhof der Dorotheenstadtgemeinde wenigstens zwei neuere Komponisten von Ruf ruhen, Otto Nicolai und Theodor Kullak, weist der alte Gottesacker nur einen namhaften Tonsetzer auf: Friedrich Rungenhagen († 1851). Hugo Riemann urteilt von ihm: „Einer von den vielen verdienten Musikern, die „gute“ Musik geschrieben haben, er wurde 1815 Zweiter, 1833 Zelters Nachfolger als Erster Dirigent der Singakademie, 1843 zum Professor ernannt. R. schrieb vier Opern, drei Oratorien, eine Messe, ein Stabat mater, Kantaten, eine große Zahl Motetten und andere geistliche Gesänge sowie gegen tausend Lieder, auch Sinfonien, Quartette“ usw. Wie traurig steht es doch mit dem Nachruhm! Wer kennt heute noch den überaus fruchtbaren Komponisten?“

Nunmehr zu Rauch. Wie Schinkel die Baukunst, hat Christian Rauch (1777—1857) lange Zeit die Bildhauerei in Preußen beherrscht. Erinnert sei nur an die Königin Luise und ihren Gemahl im Charlottenburger Mausoleum, an die Reliefs am Grabmal Scharnhorsts, an die Siegesgöttin auf der erwähnten, von Cantian hergestellten Säule des Belle-Alliance-Platzes, an die Bildsäulen von Scharnhorst und Bülow am Opernplatz, an mehrere Bildsäulen des Kreuzbergdenkmals und an sein Hauptwerk, das Denkmal Friedrichs des Großen.

Als talentvollster Schüler Schinkels gilt der in der Nähe bestattete Oberbaudirektor Friedrich August Stüler († 1865). Das Neue Museum, die Friedenskirche in Potsdam und manche andere Bauten, die zum Teil auf direkte Inspiration seines Gönners und Freundes Friedrich Wilhelm IV. geschaffen, erhalten sein Andenken lebendig.

In der Nähe sehen wir das bescheidene Grab des Rechtslehrers Eduard Gans († 1839), des talentvollsten Vertreters der philosophischen Richtung in der Jurisprudenz und Gegners der historischen Richtung Savignys. Obwohl der eifrigste Schüler Hegels, soll dieser von ihm gesagt haben: „Von allen meinen Schülern hat mich nur einer „Gans“ verstanden und dieser hat mich mißverstanden!“

Wir verweilen nahe der Hannoverschen Straße alsbald ehrfurchtsvoll vor dem großen Genius unseres Gottfried Schadow, dessen edelstes Bildwerk, das Grab des Grafen von der Mark, die besondere Zierde unserer Dorotheenstädtischen Kirche ist. Die Bildsäule Zietens sei daneben erwähnt, ferner die des alten Dessauer und das Viergespann auf dem Brandenburger Tor.

Auf der anderen Seite des Fahrweges finden wir u. a. die Gräber der berühmten griechischen Philologen Boeckh und Buttmann. Vorbei an dem Grabe des Architekten Spitta und des Bildhauers Schivelbein fällt uns das in buntglasierten Terrakotten errichtete Familiengrab des Baurats Hoffmann auf, des Erfinders der nach ihm benannten Hoffmannschen Ringöfen für die Ziegelfabrikation.

Nicht würdiger können wir unseren Rundgang beschließen als mit einer Würdigung des 1853 verstorbenen, um Handel und Industrie so hochverdienten Ministerialdirektors Beuth, dem mit Recht auf dem Schinkelplatz ein Standbild gewidmet ist.

Wie einfach und bescheiden sind doch — wir müssen es immer wieder betonen — die Denkmäler aller dieser großen Geister, wenn wir vergleichen, was das Ausland, insbesondere Italien, seinen Koryphäen zu widmen pflegt! —

Die Teilnehmer schieden mit lebhaftem Dank. Vergl. hierzu den Aufsatz des I. Vors. „Auf dem alten Dorotheenstadt-Friedhof“ im Berl. Lok.-Anz. vom 23. September 1913.

Der Vorsitzende hat vom Gemeindegemeinderat der Dorotheenstädtischen Kirche den Auftrag erhalten, einen illustrierten Führer durch den geschilderten Friedhof zu verfassen. Indem wir hierauf verweisen, sei noch bemerkt, daß Herr Photograph Julius Staudt, U. d. Linden 47, Mitglied der Gemeinde-Vertretung von Dorotheen, ungefähr 30 Kunst-druckblätter, die ansehnlichsten und geschichtlich berühmtesten Grabstätten darstellend, die von uns am 17. besichtigt wurden, zu diesem „Führer“ liefern wird. Kein zweiter Friedhof Berlins enthält eine solche Fülle von geschichtlich denkwürdigen Grabstätten und kein ähnlicher Führer irgend eines Berliner Friedhofs existiert bis jetzt.

10. (8. ausserordtl.) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Montag, den 22. September 1913, nachm. 3¹/₂ Uhr

zur

Besichtigung des March'schen Terracotta-Hauses,
Charlottenburg, Sophienstr. 23-25.

Der Besitzer, unser hochgeschätztes Mitglied Herr Fabrikbesitzer Albert March, an der Seite seiner verehrten Gemahlin, empfing die zahlreich Erschienenen auf das Freundlichste. Nach einer kurzen Ansprache des I. Vorsitzenden Geheimrat Friedel ergriff Herr March, wie folgt, das Wort:

„Willkommen Jeder, der hier eintritt,
Zu bringen den Frieden, zu ehren die Sitt';
Einem Jeden steht offen Thür und Haus,
Der mit Gott geht ein, mit Gott geht aus!

Mit diesem Spruch, welchen mein Vater im Hauseingang angeschrieben hatte, begrüße auch ich Sie heute in meiner Frau und meinem Namen herzlich.

Schon längere Zeit bewegen mich sorgende Gedanken dahingehend, ob wohl dieses Haus dereinst der Spitzhacke des Grundstückspekulanten anheimfallen muß oder ob seine Einzigartigkeit bewirken könnte, private oder öffentliche Sympathien mobil zu machen, sodaß es der Nachwelt erhalten wird.

Nachdem die Fabrik, aus welcher dies Haus entstanden ist und mit welcher es ein Ganzes gebildet hat, der großstädtischen Entwicklung hat weichen müssen, kontrastiert es mit seinem bürgerlichen Wohnzweck so sehr, daß ich nicht erwarten kann, daß eins meiner Kinder dasselbe der Familie erhält.

Da las ich nun neulich den Bericht der „Brandenburgia“ über die Besichtigung des Patrizierhauses Breitestr. 11 in Berlin, was mich veranlaßte, Ihren verehrten Vorsitzenden zu bitten, sich mein Haus mal anzusehen und mir zu sagen, ob er auch für die Erhaltung dieses Hauses in dem Sinne, wie er sich in Berlin für das Haus Breitestr. 11 geäußert, Meinung haben würde.

Die Folge des freundlichen Besuchs des Herrn Geheimrat Friedel ist Ihre Anwesenheit heute, welche das Werk meines Vaters hoch ehrt



Anfang der Fabrik.

und meine Frau und mich sehr erfreut; hoffentlich gehen Sie nicht enttäuscht wieder von dannen.

Dieses Haus ist trotz seiner schloßähnlichen — fast kirchlich anmutenden Außenarchitektur von einem persönlich durchaus anspruchslosen Bürgersmann erbaut, der dabei kaum an sich dachte, aber zur Ehre seiner Fabrik etwas Besonderes hat leisten wollen in dem hohen idealen Streben, dem Vorbild deutscher Väter nachzueifern, wie er das im Innern des Hauses durch einen Spruch bekannte, welcher das Bild eines der schönsten Backsteinbauten der Mark, der Katharinen-Kirche zu Brandenburg umrahmt und folgendermaßen lautet:

Was deutscher Väter Geist erdacht,
 Das haben wir uns zum Vorbild gemacht!
 Ein deutsches Haus im deutschen Land,
 Gott schirm' sie beide mit starker Hand!

Eine Besprechung des Hauses in der Bauzeitung vom 23. Nov. 1872 mildert die Kritik der Architektur dieser damals außergewöhnlichen Schöpfung, indem sie sagt: „Bei der Entstehung habe der sehr entschuld- bare Wunsch des Bauherrn mitgewirkt, die in der Tat eminente Leistungs- fähigkeit seiner Fabrik an einem glänzenden Beispiele zur Schau zu stellen, auch habe bei diesem Bau der Bauherr in der Gestaltung der Einzelheiten einen größeren Anteil genommen, als sonst zu geschehen



Die frühere große Tonwarenfabrik in der Sophienstraße und Ecke Berlinerstraße.

pflegt, einmal als beteiligter Terrakottatechniker, aber auch sonst auf Grund seines persönlichen künstlerischen Urteils.“

So ist es nicht zu verwundern, daß dem damals erst 35 jährigen Bauherrn und dem ebenso jungen Architekten Hense, welcher aus dem Atelier Stülers kam, die Pferde durchgingen. An dem Gartenerker steht denn auch geschrieben „Bauen ist eine Lust, aber was bauen kost' Hat mancher nicht gewußt,“ und das Innere des Gebäudes mußte lange Zeit darunter leiden, daß die Mittel außen über Erwarten verbraucht worden waren; erst ganz allmählich hat sich im Innern die Wohnlichkeit heraus- gebildet, welche Sie nachher zu begutachten Gelegenheit haben werden.

Architekten welche praktische, billige und doch geschmackvolle Villen bauen konnten, gab es damals kaum; die Aufgaben fehlten, man baute nur Schlösser, Kirchen und Mietskasernen.

Im Verfolg unseres Rundganges nachher hoffe ich Sie auch davon überzeugen zu können, daß nicht nur großes technisches und künstlerisches Können vorlag, sondern, daß auch Herz und Gemüt und hohes sittliches Wollen mitgearbeitet hat. Überall sind die Ornamente mit sinnigen Gedanken durchdrungen. Die technischen und künstlerischen Mitarbeiter, insbesondere der Schöpfer sämtlichen figürlichen Schmuckes, der Professor Albert Wolf, haben bis in das kleinste Detail mit großer Liebe mitgewirkt. Über den Fenstern versinnbildlichen Reliefs die Religiosität, Wohltätigkeit



Die Musterausstellung mit dem Gebäude an der Berliner Straße, welches letzteres, wenn auch in anderen Händen, noch vorhanden ist.

und Häuslichkeit, in den Fensterbrüstungen sind Embleme der verschiedenen Bauhandwerke und dazu passende Sprüche angebracht. Die Säulen rechts und links von den Fenstern werden von sitzenden Portraitfigürchen getragen, den Maurermeister, den Zimmermeister, den Bildhauer u. s. w. darstellend. Am Vordereingang werden die Konsolfigürchen des Baumeisters Hense und des Professors Albert Wolf überragt durch die Statuetten ihrer Lehrer und Meister, Stüler und Rauch. An dem Balkon, vor dem sie stehen, sind 4 Statuetten der Männer angebracht, welche mein Vater als Kunstgewerbetreibender besonders verehrte. Da ist Schadow, unter dem mein Grossvater seine künstlerische Erziehung genossen, Schinkel, Beuth und Schlüter. Zwischen Turm und Eingang

ist auch noch durch eine Sgraffittogedenktafel des Friedensschlusses vom 10. Mai 1871 gedacht, damit auch diesem Hause, welches in der großen Zeit der Entstehung Preussen-Deutschlands geschaffen wurde — 1865—67 — der patriotische Einschlag nicht fehle.

Nachdem das Haus vollendet, war es noch längere Zeit fast allein in dieser Gegend; gleich hinter denselben dehnten sich die Wiesen bis nach dem Lützower Kirchhof und bis zur Spree aus, auf denen wir als Kinder unsere Drachen steigen ließen und auf der, nicht weit von uns



Das jetzige Terracottahaus, Sophienstraße 23—25, leider etwas von Bäumen verdeckt.

damals noch Berliner Ausflügler Sonntags Nachmittags Dritten-abschlagen und dergleichen spielten. Der Bauplatz war bis dahin teils für Spargelkulturen, teils als Tonlagerplatz für die Fabrik benutzt worden. Der Bau war aber nicht nur künstlerisch, sondern auch technisch der Zeit weit vorausgeeilt; das werden Sie anerkennen wenn ich Ihnen sage, daß die Warmwasserheizung, die damals miteingebaut wurde, und eine in Privathäusern ganz ungewohnte Erscheinung war, noch heute zur Zufriedenheit arbeitet. Auch Ventilationsprobleme wurden schon zu lösen versucht und die Luftrosetten, welche Sie am Erdgeschoß bemerken werden abwechselnd durch eine Lerche und eine Fledermaus dargestellt,

deuten in sinniger Weise die Zuführung frischer und die Abführung schlechter Luft an.

Das Streben, Dank und Ehrung auszusprechen großen Förderern des Gewerbes, sowie treuen Mitarbeitern, werden Sie auch innen wieder bemerken, nur ist das Innere naturgemäß intimeren Beziehungen vorbehalten. Insbesondere ist der sogenannte Saal ein großes Bekenntnis nach dieser Richtung, ein Bekenntnis zu Dr. Martin Luther, zum Königshause, welches besonders in den Personen Friedrich Wilhems IV. und der Kaiserin Augusta dem großväterlichen und väterlichen Unternehmen wohlwollender



Das Terracottarelief von Professor Bruno mit den Bildnissen von Albert March und seinem Vater.

Förderer gewesen ist, sowie zu Eltern, Verwandten, Freunden und Arbeitern. Letztere haben vielfach die Gastfreundschaft dieses Hauses genossen. So verkörpert das Haus das Charakterbild meines Vaters, dem die Sache, die Arbeit über alles ging und der demnach zuerst an Andere und zu allerlezt an sich dachte. Über den Kamin des Festsaales setzte er den schönsten Spruch als Willkomm für seine Gäste:

„Draußen Schnee und Eis, innen reger Fleiß,
Ein lustig Feuer am Herd und treue Freunde werth,
Das Herze liebewarm, im Hause Kinderschwarm,
Ist Frühling in Winterszeiten, woll's Gott Euch stets bereiten“.

„So schließe ich meine einleitenden Worte, indem ich Ihnen allen gleiches Glück von Herzen wünsche.“ —

Auf dem nunmehr angetretenen Rundgang, welcher zuerst außen um das Haus herumführte, sind manche Erinnerungsstücke aus der Blütezeit der March'schen Terrakottafabrik erwähnenswert, wie z. B. eine Brüstungfüllung für das Kunstgewerbemuseum, Berlin, die Kunsttöpferei darstellend, wobei der ausführende Künstler, Professor Bruno, für den Meister und Lehrling den verstorbenen Kommerzienrat March und seinen ältesten Sohn Albert March, den jetzigen Besitzer des Hauses porträtierte; ferner ein altes Relief in rother Terrakotta, noch von Schinkel entworfen für die königliche Villa in Charlottenhof bei Potsdam. Eine sehr schön durchgeführte Evangelistenstatue von Professor Haverkamp, eine Kolossalfigur — die vatikanische liegende Ariadne — und anderes mehr.

Im Innern dürfte noch erwähnenswert sein das Treppenhaus mit dem Treppengeländer im gotischem Maaßwerk aus gebranntem Ton und die bunten Mosaikfußböden aus dem gleichen Material.

Im Saal wird noch pietätvoll ein Stuhl aufbewahrt, auf welchem einstmals Kaiserin Augusta Platz genommen hat mit den Worten: „Das muß ich mir in Ruhe ansehen.“ Zur Erinnerung daran hat der verstorbene Kommerzienrat March das Bild der Kaiserin in die Rücklehne des Stuhles einfügen lassen. Den Hauptschmuck dieses Raumes bilden die von Meyerheim gemalten Portraits des Gründers der March'schen Tonwarenfabrik, Ernst March und seiner Gemahlin Sophie geb. Keller, nach welchen beiden die Marchstraße und Sophienstraße benannt sind.

Nicht vergessen wollen wir die herrlichen Gartenanlagen, die in sorgsamster Pflege gehalten, das March'sche Haus, dies Terrakotta-Juwel, von allen Seiten umgeben, und im schönsten Herbstschmuck prangten in harmonischer Übereinstimmung mit den übrigen schönen Villengrundstücken, an denen die still-vornehme Sophienstraße so reich ist.

Lauter wiederholter Beifall lohnte dem Vortrag des Herrn March. Der Vorsitzende sprach den wärmsten Dank der Versammelten für die gastliche Aufnahme und die gewährten künstlerischen und kunsttechnischen Genüsse aus. Er knüpfte daran die Hoffnung, daß der Staat die March'sche Terracotta-Villa der benachbarten Technischen Hochschule angliedern möge, wenn die reiche Stadt Charlottenburg nicht selbst dies denkwürdige Haus und Grundstück erwerben will. Die Anwesenden stimmten den Anregungen lebhaft zu.

Herr March hat für diesen Bericht die beifolgenden 5 Abbildungen gespendet.

Die Teilnehmer, in Begleitung der March'schen Herrschaften, begaben sich zum Schluß nach dem Motivhaus, Hardenbergstraße 6, woselbst noch längere Zeit die Unterhaltung sich um das Gehörte und Gesehene in regem Meinungs-austausch bewegte.

Wallenstein in der Mark Brandenburg.¹⁾

Von Paul Alfred Merbach.

Die etwas mehr wie 60 Jahre, welche zwischen dem Augsburger Religionsfrieden und dem Beginne des 30jährigen Krieges lagen, waren erfüllt mit immer an Zahl und Intensität erneuten Versuchen, die durch die Reformation bedingten und herbeigeführten Veränderungen an Besitztum und Einfluß auszugleichen und womöglich zu beseitigen. Auf die Einzelheiten dieser Entwicklung kann hier nicht eingegangen werden;²⁾ der redliche, ehrliche, gute Wille zur Besserung und Einigung scheiterte in erster Linie daran, daß die Organe der Regierung, die gesetzgebenden und die ausübenden, verrostet und verkalkt waren und daß schließlich die Ansprüche der Fürsten und Herren, aber auch der Stände und Städte so widerspruchsvoll und verworren geworden waren, daß die Reformation an Haupt und Gliedern nur mit Waffengewalt durchzuführen war. Die Regensburger Reichstage von 1593, 1608 und 1613 sind gleichsam letzte Etappen auf diesen verschlungenen Wegen: es war nur berechtigt, wenn die bayerischen Räte in einem Gutachten für die Unterredung ihres Herzogs Maximilian mit dem Cardinal Millano im Juni 1608 die Situation mit den Worten kennzeichneten: „das ganze wesen ist in einer sehr großen imperfection und gar sorgsamb.“³⁾

Zwischen den eben genannten Versammlungen von 1608 und 1613 fällt die Bildung der beiden Religionsverbände mit einem ausgeprägten politischen Programm; im Mai 1608 wurde dank der Initiative der Kurpfalz die protestantische Union ins Leben gerufen, und reichlich ein Jahr

¹⁾ So viel mir bekannt wurde, bildet die erste Beschäftigung mit diesem Stoffe ein Vortrag des preußischen Staatsarchivars Georg Wilhelm v. Raumer (1800/1856) am 25. Februar 1843 im zweiten Jahr des Anfangs 1842 gestifteten „Wissenschaftlichen Vereins“ in Berlin (vgl. die Chronik zum 25 jährigen Bestehen dieses Vereines, 1866, S. 11); der Berliner Kalender auf das Schaltjahr 1844 enthält dann auf S. 263/304 diesen wohl beträchtlich erweiterten Vortrag, der — vollkommen getreu im Wortlaute — im 8. Bande der Zeitschrift Der Bär (1882) passim wieder abgedruckt wurde. Merkwürdiger Weise enthält der 14. Band dieser Zeitschrift auf SS. 645/8, 647/50 nochmals eine gekürzte Fassung derselben Ausführungen. — Eine hierher gehörige gleichzeitige Publikation ist der Aufsatz Haacke's: Tilly in Stendal 1627 im 2. Bande der Märkischen Forschungen, 1843, S. 83/96. — Durch die bündereiche Publikation der „Briefe u. Akten zur Vorgeschichte des 30jährigen Krieges“ sind wir in vielen wichtigen Einzelheiten weitergekommen.

²⁾ Es kann hier nur auf die immer noch einzig brauchbare Darstellung dieser Zeit hingewiesen werden: Moritz Ritter: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges, 2 Bde. 1889/1908.

³⁾ Briefe u. Akten, Bd. 6, S. 416.

später, im Juni 1609, schlossen sich in München katholische Fürsten zur Liga zusammen. Wenn auch diese Bündnisse keineswegs alle Herrscher des jeweiligen Bekenntnisses umfaßten, so hatten damit doch die Gegensätze im Reich die sichtbare Gestalt des Staates im Staate angenommen. Daß diese beiden Parteien sich in offenem Kampfe gegenübertraten, hatte seinen letzten Grund außerdem darin, daß noch zwei Einflüsse von außen her sich geltend machten: als nach den Erschütterungen durch die Reformation um 1600 die katholische Partei in Italien und Deutschland wieder ihre Kräfte zu sammeln begann, tat sie dies in bewußter Anlehnung an den spanischen Jesuitismus, welcher, durch die Maßnahmen Rudolfs II. unterstützt, einen fremdartigen, zerstörenden Einfluß auf die deutschen „Nationen“ ausübte. Gleichzeitig aber begann der aus republikanischem Geiste geborene schweizerische Calvinismus Raum und Wirkung zu gewinnen: ein „Prinzip der Beweglichkeit“ führte nun einen Teil der deutschen Fürsten, die diese Lehre annahmen, direkt von den Dingen des Glaubens zur politischen Betätigung.

In den spanischen Niederlanden stießen diese beiden feindlichen, religiös-politischen Elemente in langen Kämpfen zunächst zusammen; noch hielten die lutherischen Fürsten fest an Kaiser und Reich, da sich die fast orthodoxe Strenge ihres Bekenntnisses gegen die Anwendung offener Gewalt richtete; die Pfalz jedoch, welche sich der reformierten Lehre und den daraus sich ergebenden Bestrebungen zuwendete, versuchte, das Haus Österreich in seiner Verbindung mit Spanien zu stürzen. Deshalb drängte es die Union zu den Verhandlungen und dem Bündnisse mit dem — katholischen — vierten Heinrich von Frankreich, weil für diesen eine Schwächung Österreichs Bedingung seiner Macht war.

Für den inneren Krieg in Deutschland bedurfte es nach solchen Gegensätzen nur noch des äußeren Anlasses; dieser trat denn auch in zwifacher Form ein: das herzoglich Jülich-Clevesche Haus starb aus und die protestantischen Böhmen erhoben sich gegen die katholische Landesherrschaft, nachdem es weder Rudolf II. noch Matthias gelungen war, in diesen damaligen Kernlanden ihrer Macht und Stellung eine Kompromißlage zu schaffen. Für die politische Lage war das Aussterben des Hauses Jülich-Cleve der wichtigere Faktor, denn diejenige Partei, welche in den Besitz dieser Länder, in der Nähe der spanischen und freien Niederlande, kommen würde, mußte ein auf die Gesamtlage wirkendes nicht unbedeutendes Übergewicht erlangen. Spanien und Holland suchten daher dort Einfluß zu gewinnen. Nun gehörte das Kurhaus Brandenburg zu den Hauptprätendenten dieser in jedem Sinne nicht unbeträchtlichen Erbschaft; das war die äußere Veranlassung, daß es den unierten Strömungen und Bestrebungen sich näherte; Johann Sigismund eröffnet durch seinen Übertritt zum beweglichen Calvinismus jene Bemühungen preußischer Regenten, die auf eine Vereinigung, eine

Vermittlung beider Kirchen hinzielen. Verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Brandenburg und Pfalz erhöhten die Festigung der Union, wenn zunächst auch noch materielle Unsicherheiten den Ausbruch der Gegensätze hinausschoben. Doch erlangte die Pfalz in den böhmischen Wirren ein Übergewicht; aus politischen Gründen hoffte sie auf Frankreichs Beistand, aus verwandtschaftlichen auf Englands Hilfe; so ließ sich Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, zum König von Böhmen wählen und krönen. Zur Durchführung solcher Gedanken und Pläne freilich hätte eine Persönlichkeit von der Geschlossenheit Wilhelms von Oranien gehört; der neurasthenische Winterkönig war dem nicht gewachsen und wurde bei der ersten kriegerischen Auseinandersetzung in der Schlacht am Weißen Berge im November 1620 völlig vernichtet. Dadurch wurden die Machtverhältnisse in Deutschland wesentlich verschoben; Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg war jetzt nicht mehr in der Lage, sich für das Haus Pfalz, dem er durch Bekenntnis, Interessen und Verwandtschaft verbunden war, offen einzusetzen, zumal der unerwartete katholische Sieger darauf ausging, die Gegenpartei politisch und religiös zu unterdrücken und zu schwächen. Ganz ist ihm dies ja in des Krieges ersten Jahren, als noch keine auswärtigen Mächte dem protestantischen Bekenntnis zu Hilfe kamen, nicht gelungen. Im Zusammenhange damit stand am brandenburgischen Hofe jenes „Schauskelsystem“, das mit Unrecht nur der persönlichen Schwäche des Kurfürsten zugeschrieben wird, da es, wie aus geheimen Verhandlungen erhellt, Folge einer berechneten Politik war. Er suchte so lange als möglich die Festungen zu behaupten, hielt sich aber sonst neutral; jede andere Rolle und Maßnahme hätte den jungen Staat, der wegen mancher Erfolge, Erwerbungen und Aussichten beneidet wurde, gefährdet und ich kann es nur für staatsklug halten, wenn er, in Kenntnis seiner Mittel und Kräfte, sich und sein Land nicht dem Schicksale der Pfalz und ihres Herrschers aussetzen wollte. Die engere Umgebung des Kurfürsten bildeten Mitläufer beider Parteien: Graf Schwarzenberg war überzeugter Anhänger des Kaisers, klug und gewandt genug, um seinem Herrn das Vertrauen am Wiener Hofe zu erhalten. Auf der andern Seite standen Georg Wilhelms Gattin und Schwiegermutter, die Angehörigen des Pfälzischen Hauses — Schwester und Mutter des Vertriebenen —, daneben Sigismund von Götzen und Levin von Knesebeck; beide vertraten die Politik außerdeutscher Bündnisse und hatten so die Blicke des Kurfürsten auf seinen Schwager, Gustav Adolf von Schweden, gelenkt.

Um die Mitte des Jahres 1625 nahmen die kriegerischen Verhältnisse eine neue Wendung: der König von Dänemark trat für die Evangelischen tätig auf, die antikaiserliche Partei am brandenburgischen Hofe suchte Verbindungen mit Holland und Schweden; doch als sich nach wenigen Monaten das Gerücht verbreitete, daß Wallenstein, der im Böhmischem

ein großes Heer für den Kaiser geworben hatte, aufgebrochen sei, um sich mit Tilly gegen Dänemark zu vereinigen, und schon in Thüringen stände, da schnitt man alle angeknüpften Fäden durch und verfiel wieder in die alte Neutralität. Wallensteins Armee war nicht so groß, als daß sie aus der Ferne allein schon solche lähmende Wirkung hervorbringen konnte; die Lage der Dinge hatte sich jetzt in sofern geändert, als der Kaiser selbst mit einem Heere auftrat, während die bisher allein den Krieg führende Liga aus deutschen Fürsten bestand, die mit denen protestantischen Bekenntnisses doch eine ganze Fülle gemeinsamer Interessen hatte. Jetzt verfolgte der Kaiser besondere Zwecke: die evangelischen Bistümer zur Begründung einer Hausmacht in Nord-Deutschland zu benutzen und damit dann in Deutschland eine Machtfülle zu erlangen, wie sie bisher noch keinem Habsburger beschieden gewesen war.

Auch an den Berliner Hof war von dem Friedländer die Kunde gedrungen, daß er Fähigkeiten genug besaß, um solche Dinge nicht nur in majorem gloriam des Kaisers, sondern noch viel mehr zu seinem eignen Vorteile durchzuführen. Manche bösen Worte aus dem Munde der Wallensteinschen Offiziere liefen durch die Mark: daß sie dorther die Millionen holen wollten, die er ihnen schulde; daß der General mit der Mark und Pommern schon beliehen sei, wenn er sie mit dem Schwerte erobern werde; ja sie tranken sogar öffentlich, auf dem Marktplatze von Halberstadt, auf die Gesundheit des neuen Kurfürsten von Brandenburg. Wallenstein schwieg dazu; bekannt ist, daß das Wortspiel in Schillers Lager: der neue Fürst von Friedland oder vielmehr Unruhe im Land aus den Berichten des englischen Gesandten Anstrutter stammt, der gerade diese Dinge nach Berlin meldete.

Im Frühjahr 1626 lagerte sich der wilde Mansfelder, die abenteuerlichste Erscheinung dieses Krieges, der, immer geschlagen, doch immer wieder da war und dessen Haufen die rohste Heefe darstellten, gegen des Kurfürsten Willen in die Prignitz ein. Wallenstein ließ — anscheinend schonend — dem Kurfürsten sagen, er solle die Mansfelder Armee „aus-schaffen“, „sonst muß ich nachrücken, um den Feind zu suchen, wo ich ihn treffe.“ Georg Wilhelm hatte dazu keine Mittel; daher kam es zur Schlacht bei der Dessauer Brücke im April 1626, deren siegreiches Resultat Wallenstein selber nach Berlin meldete mit der Aufforderung, nunmehr den Feind vertreiben zu helfen. Auch das gelang nicht, bis in den Juli blieb der Mansfelder in der Mark. Wallenstein hat später daraus den Vorwurf abgeleitet, der Kurfürst habe den Abenteurer sich in seinen Landen stärken lassen, während man am Hofe behauptete, Wallenstein habe durch sein eignes Zögern, den Sieg zu benutzen, eine Verschuldung des Kurfürsten gegen den Kaiser konstruieren wollen, um einen Vorwand zu haben, Georg Wilhelm zu vertreiben und sich in Besitz des Landes zu setzen. Im Juli 1626 nun zog Wallenstein durch die Mark bis nach Cottbus; auf

Schwarzenbergs Rat erwies man ihm die Ehren des Siegers, stattete die dortige Wohnung des Friedländers mit Möbeln und Tapeten aus dem Berliner Schlosse aus und legte der Mark die Verpflichtung der Proviantlieferung im größten Maßstabe auf: heimlich freilich ließ man die Einwohner warnen, ihr Vieh in Obacht zu nehmen und die Häuser nicht leer stehen zu lassen, da sie sonst unfehlbar ruiniert werden würden. Anfangs August langte die Armee — ohne die Artillerie über 16 Regimenter zu Roß und Fuß — vor Cottbus an; am 3. des Monats abends kam Wallenstein mit seinem ganzen Stabe und Troß und Gesinde, von des Kurfürsten Abgesandten geleitet. Er hat etliche Ausschreitungen seiner Truppen auf das strengste geahndet; am 5. August früh brach er nach Sagan auf, nicht ohne sich wegen der Exzesse zu entschuldigen. . . „es sei ein unmögliches Ding, daß es bei solch großer Armee, worunter allerhand Völker, also eben zugehen könnte.“ Er setzte in Schlesien bis in das folgende Jahr hinein die Kämpfe gegen Mansfeld fort; unterdessen besetzten dänische Truppen die Mark bis fast nach Berlin hin. Der Kaiser und Wallenstein ermahnten den Kurfürsten, sie zu vertreiben; auf Schwarzenbergs Rat versuchte man dies durch Mobilmachung der Ritterschaft und des Landvolkes, aber diese militärischen Einrichtungen einer vergangenen Zeit erwiesen sich als unmöglich und hilflos. Religionshaß kam mit dazu, weil lutherische Bürgerschaften in Berlin nicht „Calvinisten bewachen wollten“, das Landvolk war größtenteils feige, die Ritterschaft in den einfachsten Begriffen des kriegerischen Handwerks so unerfahren, daß die Prinzessin Katharina von der Pfalz recht hatte, wenn sie an der kurfürstlichen Tafel die Lage mit den Worten charakterisierte: „Mit dem Munde werden die Dänen oft geschlagen, aber sonst leiden sie keine Not, so wird sie Gott wohl behüten.“ Aber auch der Versuch, die Landstände zu bewegen, Geld für die Anwerbung ordentlicher Soldaten zu bewilligen, scheiterte an der völligen Unfähigkeit der Versammlung, die Lage der Dinge auch nur einigermaßen zu übersehen; „es ist eine sehr wunderliche Zusammenkunft gewesen, es hat Alles zugleich geredet; es ist ein solches Gewirr durcheinander gewesen, dergleichen wir nie erfahren.“

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

Wallenstein in der Mark Brandenburg.

Von Paul Alfred Merbach.

(Schluß.)

Da machte Wallenstein dieser Halbheit und Zerfahrenheit ein rasches Ende, indem er von Schlesien aus im Sommer 1627 durch die Mark zog und die Dänen bis nach Holstein hinauf vor sich her trieb. Von nun an wurde Brandenburg drei Jahre lang die Quartiere der kaiserlichen Soldateska nicht los; seit der Völkerwanderung und den Kreuzzügen hatte man solche Buntheit der Völker nicht beisammen gesehen; die deutschen Landschaften waren wohl alle vertreten, von Livland bis nach Italien und Holland waren sie zu den Truppen gestoßen als Führer und Söldner. Unzähliger Troß war mit solchen Haufen verbunden, dem alle Ströme märkischen Bieres nicht genügten. Niemals weder vorher noch nachher hat der Soldat solche Rolle gespielt wie in diesen Jahren: der Wallensteinische Kämpfer befahl, wo er hinkam und begegnete einem aus Furcht und Bewunderung gemischten Gefühle. Das Anwerben der Kompagnien war für Viele eine finanzielle Transaktion geworden und die Obristen und Hauptleute fühlten sich als kleine Wallensteine; ihr Vorbild hatte Güter im Werte von vielen Millionen erworben.

Im Jahre 1628 begann die Situation für den Kurfürsten bedrohlich zu werden; immer mehr verstärkte sich das Gerücht, daß der Kaiser ihn absetzen wolle. Allerdings waren genug Gründe da, um ihn in Wien verdächtig zu machen: sein Calvinismus, seine Verbindung mit dem Hause Pfalz, seine Verwandtschaft mit Gustav Adolf und Bethlen Gabor, dem Herren von Siebenbürgen, die beide des Kaisers Widersacher waren. Auch hatte Wallenstein damals schon den Plan gefaßt, Mecklenburg für sich zu erobern; als er hörte, der Kurfürst wolle sich beim Kaiser für die Herzöge verwenden, sagte er: „er solle froh sein, wenn er sein eigenes Land behält“. Vielleicht sind das auch nur Schreckschüsse gewesen, denn Wallenstein konnte Georg Wilhelm als, wenn auch nur gezwungenen, Helfer wohl gebrauchen, denn die katholischen Fürsten mit Maximilian von Bayern, dem Haupte der Liga

und seinem größten Gegner, an der Spitze würden ihnen den größten Widerstand entgegensetzen. Unter den Parteien am Hofe war man sich durchaus nicht einig, welcher Weg hier einzuschlagen war; schließlich setzte Schwarzenberg den Anschluß an Wallenstein wenigstens so weit durch, daß er, bevor er zu einer Audienz beim Kaiser in Wien fuhr, erst mit dem Friedländer eine Unterredung hatte. Dieselbe fand Mitte Juni 1628 in Frankfurt a. O. statt, als Wallenstein von Böhmen nach Pommern zog, um Stralsund zu belagern. Schwarzenberg war von den mehrtägigen Verhandlungen, die bei der Tafel, bei Gelagen und auf Spazierfahrten stattgefunden hatten, sehr erbaut; vielleicht hatte Wallenstein an des Brandenburgers praktischem, klarem Verstande Gefallen gefunden, vielleicht sah er auch immer noch die Notwendigkeit, den Kurfürsten für seine Pläne günstig zu stimmen. Eine Einladung nach Berlin nahm er an und kam mit einem Gefolge von fast fünfzehnhundert Personen am 22. Juni dort an. Georg Wilhelm war während dieser ganzen Zeit in Preußen abwesend; so konnte Wallenstein also nur von der Kurfürstin, den Prinzessinnen, dem Markgrafen Sigismund und Schwarzenberg empfangen werden. Ihm zu Ehren fand im Schlosse ein großes Diner statt, wo er die zahlreich anwesenden Damen durch die Liebenswürdigkeit seines Plauderns und ganzen Benehmens hinriß, die sich unter dem gefürchteten und gehaßten Friedländer einen tyrannischen Haudegen vorgestellt hatten. Sein Gefolge freilich fand nicht solch ungeteilten Beifall; doch blieb der ganze Zug nur eine Nacht in Berlin, da die Dinge vor Stralsund Wallensteins Anwesenheit unbedingt erforderten. Er stand damals auf der Höhe seiner Macht; die geheimen Räte in Berlin berichteten an den Kurfürsten: „Der General ist so mächtig, daß er umstoßen kann, wenn der Kaiser ja zum Rechten disponirt ist; er hat auf Erden keinen Richter mehr, hat er etwas zum Schaden kurfürstlicher Durchlaucht vor, kann er es ins Werk richten, wie er will“.

Die mißglückte Unternehmung gegen Stralsund steigerte Wallensteins tyrannisches Wesen ebenso wie auch seinen herrischen Stolz. Im Herbst 1629 wandte er sich nach Halberstadt, um sich mit Tilly wegen eines Schlages gegen Magdeburg zu beraten. Zu Wallenstein ordnete der Kurfürst eine „Schickung“ ab: den Markgrafen Sigismund und den Obristleutnant Burgsdorf, die — kurz vor Weihnachten 1629 — sehr ungnädig von dem Friedländer empfangen wurden, so daß die Erleichterung für die Mark keineswegs erreicht ward. Der Friedländer faßte diese Gesandtschaft als eine Provokation auf — „ich glaube, der Kurfürst will mich zwingen“ —: nur ein Regiment mußte die Uckermark verlassen.

So sehr der Krieg auch auf Brandenburg gelastet hat, so datieren doch aus diesen Zeiten einer Herrschaft Wallensteins einige Einrichtungen,

die sich später als nur segenbringend erwiesen haben. Er hat zum ersten Male den Unterhalt stehender Soldaten möglich gemacht, durch regelmäßige Geldzahlungen des von ihm besetzten Landes; die Einwohner der Mark wurden durch ihn an regelmäßige Kontributionen zur Unterhaltung des Heeres gewöhnt, so daß später die Landesherren es leichter hatten, für ihre Armeen Geldsteuern zu fordern. So schreibt sich die regelmäßige Grundsteuer in der Mark aus jenen Tagen her, da Wallenstein sie als Standquartier erwählt hatte; auch die Accise ward nicht erst vom Großen Kurfürsten eingeführt: ihre Anfänge fallen in jene Zeit, da eine durch den lebhaften Geldumlauf im kaiserlichen Heere herbeigeführte Zufuhr der Luxus- und Bedürfnisgegenstände den Gedanken nahe legte, neben dem Grundeigentum auch die Einfuhr in das Land zu den Steuern heranzuziehen. So ward damals das Instrument gebildet, um den Staat nach jahrelangen Erschütterungen wieder zu heben: so war Wallenstein nicht nur eine tragische Persönlichkeit, sondern auch eine schöpferische Kraft, deren Wirken in die Zukunft hinausgriff. Auch das Institut der Kreislandräte, als Nachahmung einer holländischen Einrichtung, ward in jenen Jahren — durch Schwarzenberg — gegründet. Ursprünglich Beamte, um die technischen Vorgänge bei Einquartierungen usw. zu erledigen und zu beaufsichtigen, wurden sie später von den Ständen gewählt, verknüpften aber landesherrliche und ständische Interessen miteinander und waren dadurch ein nicht unwichtiges Moment in der Entwicklung unserer Staatsverwaltung.

Als dann im Februar 1630 Wallenstein wieder nach Böhmen zog, fand die letzte Berührung des Friedländers mit der Mark statt; er hatte eine Zusammenkunft mit Schwarzenberg, über die ein ausführlicher Bericht vorliegt. Hauptsächlich wurde bei dieser Gelegenheit die pommersche Frage erörtert, auch von Schweden wurde gesprochen, da schon die ersten Nachrichten von Gustav Adolfs Plan über die Ostsee gedrungen waren. Irgendwelche Forderungen oder Maßregeln wurden von Wallenstein nicht gestellt oder erteilt. Als dann kaum anderthalb Jahre später Wallenstein wieder auf einem Regensburger Reichstage abgesetzt wurde, beteiligte sich der Kurfürst von Brandenburg nicht an den Verhandlungen, wohl aus Furcht vor einer Wieder-
vergeltung.

Als der Schwedenkönig hierauf in Deutschland seine Hilfsaktionen begann, hat Georg Wilhelm fest zu ihm gehalten, bis dann später nach dem Tage von Lützen Sachsens Abfall und Oxenstierna's zu weit getriebene Ansprüche ihn zwangen, die Verbindung aufzugeben. Aus jenen Jahren datieren weitgreifende Pläne, die allerdings damals an dem wirtschaftlichen und politischen Zustande der Mark scheitern mußten: man beschäftigte sich ernstlich mit dem Gedanken, Schlesien zu erobern, und Gustav Adolf wollte den Kurprinzen — den späteren

Großen Kurfürsten — mit seiner Tochter Christine vermählen, um so das große evangelische Reich am mare balticum zu gründen. Seine Worte: „Ich sehe vor mir die Fundamenta eines großen Reiches“ gingen dann anders in Erfüllung, als er es meinte; jene Episode in dem jahrzehntelangen Ringen, als die Mark mit in die Händel der Welt hineingezogen wurde, ist weder äußerlich noch innerlich ohne Wirkungen für die kommenden Zeiten gewesen.

11. (3. ordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. September 1913 im Märk. Museum.

Vorsitzender: Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIII und XXV bis XXIX her.

A. Allgemeines.

I. An die Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte in Görlitz, Vors. unser K. M. Herr Direktor Feyerabend, ist zum 25jährigen Bestehen ein herzliches Glückwunschsreiben abgesandt.

II. U. A. M. Herr Rektor Monke sowie Herr Redakteur Dr. Franz Hirsch haben beim Vorstand ersucht, daß dieser die Bitte wegen Errichtung eines Denkmals für Willibald Alexis (Dr. Häring) dem Magistrat vortrage. Es soll namentlich auf den Viktoriapark hingewiesen werden, wo sich bekanntlich schon mehrere Dichter-Denkmäler befinden. Die Versammlung erklärt sich hiermit gern und einstimmig einverstanden. Der I. Vorsitzende und der II. Schriftwart Prof. Dr. Pniower übernehmen die Feststellung des Wortlauts.

III. Vorlage: Es wird auf den kursierenden Vortrag des Geh. Oberbaurat Hossfeld hingewiesen, der in sehr beachtenswerter Art über „Technisches zur Denkmalspflege“ gesprochen hat.

IV. Es wird mit patriotischer Anteilnahme der Gedächtnisfeier der Schlacht bei Großbeeren (23. Aug. 1813) und der des vom Kreise Teltow auf der Höhe des Schlachtfeldes am 23. v. M. eingeweihten Gedächtnisturmes gedacht.

B. Persönliches.

V. Durch Tod verloren wir leider 3 Mitglieder. Kaufmann Alfred Dermitzel am 25. August. — Am 28. Juli in Niedergörsdorf unser Korr. Mitglied Pfarrer em. Eduard Zimmermann, wohl verdient insbesondere um die Ausstattung der Schlachtfelder von Dennewitz und

Niedergörsdorf, die wir am 7. besichtigten, und Pfarrer Karl Crüsemann, der am 22. im Alter von 46 Jahren plötzlich dahingerafft wurde. — Die Versammlung ehrt das Gedächtnis ihrer Toten durch Erheben von den Sitzen.

C. Naturkunde und Technik.

VI. Vorlage: U. Ehrenmitglied Geheimrat Dr. Conwentz gibt in den Botanischen Jahrbüchern von Engler, Bd. 46 Heft 5 1912 interessanteste Mitteilungen über die Dichtigkeit des Auftretens der Eibe (*Taxus baccata*).

VII. Zur Verteilung gelangt in vielen Exemplaren „Berlin im Balkonschmuck“ empfehlens- und beachtenswertes Propagandablatt der Deutschen Gartenbau-Gesellschaft, Abt. für Pflanzenschmuck.

VIII. Vorlage: H. Klose: Unsere errat. Blöcke 1913 herausg. von der Staatl. Stelle für Naturschutz. — Prof. Dr. Nickel - Frkf. a. O. „Neue Funde von Naturdenkmälern im Untergrunde der Mark“ in der Frankf. Oder-Zeitung vom 26. Juni 1913, vermehrt die Zahl der neu aufgefundenen bzw. zu schützenden großen erratischen Blöcke. — Prof. Dr. Roedel - Frkf. a. O. verbreitet sich über unsere Sedimentär-geschiebe im „Helios“ 27. Bd. 1913, Frkf. a. O.

IX. Mitt. des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg Juli und August 1913 im Juliheft S. 44 über den Gänsesäger, einen leider immermehr ausgerotteten Wasservogel.

X. Vorlage: O. Schrock-Strausberg: „Die Lilienconvallarien-Wälle“ abgedruckt der von unserm für die Heimatkunde des Oberbarnim und der angrenzenden Kreise in der Zeitschrift „Aus der Heimat“ unermüdlich tätigen Herrn Redakteur Rudolf Schmidt vgl. 1913 (S. 861—863. Es handelt sich um die nächst dem berühmten Wald „der Blumental“ als die botanisch interessanteste Stelle in Strausbergs weiterer Umgebung: ein Wiesen- und Torfbruch mit kleinen bewaldeten Hügeln, „die Lilienconvallarien-Wälle“ genannt. Diese Niederung erstreckt sich von der Ostbahn in südlicher Richtung bis zum großen Stienitzsee, den ich mit gleichgesinnten Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia öfters u. a. auch auf einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums durchwandert habe. Im Mai sind hier die Schlüsselblumen häufig, früher war auch die wohlriechende Maiblume (*Convallaria majalis*) häufig (jetzt weniger) denn man hat ja, sagt Schrock, die Hügel nach ihr benannt. Im Volksmunde führen sie die ähnliche Bezeichnung: Lilienconvallien-Wälle. Prof. P. Ascherson hat nachgewiesen, daß der Name „Liljenconvalljen“ zurückzuführen sei auf den lateinischen Namen, den die Maiblume in alten Kräuterbüchern führt. Auch Johannes Trojan macht über diesen Namen interessante Mitteilungen. Er sagt vom Maiglöckchen: Lilie heißt es nicht mit Unrecht,

denn es wird noch jetzt von den Botanikern zu den lilienartigen Gewächsen gerechnet, und auch Lilie der Täler erscheint als ein nicht unpassender Name, weil sie vorzugsweise an den Abhängen von Bergen und Hügeln wächst. Schrock verweist noch auf das Hohelied Salomonis, worin die Vulgata von „Lilium convallium“ spricht.

XI. Rudolf Schmidt gibt S. 857 flg. eine auch naturgeschichtlich nicht uninteressante Geschichte über den bekannten Eberswalder Wasserfall, nahe der Eisenbahnhaltestelle gleichen Namens. Der erste Anfang datiert etwa um 1800, 1884 wurde er nach den Vorschlägen des Geologen Prof. Dr. Georg Berendt in seinen heutigen Zustand gebracht.

XII. S. 1079. „Die bunte Buche“ bei Neuendorf nahe Oderberg, die wir bei einer Pflugschaft des MM's unweit des sog. „Großen Steins“ eines mächtigen Granitblocks besichtigten, und die damals noch in ihrer jahrhundertalten Pracht ehrfurchtgebietend dastand, ist nunmehr ein Stumpf oder Rumpf von kaum $2\frac{1}{2}$ m Höhe. Zwar ist die Abbildung eines Soldaten und die dazugehörige Inschrift: „So kam der Unteroffizier E. 1806 auf Urlaub“ noch auf dem steinharten Holz eingeschnitten zu lesen, aber die Krone liegt in zwei Teile gespalten daneben.

XIII. Vorlage betr. die Jahrhundertgedächtnisausstellung des Historischen Vereins zu Brandenburg a. H. Dieselbe soll am 18. Oktober eröffnet werden, und umfaßt eine reichhaltige Sammlung von Erinnerungen an 1806—1815. Es wird dringend eingeladen dieselbe in dem Raum der nach dem brandenb. Künstler Wredow so genannten Wredowschen Zeichenschule zu besichtigen.

XIV. Die Jahrhundertfeier auf dem Schlachtfelde bei Hagelberg fand am 27. August statt. Wie der B. L. A. vom 28. erzählt, wehten vor jedem Haus im Ort Fahnen und Flaggen, Girlanden zogen sich an den Fassaden entlang und überspannten die Straßen. Galt es doch, die nach Tausenden zählenden Festgäste, die zur Jahrhundertfeier von nah und fern herbeigeeilt waren, würdig zu empfangen. Mit klingendem Spiel waren die Krieger- und Veteranenvereine zum Borussia-denkmal marschiert, das zwischen Lübnitz und Hagelberg eine der waldumsäumten Höhen des Fläming überragt. In weitem Bogen umstanden die Vereine die Waldeslichtung vor dem Denkmal, an dem unmittelbar die Fahnen Aufstellung genommen hatten. Als Vertreter des Kaisers war Generaladjutant von Loewenfeld erschienen, der am Fuß des Berges durch Landrat von Tschirschky empfangen und zum Denkmal geleitet wurde, wo ihn im Namen der vereinigten Familie von Hirschfeld ein Urenkel des Freiheitskämpfers Rittmeister von Hirschfeld vom Regiment der Gardes du Corps begrüßte. Als Vertreter des Oberpräsidenten war Oberpräsidialrat Graf von Roedern anwesend. Regierungspräsident von der Schulenburg, der Garde-Jäger-Uniform angelegt hatte, war persönlich

erschieden. Ebenso fehlten auch die Nachkommen des Generals v. d. Marwitz nicht, der durch das umsichtige, rechtzeitige Eingreifen seiner Brigade damals die Entscheidung des Kampfes herbeiführte. Ein Feldgottesdienst, dem Superintendent Bree den Hoffnungsspruch aus dem 22. Psalm zugrunde legte, eröffnete die Feier. Chorgesang des „Niederländischen Dankgebetes“ leitete dann zur Festrede des Vorsitzenden des Kreis-Kriegerverbandes Zauch-Belzig Oberst von Oppen über, die in ein begeistert aufgenommenes Hurra auf den Kaiser ausklang. In beredten Worten schilderte hierauf Landrat von Tschirschky den Kampf und seine unmittelbaren Folgen, wobei er besonders dem Verdienst der Landwehr volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Unter den Klängen des alten Preußenliedes schritt nunmehr General von Loewenfeld zum Denkmal, an dem das Medaillonporträt General von Hirschfelds angebracht war, um dort den Kranz des Kaisers niederzulegen. Ihm schlossen sich die Familien von Hirschfeld und von der Marwitz sowie die Abordnungen der einzelnen Verbände an. Nachdem General von Loewenfeld die Fronten der Kriegervereine abgeschritten und hierbei manchem ergrauten, mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Veteranen die Hand gereicht hatte, brachte er mit laut vernehmbarer Stimme den Dank des Kaisers für die überaus reiche Beteiligung an der Feier zum Ausdruck. Ein Parademarsch bildete den Abschluß des Festaktes. Unter den Birken in der Schlucht östlich Hagelberg, der damals der Hauptangriff galt, war ein schattiger Festplatz geschaffen. Hier vereinigten sich alle Festteilnehmer zu gemütlichem Beisammensein, das in der Aufführung des vaterländischen Schauspiels „Hagelberg“, von P. Quade, seinen Höhepunkt fand. Das Festspiel, das den Vorgängen in den Unglücksjahren sowie der begeisterten Erhebung in der Mark vollauf gerecht wurde, fand lebhaften Beifall. Am Abend erfolgte der Einzug der Kriegervereine in das festlich illuminierte Belzig.

XV. Vorlage: Die Denkschrift über die Notwendigkeit eines gesetzlichen Schutzes der Bodenaltertümer in Preußen von Prof. Dr. Carl Schuchardt sowie eine bezügliche Eingabe der Westdeutschen Museen an das Preuß. Abgeordnetenhaus vom 31. März d. J. werden zur Kenntnisnahme vorgelegt mit dem Hinzufügen, daß das neue Schutzgesetz bereits in einigen Monaten erscheinen wird.

XVI. Patriotische Vorlagen: a) Maximilian Böttcher: Vaterländ. Schauspiel aus Preußens Nacht und Not. Dies 3aktige Drama des Verfassers, des Leiters der hiesigen Deutschen Nationalbühne (Freie Vereinigung und klassisches Theater für die höheren Lehranstalten Berlins und der Vororte) behandelt den Abfall Yorcks von Napoleon und die Tauroggener Konvention (25., 28. u. 29. Dez. 1812) in lebendiger und ergreifender Weise, so daß wir als vaterländische Vereinigung und als einzelne Mitglieder uns Mühe geben wollen, eine Aufführung in

Berlin zu Stande zu bringen. Auch hier zeigt es sich wieder, daß die Theater-Unternehmer teilweise und nicht selten, gegen ein neues ernsthaftes, patriotisches Schauspiel sich ablehnend verhalten, während sie, dem verdorbenen Geschmack gewisser Kreise des Publikums huldigend, seichte und frivole Stücke mit Vorliebe bringen. Bis jetzt ist es trotz allen Empfehlungen nicht möglich gewesen, eine Theaterdirektion für das verdienstvolle Schauspiel zu gewinnen. [Nachträglicher Zusatz. Endlich ist es doch gelungen und die Aufführung für den Februar 1914 im Neuen Schauspielhaus (Krolls Theater) gesichert. — Da letzteres leider wegen des neuen Opernhausbaues bald abgebrochen wird, so hat es damit ein würdiges Finale gefunden. Bei der Aufführung werden neben Berufsschauspielern auch Herren und Damen aus anderen bürgerlichen Kreisen teilnehmen.] b) „Gold für Eisen“ Jubiläumsschauspiel in drei Akten von Diederich Röhling. Vaterländisches Volksschauspiel aus den Jahren 1806, 1812 und 1813, Ort der Handlung in Spandau. Unter den Personen des historisch bewegten Festspiels treten u. A. Napoleon, Murat, der Marschall Lannes auf. Verf. ist Dichter des Festspiel „Hie Zollern Allzeit“, das im Sommer 1912 auf der Freilichtbühne des Pichelswerder aufgeführt wurde zur Erinnerung an die 500jährige Wiederkehr des Einzugs der Hohenzollern in die Mark. Finanziell hat dies Festspiel mit einem Defizit für die Spandauer Unternehmer abgeschlossen und die Stdt. Behörden unserer Nachbarschaft haben keine Lust, das neue Stück obwohl es speziell spandauisch ist, aufführen zu lassen. Verf. wünscht nun Aufführung seitens der Brandenburgia oder seitens derselben einen Zuschuß von 10—15000 M. Selbstverständlich kann aus Gründen die allbekannt sind, hiervon keine Rede sein und in diesem Sinne ist Herr Röhling unter dem 10. Juni abschlägig beschieden worden. Das Stück ist im Übrigen nicht ohne Geschick aufgebaut und sollte von der Spandauer Bürgerschaft in Spandau nun aus eigenem Antriebe aufgeführt werden. — c) K. J. Homburg-Nachrichten, die Einschließung und Belagerung der Stadt und Festung Spandau i. J. 1813 betreffend. Unser verehrtes Mitglied Herr Oberpfarrer Recke hat das große Verdienst, dieses denkwürdige Büchlein seines Amtsvorgängers an St. Nikolai mit einem Plan aus der Belagerungszeit neu (Verlag der Hopfschen Verlagsdruckerei in Spandau) herausgegeben zu haben. Bis zum 27. April dauerte die Fremdherrschaft in der alten brandenburgischen Feste.

XVII. Vorlage: Christoph Voigt: „Neue Forschungen über Groß-Friedrichsburg“. Koloniale Monatsblätter vom Juli und August 1913. Der Verf., unser geschätztes Mitglied, bekannt als ebenso unermüdlicher wie glücklicher Forscher auf dem Gebiet des brandenburg-preußischen Marine- und Kolonialwesens, vermehrt durch diese Mitteilungen die nicht sehr reichlich fließenden Quellen über unsere

überseeischen Beziehungen im 17. und 18. Jahrhundert und wir erinnern uns dabei, welche wichtigen Faktoren in diesen Dingen unsere regere Heimat Berlin (vgl. Benjamin Raule) und als Schiffsbauplatz Havelberg) geliefert haben.

XVIII. Im Anschluß hieran lege ich von den Pommerschen Monatsblättern die Nrn. 6/7, Juni/Juli 1913 vor, um Ihnen von einem Aufsatz Kenntnis zu geben, betitelt „Erste Anfänge einer preußischen Kriegsmarine von H. L. S. 82–88 mit 4 Abbildungen. Da wird die 1819 gebaute Galeas „Amalia“ dargestellt. Ferner die etwas anders gebaute Galeas „Concordia“ 1813 erbaut. Dann das 1812 gebaute Kgl. Preuß. Zollwachtschiff „Die Schwalbe“. Das interessanteste aller 4 Schiffe ist der als Yacht getakelte Einmaster, 1806 in Wollin gebaut, 42 Register-tons groß, der anfänglich den Namen „Delphin“ führte. Als die Preußen 1813 die von den Franzosen gehaltene Festung Stettin belagerten, diente das mit 6 Geschützen armierte Schiff zur Blockierung auf dem Damm-schen See. Nach den Befreiungskriegen wurde es verkauft und erhielt den Namen „Morgenröte“, durfte auch den Kriegswimpel weiterführen, leider scheiterte es im 85. Jahre seiner Dienstzeit also 1891 in der Nähe des Kolberger Hafens und ging samt der Ladung völlig verloren. Diese Marineanfänge sind völlig der Vergessenheit anheimgefallen, verdienen aber auch in unseren Kreisen neubelebt zu werden.

XIX. Vorlage der Monatsblätter des Touristenklubs für die Mark Brandenburg. Die Septemhernummer v. J. enthält als bemerkenswert einen Artikel über Dennewitz von E. Schwarz.

XX. Vorlage der schön ausgestatteten Festschrift zur 200 Jahrfeier (3. Mai 1913) der Nicolaischen Buchhandlung Brüder-straße 13, beteiligt bei der Herausgabe ist nur Nicolai Sortiment (Borstell & Reimarus).

XXI. Der Herr Landesdirektor u. Ehrenmitglied von Winterfeldt hat die Güte uns eine Anzahl Prospekte mitzuteilen, welche sich auf das neubegründete Denkmalarchiv der Provinz Brandenburg im Landes-hause beziehen. Auf dem ersten deutschen Denkmalarchivtag in Dresden, der kürzlich unter der Leitung des Geheimrat Genthe in den Räumen der Technischen Hochschule stattfand, hielt Geheimrat Wolff (Potsdam) einen interessanten Vortrag über „Denkmalarchive“. Im Denkmalarchiv sollen nach Möglichkeit alle Zeichnungen, Bilder, Photographien, kurz sämtliche erreichbaren graphischen Urkunden aller zu seinem Bezirk gehörenden Baudenkmäler von historischer oder kunstgeschichtlicher Bedeutung gesammelt werden. In Deutschland hat der Vortragende als erster 1901 in Straßburg für das Elsaß ein solches staatliches Institut geschaffen, dessen segensreiche Wirkungen und Erfolge zur Nacheiferung angeregt haben. Nach dem Straßburger Vorbild sind in kurzer Zeit weitere solche Archive entstanden in Bonn für die Rheinprovinz, in Dresden für das

Königreich Sachsen, in Darmstadt für das Großherzogtum Hessen und ganz jüngst, ebenfalls eine Schöpfung des Vortragenden, in Berlin das Denkmalarhiv für die Provinz Brandenburg.

Ich habe mich von der zweckmäßigen Einrichtung dieses für die brandenburgische Heimatforschung hochwichtigen, mit zahlreichen Abbildungen bestens ausgestatteten Archivs kürzlich an Ort und Stelle überzeugt und fordere zu einer recht fleißigen Benutzung auf.

XXII. Vorlage: „Deutscher Volkswart.“ mit der Beilage: Das Volks- und Jugendschrifttum. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Ich lege das sehr reichhaltige 1. Heft des 1. Jahrganges dieser Zeitschrift vor, die Gerhard Krügel herausgibt und vielerlei Beziehungen zu unserer Heimatkunde verspricht.

XXIII. Vorlage: Forschungen zur Brandenb. u. Preuß. Geschichte 26. Bd. 1. Hälfte 1913. Für uns besonders beachtenswert: Hermann Krabbo (Leipzig) „Das Geburtsjahr des Markgrafen Woldemar“ (als er im August 1319 verschied, muß er mindesten am Ende des 38. Lebensjahres gestanden haben). Ganz genau ist dieser Tag wie der der Geburt (Oktober 1281) und noch manches Andere aus dem Leben dieses hochbegabten Askaniers leider nicht festzustellen. — H. v. Caemmerer: „Die Einnahmen des Kurfürsten Albrecht Achilles.“ — Dr. W. Bruchmüller (Leipzig): „Ein Beitrag zur Geschichte des Russeneinfalls in die Neumark 1759“. — Prof. Dr. Felix Rachfall in Kiel „Bernadotte und Bülow vor Wittenberg“. Krit. Studien zur Schlacht von Dennewitz. 2. Hälfte. (Belastend für den Kronprinzen von Schweden.)

XXIV. U. M. Herr Admiralstabssekretär Christoph Voigt stellt uns die folgende Mitteilung über das große Modellschiff im Hohenzollern-Museum (vgl. N. Preuß. Z. vom 13. Juli d. J.) gütigst zur Verfügung.

Eine ebenso überraschende wie für unser Hohenzollernmuseum bedeutsame Kunde kommt von Amsterdam. Dort ist es den emsigen Forschungen des schiffskundigen Gelehrten de Balbian Verster gelungen, in das Dunkel, das bisher die Geschichte des großen Modellschiffes in dem genannten Museum umhüllte, Licht zu bringen und uns wertvolle Aufklärungen über seinen Ursprung zu geben.

Anlaß zu den Untersuchungen des holländischen Forschers gab die Ausstellung, die gegenwärtig unter dem Namen der Ersten niederländischen Marineausstellung zu Amsterdam ihre Pforten geöffnet hat und in ihrer Reichhaltigkeit eine umfassende Übersicht über das gesamte Gebiet von Seewesen und Schifffahrt gibt. Namentlich ist es da die geschichtliche Abteilung mit ihrem außerordentlich reichen Material an alten Modellschiffen, die nicht nur der Menge, sondern vor allem der künstlerischen Bedeutung nach Beachtung verdient. In letzterer Hinsicht nun ist es

Deutschland, das hier den Vogel abgeschossen hat. Der Kaiser hat aus den Beständen des Hohenzollern-Museums eine Zierde desselben, das große alte Schiff aus dem 17. Jahrhundert, der Ausstellungsleitung zur Verfügung gestellt, und nun bildet dieses dank seiner minutiösen Ausführung den Hauptziehungspunkt jener Veranstaltung, dem selbst die Holländer, jenes Seevolk par excellence, nichts gleiches an die Seite stellen können.

Das Gesuch des Ausstellungsausschusses um Hergabe des Modells war durch Vermittlung des Ministeriums des Auswärtigen von dem niederländischen Gesandten in Berlin, Baron Gevers, dem Kaiser vorgetragen worden und fand Genehmigung, und das prächtige Schiff wurde nach Amsterdam, seiner alten Heimat, befördert, nachdem es angesichts seines hohen Kunstwertes mit 100000 M. versichert worden war.

Wiederholt ist unser Schiff, das die Bewunderung der Fachleute und Laien in gleichem Maße genießt, von andern dem Seewesen sich besonders widmenden Museen begehrt worden, aber immer noch ist es dem treuen Hüter der Schätze des Hohenzollern-Museums, Geh. Regierungsrat P. Seidel, geglückt, es seinem Museum zu erhalten. Wir haben in ihm ein altes holländisches dreimastiges Schiff, Zwischenglied zwischen Linienschiff und Fregatte, aus dem 17. Jahrhundert vor uns. Der Rumpf hat die ansehnliche Länge von drei Meter und trägt vorn als Gallionsbild die typische Löwenfigur. Das Schiff verläuft nach hinten in schönem Schwunge nach oben ansteigend, mit hohen Aufbauten und schräg abfallendem Deck. Besonders fällt das mit reicher Schnitzarbeit verzierte Hinterteil (Heck) auf. Die drei Laternen am oberen Rande machen es als Admiralschiff kenntlich, darunter prangt in bunten Farben das Nassau-Oranische Wappen mit der Devise des Hosenbandordens: „Hony soit qui mal y pense“. Die Fläche des Spiegels (Rückwand) ist zum Herausnehmen eingerichtet, so daß wir in das Innere der Kajüten mit den übereinander liegenden Decks hineinschauen können. Auf dem Bugspriet mit der Blinde (Wassersegel) findet sich noch ein besonderer kleinerer Mast mit Segel, den es heut nicht mehr in der Segelschiffahrt gibt. Interessant ist der dreieckige aus dem Seewesen des Mittelmeers stammende Besahn, der sich später durch Fortfall des vor dem Mast hervorragenden Teiles von Rah und Segel in das heutige Gaffelsegel verwandelt hat.

Von der Vorgeschichte des schönen Kunstwerkes wußte man bis heute nur, daß es im Jahre 1800 von König Friedrich Wilhelm III. auf die Kunstkammer gegeben war, und es galt als Geschenk der fürstlich Oranischen Familie an den Großen Kurfürsten.

Dem schönen Schiff nun galt das Studium des Herrn de Balbian Verster, dem Holland schon so manche Aufschlüsse über Darstellungen bisher unbekannter Seegefechte, Schiffe usw. verdankt, und so ist es

ihm im Verein mit seinem Mitarbeiter Herrn 't Hooft gelungen, die Vorgeschichte unseres Schiffes zu erhellen. Er fand nämlich heraus, daß es mit der „Hollandia“, dem Flaggschiff des berühmten Admirals de Ruyter merkwürdige Ähnlichkeit besitzt, ferner, daß es auf einer Amsterdamer Werft gezimmert war, wobei sich die überraschende Tatsache ergab, daß die Schiffe selbst in den räumlich wenig umfangreichen Niederlanden nicht nach einem Typ gleichmäßig erbaut wurden, sondern daß man scharf zu unterscheiden hat zwischen Rotterdamer und Amsterdamer Fahrzeugen. Unser Modell ist Amsterdamer Erzeugnis. In der Geschichte des genannten Admirals spielt es eine gewisse Rolle.

Im Juni 1665 war die holländische Flotte bei Lowestoft von den Engländern geschlagen worden; während der Schlacht flog das Admiralschiff mit Admiral van Wassenaer in die Luft; viele Schiffe verbrannten oder wurden eine Beute des Feindes. Allgemein war die Niedergeschlagenheit in Holland. Da brachte der Zufall Hilfe; Admiral de Ruyter kehrte unvermutet von seiner westindischen Expedition glücklich heim. Im Nebel war er mit seinen Schiffen den ihm auflauernden Engländern entgangen, und es gelang ihm in Delfzyl einzulaufen. Neue Hoffnung griff nun in den Herzen der Niederländer Platz; neue Rüstungen wurden getroffen und neue Schiffe auf Stapel gelegt.

Der weitere Feldzug — nun unter Ruyters Leitung — war in diesem Jahre zunächst nicht erfolgreich; allein die von Ostindien heimkommende reich beladene Flotte, die von den Engländern als willkommene Beute erwartet wurde, konnte, oben um Schottland herumgehend, nach Bergen einlaufen, nachdem sie ein feindliches Geschwader abgeschlagen und mehrere Schiffe eingebüßt, und dann die Heimat erreichen. Am 3. Oktober 1665 trat das neue Admiralschiff, die „Hollandia“, zur Flotte; sie war zu jener Zeit nicht nur das neueste, sondern auch das größte und schönste Fahrzeug, das die Generalstaaten besaßen. Ruyter schiffte sich hier mit dem Ratspensionär Johann de Wit (nicht mit dessen Bruder Cornelius) und mehreren Abgesandten der Staaten auf dem „Texel“ ein.

Erst in dem neuen Feldzug im Frühjahr 1666 ist Ruyter auf das für ihn bestimmte neue Admiralschiff „Die Sieben Provinzen“ übergegangen. Dieses berühmt gewordene Schiff, dessen Name noch heut in Hollands Kriegsmarine fortlebt, war in Rotterdam erbaut; es war größer als die „Hollandia“ und von abweichender Bauart.

Da bekam Ruyters Flotte am 16. Mai 1666 auf dem „Texel“ fürstlichen Besuch; es war drei Wochen vor der berühmten „Viertageschlacht“. Der Kurfürst von Brandenburg, der große Friedrich Wilhelm, erschien mit seinem 15jährigen Neffen, dem Prinzen Wilhelm von Oranien und nachmaligen König Wilhelm III. von England, ferner mit dem Prinzen Moritz von Brasilien, den Fürsten von Anhalt und Holstein, den Grafen von

Solms und Dohna und anderen hohen Herren. Man besuchte zunächst das Flaggschiff und sodann die anderen Admiralschiffe. Tags darauf ward der Besuch wiederholt. Der Admiral veranstaltete zu Ehren seiner hohen Gäste ein Festmahl, zu dem auch die Abgeordneten und die Mitglieder der Admiralität eingeladen wurden. Alle Schiffe waren in Flaggengala. Zur Belustigung der hohen Gäste vollführten die Matrosen allerlei Manöver und waghalsige Kunststücke in der Takelage und brachten ihre Liebe zum Hause Oranien in dem oft wiederholten Zuruf „Lang lebe der Prinz“ zum Ausdruck. Zum ersten Male ward diesem, der aus der Stille der Haager Hofhaltung herausgekommen war, öffentlich in solcher Weise gehuldigt.

Bei dieser Gelegenheit nun, so nimmt unser Gewährsmann an, muß dem Prinzen das Modell der „Hollandia“ zum Geschenk dargeboten sein, und zwar von der Admiralität des mächtigen Amsterdams. Damit war als Gegenstand der Gabe von selbst ein Schiff von Amsterdamer Bauart gegeben, und kein anderes Schiff kam dafür in Betracht als das im Oktober 1665 zur Flotte gestoßene Admiralschiff „Hollandia“. Leider besitzen wir keine dokumentaren Beweisstücke für die Annahme Versters, indes sprechen alle Punkte und die näheren Umstände für sie und ihre Richtigkeit.

Ein Modellschiff war damals ein gebräuchliches Geschenk, nicht sowohl für einen Fürsten, als gerade für einen Fürstenson; auch kann kein anderer geschichtlicher Zeitpunkt für die Ueberreichung des Modells in Betracht kommen; dazu kommt, daß unsere „Hollandia“ nur kurze Zeit den Vorzug genoß, Admiralschiff zu sein. Und wenn danach nur die vorherliegende Zeit für das Geschenk zu berücksichtigen ist, so wissen wir wiederum, daß der Prinz sich fast garnicht mit Politik und ähnlichen Dingen befaßt hat, also nicht in die Oeffentlichkeit getreten ist. Als gewichtiges Moment spricht ferner noch für Versters Annahme, daß unser Modell auf dem Heck das vollständige Wappen des Prinzen von Oranien, umgeben vom Hosenbandorden trägt; es ist dies auch nicht ein Wappen seines Vaters, sondern sein eigenes. Auf den Beibooten sind dann noch die beiden gekreuzten Anker angebracht, das bekannte Abzeichen der Admiralität, und daneben jedesmal das Amsterdamer Wappen.

Um es noch einmal zusammenzufassen, so bedeutet unser Modell ein Geschenk der Amsterdamer Admiralität an den jungen Oranier, den späteren König von England. Es stellt eine Nachbildung der „Hollandia“ dar und kann nicht früher, aber auch nicht später als gerade zu dem bewußten Anlaß am 16. Mai 1666 dem Prinzen überreicht worden sein. Weiterhin dürfen wir annehmen, daß dieses nicht ungewöhnliche fürstliche Geschenk bis zum Ableben des Prinzen in dessen Besitz geblieben ist und nach Verteilung seiner Hinterlassenschaft, die erst viele Jahre

später erfolgte, als unveräußerliches Besitztum in die Hände seiner hohen Verwandten, der Vorfahren unseres jetzigen Kaisers, übergegangen ist.

Es ist dies in der Tat die glaubwürdigste Erklärung dafür, wie ein so echt holländisches Erinnerungsstück durch Vererbung in den Besitz Kaiser Wilhelms II. gelangt sein konnte. Damit fallen alle früher geäußerten Mutmaßungen fort, wonach das Modell als Geschenk in den Besitz des Großen Kurfürsten übergegangen sei und ihm als Material für seine weittragenden Marinepläne gedient habe.

Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit aber sind wir dem holländischen Forscher für seine einleuchtende Erklärung zu Dank verpflichtet, die unser Hohenzollernhaus in denkwürdige Beziehungen zu einem der größten Admirale aller Zeiten bringt.

XXV. Mitt. des Vereins für die Geschichte Potsdams. Vier kleinere Aufsätze zur Ortsgeschichte der Residenzstadt. Nr. 313. Gesch. des Potsdamer-Rathauses. Von Julius Haeckel. — 314. Kleine Beiträge zur Potsdamer Kunstgeschichte von Hans Kania. — 315. Berühmte und bekannte in Potsdam geborene Persönlichkeiten. Von Eugen Huguenel. — 316. Geschichte der Kgl. Freischule bei dem Neuen Garten. Von u. M. Friedrich Backschat.

XXVI. Rudolf Hennig. „Der Name Germanen“. Zeitschr. f. deutsche Altertumsforsch. 54. Bd. S. 210-250. H. leitet den Namen Germanen von dem Stammwort warm, germ, *ζεppos*, her. Diese Bezeichnung kommt am Niederrhein, in Spanien und Kleinasien vor, wo warme Quellen gefunden. Also „Warmbad“ als Ortsbezeichnung, dann Stammesname. Ursprünglich seien es Kelten gewesen. M. E. eine recht gezwungene Deutung, die wenig Anklang finden dürfte. Vgl. auch Zeitschrift für Ethnologie. 45. Bd. 1913. S. 904.

E. Bildliches u. dergl.

XXVII. U. M. Pfarrer Wolfram in Nackel und Frau George legen Bilder der Umgegend von Nackel vor, betr. die Stelle, wo der Herzog von Cumberland verunglückte. Mit Dank für unsere Bildersammlung entgegengenommen. Am 14. Juni 1914 werden wir nach Nackel, Kreis Ruppin, eine wissenschaftliche Wanderfahrt unternehmen.

XXVIII. Vorlage: Unsere freundlichen Führer bei der Wanderfahrt nach Lenzen, a. E. am 25. Mai d. J. überreichen uns einen „Führer durch Lenzen a. E.“ von u. M. Herbert Eckhardt, der knapp und doch alles Wissenswerte enthaltend verfaßt ist und einen Artikel: „Wie Lenzen den Mitgliedern der Brandenburgia gefallen hat“, dazu ein Gruppenbild der Teilnehmer. Verbindlichsten Dank.

XXIX. Vorlage: Tonindustrie-Zeitung vom 9. August 1904. Darin ein Artikel: „Die Arbeit dreier Geschlechter“ d. h. Ernst —, Paul und Albert March. Letzterer, unser verehrtes Mitglied, war

bekanntlich am 22. d. M. der liebenswürdige Führer durch sein „Terracotta-haus“ Charlottenburg, Sophien Str. 23/25. Ich möchte bei dieser Gelegenheit daran erinnern, das eine der größten Terracottaleistungen dieser angesehenen kunstgewerblichen Firma der Triumphbogen unweit des Eingangs von Sanssouci ist, von Friedrich Wilhelm IV. seinem Bruder (späteren Kaiser Wilhelm) und dem tapferen preußischen Heer für den Feldzug von 1849 in der Rheinpfalz und in Baden gewidmet: „106 Jahre nach der Gründung von Sanssouci 1851.“

XXX. Es folgte ein Vortrag unsres dieser Tage wieder nach Peking zurückkehrenden Mitgliedes Prof. Dr. Friedrich Solger: „Geologische Wanderungen über brandenburgische Schlachtfelder“, aufgenommen mit verdientem lebhaftesten Beifall.

XXXI. Nach Schluß Zusammenkunft im Ratskeller.

Kleine Mitteilungen.

Strafe der Völlerei in der Mark.

Kurzweiliger Revers Andresen von Roebell

Des nicht Vollsauffens halber

d. d. Cüstrin, den 26. Jan. 1577*)

Ich Andreas Roebell bekenne vor Jedermenniglich. Nachdem der Durchlauchtigster Hochgeborner Churfürst und Herr, Herr Johans George Marggraff und Churfürst zu Brandenburgk, Mein gnedigster Churfürst und Herr auf mein Unterthenigst ansuchen. Mir das canonicat zu Huelberge vormöge meyner von Seiner Churfürstl. Gnaden darüber habenden Begnadungs vorschreibunge, aus Gnaden gewilligt und verschrieben, und Seine Churfürstl. Gnaden auch daneben kegen diesen vorstehenden Fürstlichen Ehelichen Beylage ein Ehrkleidt, wie S. Churfürstl. G. Junckern, geben zu lassen, gnedigst versprochen und zugesagt: Als verpflichte ich mich dokegen hiemitt ausdrücklich, das S. Churfürstl. G. meynes Barts zusambt Grund und Bodens mechtig seyn soll, desgleichen will ich mich des Vollsauffens enthalten, und auf jeder Malzeit mitt zween zimblischen Becher Biers und Weins die Malzeit schliessen. Infall ich aber ohn Ihr Churfürstl. G. erlaubnus dieses übertreten Und ich druncken befunden wurde: Als soll und will ich mich

*) Diese Urkunde ist uns aus dem Originale von dem berühmten und um die Geschichte sowohl überhaupt, als auch vorzüglich um die vaterländische ungemein verdienten Herrn D. Oelrichs in Berlin mitgeteilt worden. Über dieses alte märkische Geschlecht sehe man Küster Bibliothec. Historico-Brandenburg. etc. Abgedruckt in Hansens Portefeuille 1782. Fünftes Stück, S. 607.

so haltt ich gefordertt werde in der Kuchen (Küche) einstellen und mitt (mir) viertzig Streiche weniger einen, Inmaßen dem heyligen Paulo geschehen, von denen so Ihr Churfürstl. G. dazu verordenen werden, mitt der Rute geben lassen. Do ich mich aber in obberürten und angelobtene Punktene nichtt aufrichtigk, und wie ich angelobett vorhalten wurde. Alsdann soll meyne habende Vorschreibunge über das Canonicat zu Hanelberg nichtigk und craftloß sein. Solches alles getreulich und ungefehrlich, und als Einen ehrlichen von Adell geburt, vestiglich zu halten, und zu erfolgen Gelobe ich an bey meynen Adelichenn eheren trawen und glauben, und habe des zu Urkunde auch stedter und vhester haltung, diesse meyne Obligation und verpfflichtung inn Mangelung meynes Pittschaffts mit eigen Handen unterschrieben,

Actum Cüstrin den 26. January Ao 1577.

Andreas Roebell,
subscripsit manu propria.
(unterschrieb dieses mit eigener Hand).

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

Das von einer Düne verschüttete bronzezeitliche Dorf bei Wutzetz an der Nackeler Grenze im Kreise Ruppin.

Ausgrabung des Märkischen Museums 1911—1914.

Von Dr. A. Kiekebusch.

1. Das Gelände und seine Umgebung.

Die hier in Frage stehende vorgeschichtliche Wohnstätte liegt in der Wutzetzer Heide unmittelbar am Rande des Luches (Abb. 1). Das

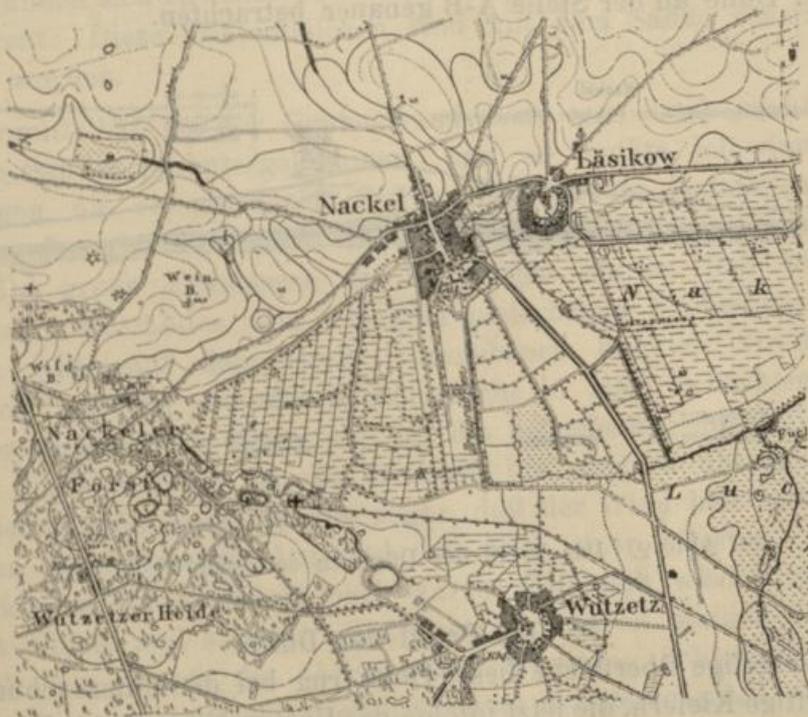


Abb. 1. Die Fundstelle ist mit einem Kreuz bezeichnet.

Gelände ist zum großen Teile mit Kiefern bestanden, die auf den teils höheren teils niederen Dünen nicht recht gedeihen wollen. Der auf dem Grundstück des Büdnern Ribbe in Wutzetz liegende feinkörnige Dünensand wird seit Jahren von den Nackeler Landwirten abgefahren und zum Ausbessern der Wege, zum Ausfüllen der Löcher im benachbarten Luch oder als Bausand verwendet. Durch dieses Abgraben verschwinden alljährlich

mehrere Dünen. Der auf diese Weise hergestellte Boden der Sandgrube ist auffallend eben. Das hat darin seinen Grund, daß der Sand nur bis zu einer bestimmten Tiefe fein und weiß ist. Von da ab fängt er an, sich grau und schwarz zu färben. Dieser „bunte Sand“ war weniger gut zu gebrauchen, und so haben ihn die Besitzer unberührt liegen lassen.

Herr Pfarrer Wolfram hatte in der Sandgrube mehrfach vorgeschichtliche Scherben beobachtet. Er mußte zunächst annehmen, daß diese Gefäßreste beim Abgraben des Sandes aus oberen Schichten herabgefallen waren. In den oberen Schichten hat er aber niemals Scherben gefunden. Unsere gemeinsamen Untersuchungen haben dann mit unzweifelhafter Sicherheit ergeben, daß die Kulturreste nicht aus höher gelegenen Schichten sondern ausschließlich aus der Schicht des „bunten Sandes“ stammen. Der „bunte Sand“ ist eine alte Kulturschicht, die sicher Jahrhunderte, vielleicht gar Jahrtausende hindurch unter einer hohen Düne begraben lag. Diese Tatsache wird uns besonders klar, wenn wir das Profil der Düne an der Stelle A-B genauer betrachten.

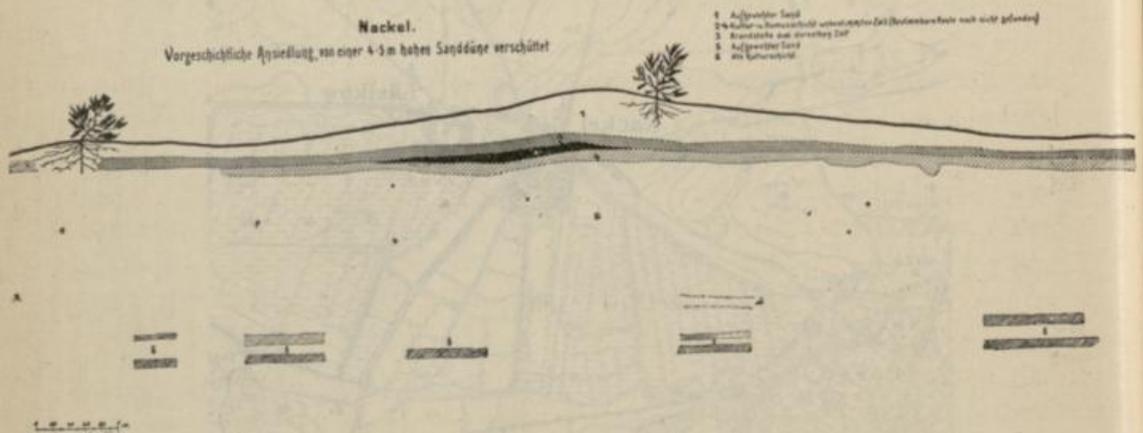


Abb. 2. Das Profil der Düne an der Stelle A-B.

2. Das Profil der Düne.

Die hügelige Oberfläche dieser Düne trug bei der Untersuchung noch einige dürftige Kiefern, die jetzt infolge des Unterwühlens beim Sandgraben längst abgestürzt sind (Abb. 2). Die moderne, durch mäßiges Heidekraut, Sandsegge, Ackersperk u. dgl. gebildete Humusdecke ist nur wenige Zentimeter stark. Darunter liegt eine stärkere Schicht aufgewehten Sandes (1). Dieser Sand kann sich erst in verhältnismäßig sehr später Zeit hierher gelagert haben; denn unter ihm macht sich eine ältere graue Humusdecke (Schicht 2) bemerkbar, die etwa 15—20 cm mächtig ist und in jeder Beziehung an die auch sonst auf brachgelegenen Ländereien befindliche Humusschicht erinnert. Die Düne war früher an dieser Stelle

also niedriger. Unterhalb der Schicht 2 ist im mittleren Teile des Profils eine bis 15 cm starke Brandschicht zu beobachten, die mit höchster Wahrscheinlichkeit für die Anwesenheit des Menschen zeugt. Da sich aber Kulturreste hier nicht gefunden haben, so ist die Brandschicht leider nicht zu datieren.

Unter der Humus- und Brandschicht liegt wieder eine, diesmal zwei bis drei Meter starke Schicht aufgewehten Sandes (5). Unmittelbar unter der zweiten Humusdecke und der Brandstelle ist der Sand gelblich oder rötlich gefärbt; dicht nebeneinander liegende, zu einem Bande von 10—15 cm Breite vereinigte Flecken geben ihm ein scheckiges Aussehen (4). Die Flecken enthalten, wie man auf den ersten Blick sieht, namentlich Eisenoxyd. Wir haben es also wieder mit einem „illuvialen Horizont“ zu tun, und die Rostflecken sind hier Niederschläge aus der Humusdecke wie an anderen Stellen unseres märkischen Bodens die Roststreifen (Eisenstreifen, Ortsteinlinien).*) In der starken Sandschicht finden sich zuweilen schwarze, verschieden große Kohlenstückchen eingestreut. Diese Kohlentelchen sind mit dem Sande zusammen aufgeweht worden.

Unmittelbar an der Grubenwand war man noch nicht bis zum „bunten Sande“ heruntergekommen, und so mußte ich durch Probegrabungen an verschiedenen Stellen des Profils feststellen, wo die unterste, den „bunten Sand“ enthaltende älteste Kulturschicht zu finden war. Da große Erdmassen zu bewältigen waren, ließ ich in verschiedenen Abständen von einander meterbreite Probeschächte hinabtreiben. Die auf dem Profil angegebenen dunklen Streifen lassen erkennen, daß wir die alte Kulturschicht in allen Schächten antrafen, was der beste Beweis dafür ist, daß die betreffende Schicht (6) unter der ganzen Düne hinläuft, ja, die zweifach bis vierfach übereinander auftretenden Streifen verraten uns sogar, daß der Wind hier stets mit dem lockeren Sande gespielt hat und daß über einer ältesten, vom Sande verschütteten Kulturschicht nach kurzer Zeit sich wieder eine Kulturschicht bildete und so fort. Vielleicht wird es an einigen Stellen noch möglich sein, durch die übereinander lagernden Schichten ältere und jüngere Teile der vorgeschichtlichen Siedlung zu unterscheiden. Wir würden auf diese Weise eine wundervolle Handhabe für chronologische Bestimmungen gewinnen. Ob uns das Glück dabei hold ist, werden die zukünftigen Grabungen lehren. Zunächst dürfen wir die alte Kulturschicht als ein ganzes auffassen; denn gegenüber den Zeiträumen, die meterhohe Dünen gebildet haben, kommen die geringen Zeitunterschiede zwischen der Anwehung der einzelnen Schichten der alten Kulturperiode wohl kaum in Betracht.

*) Vergl. Prähistor. Zeitschrift, Bd. V 1913, S. 348—355.

Durch Versuchsgräben konnte festgestellt werden, daß die unter 5 lagernden dunklen Schichten (6) in derselben Höhe liegen wie der Boden der Sandgrube und des Waldes, daß diese Schichten also derselben Kulturperiode angehören, wie die im folgenden beschriebenen Grundrisse vorgeschichtlicher Häuser. Dieses Ergebnis liefert uns den Beweis, daß die auf dem Boden der Sandgrube liegende vorgeschichtliche Ansiedlung von einer stellenweise 3—4 m hohen Düne verschüttet worden ist. Der Sand ist noch heute so in Bewegung, daß die bei der Ausgrabung freigelegten Stellen an stürmischen Tagen sofort wieder vom Sande bedeckt werden und daß die in der Nähe der Düne nach Wutzetz zu gelegenen Äcker nur unter allergrößter Schwierigkeit bebaut werden können und meist brach liegen, weil schon ganze Felder mit den darauf angebauten Früchten verlandet sind. —

Der Flugsand selber spielt nun aber bei den Beobachtungen in der Ansiedlung eine nicht unwesentliche Rolle und gibt uns Erklärungen für manche Erscheinungen, die auf anderen Fundplätzen schwer zu verstehen waren.

3. Grundriss I.

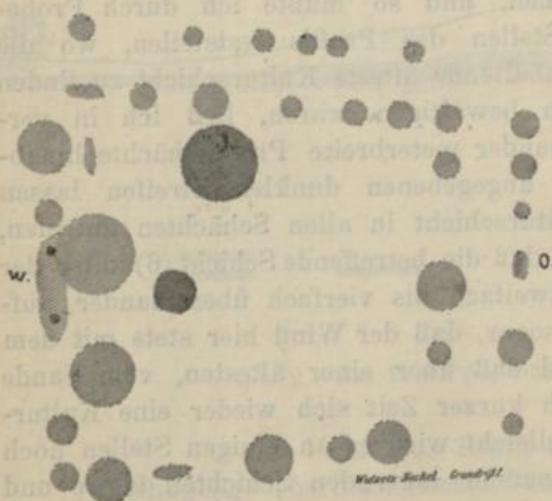


Abb. 3. Innerhalb des Hauses ein größerer (A) und ein kleinerer Herd (B).

Der Grundriß I (Abb. 3) lag unmittelbar links an der Einfahrt zur Sandgrube, der Schützenhalle gegenüber. Beim Abheben des Sandes, der den Grundriß bedeckte, wurden zahlreiche Gefäßreste gefunden. Keiner wies irgendeine Verzierung auf. Auch die wenigen Scherben des Herdes A hatten keine Ornamente. Die Pfostenlöcher waren arm an Kulturresten, hoben sich aber gut vom Sande ab; einige von ihnen sind mehr oval als kreisrund. Das Haus — wieder wie bei Buch, Paulinenaue, Hasen-

felde usw. ein unregelmäßiges Viereck mit Vorhalle — besitzt an drei Seiten, im Osten, Westen und Norden, Begleitpfosten. Außer dem Herde A ist noch eine kleinere Feuerstelle (B) vorhanden. Die beiden Herde liegen, wie fast immer, mehr nach der Hinterwand zu. Die Tiefe der Pfostenlöcher schwankte zwischen 20 und 40 cm unter Planum, das 30—40 cm unter der heutigen Oberfläche lag.

4. Grundriss II.

Die Untersuchung dieses Grundrisses nahm von einem Herde ihren Ausgang, der bei der Ausbeutung der Sandgrube zu Tage gekommen und auseinandergerissen war. Sieben Steine fanden sich noch zerstreut; die Grenze des Herdes ließ sich jedoch noch genau feststellen. Rings

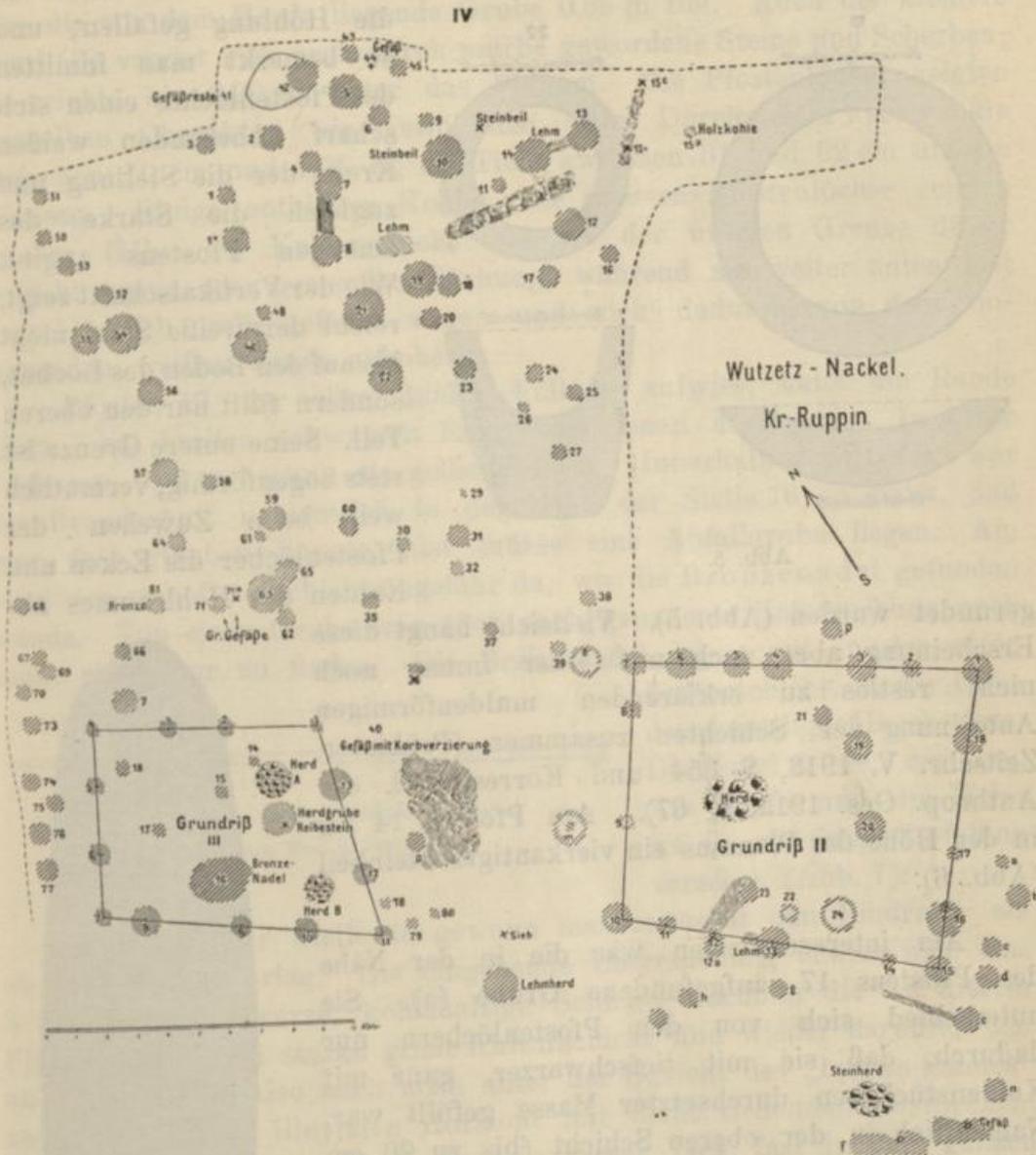


Abb. 4. Plan des Ausgrabungsgeländes.

um den Herd lagen die Pfostenlöcher eines Grundrisses von erstaunlicher Größe. Die Wände sind etwa 11, 8, 10 und $9\frac{1}{2}$ Meter lang (die genauen Maße lassen sich aus der Zeichnung Abb. 4 ersehen). Die Pfostenlöcher waren auch hier nicht alle gleich groß und gleich tief.

Bei einigen Pfostenlöchern (9, 17, 22 u. m) des Grundrisses selbst und der nächsten Umgebung bot sich eine recht merkwürdige Erscheinung dar, die weniger klar und weniger häufig schon bei Buch beobachtet worden war. Nach der Verwesung des Pfostens ist der oben liegende

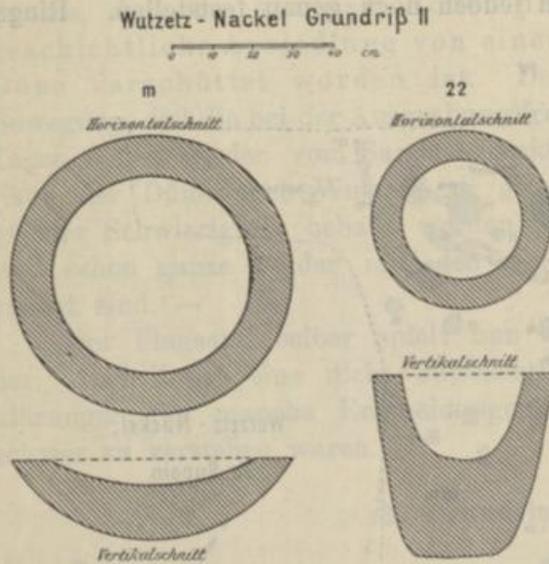


Abb. 5.

oder herangewehte weiße Flugsand nicht selten in die Höhlung gefallen, und so bemerkt man inmitten des Pfostenloches einen sich scharf abhebenden weißen Kreis, der die Stellung und zugleich die Stärke des einstigen Pfostens angibt. Wie der Vertikalschnitt zeigt, reicht der weiße Sand nicht bis auf den Boden des Loches, sondern füllt nur den oberen Teil. Seine untere Grenze ist stets bogenförmig, vermutlich weil beim Zuwehen der Pfostenlöcher die Ecken und Kanten des Hohlraumes abgerundet wurden (Abb. 5). Vielleicht hängt diese Erscheinung aber auch mit jener immer noch nicht restlos zu erklärenden muldenförmigen Anordnung der Schichten zusammen (Prähistor. Zeitschr. V. 1913, S. 354 und Korresp.-Bl. der Anthrop. Ges. 1912 S. 67). Am Pfosten 14 lag in der Höhe des Planums ein vierkantiges Steinbeil (Abb. 6).

Am interessantesten war die in der Nähe des Pfostens 17 aufgefundene Grube (a). Sie unterschied sich von den Pfostenlöchern nur dadurch, daß sie mit tiefschwarzer, ganz mit Kohlenstückchen durchsetzter Masse gefüllt war. Namentlich in der oberen Schicht (bis zu 20 cm Tiefe unter dem Planum) wurden zahlreiche Getreidekörner gefunden.

Abb. 6. 2:3.
(Märk. Museum II. 24706).

5. Grundriß III.

Gar nicht weit vom Grundriß II wurde der Grundriß III aufgedeckt. Beim Ebren machte sich in der ganzen Ausdehnung des Grundrisses

im Gegensatz zu anderen Stellen eine dicke, tiefschwarze Brandschicht bemerkbar. Nach sorgfältigster Abhebung erst traten die einzelnen Pfostenlöcher und Herdstellen deutlich hervor. Der Herd (A) ist eine schwarze Grube von beträchtlichem Umfang. Auf ihm lagen viele Scherben, zerbröckelte Steine, Lehmstückchen und Holzkohle.

Während der Herd selber nur 0,15 m unter das Planum reichte, war die vor dem Herde liegende Grube 0,35 m tief. Auch der kleinere Herd (B) verriet sich noch durch mürbe gewordene Steine und Scherben; er reichte bis 0,20 m unter das Planum. Die Pfostenlöcher zeigten denselben Charakter wie gewöhnlich. Ihr Durchmesser schwankte zwischen 50 cm und 1,05 m, die Tiefe zwischen 31 und 62 cm unterm Planum. Einige enthielten Kohle. Die meisten Pfostenlöcher zeigten in der Höhe der Kulturschicht und an der unteren Grenze dieser Schicht graue oder graugelbe Färbung, während sie weiter unten fast ausschließlich gelb gefärbt waren und sich dadurch von dem umliegenden weißen Sande abhoben.

Pfosten 12, der oben dunkle Füllung aufwies, hatte am Rande einen 5 cm breiten schwarzen Ring, war innen aber grau. In einer Tiefe von 0,41 m begann die gelbe Füllung. Innerhalb des Hauses war der Brandschutt namentlich in der Nähe der Stelle 16 so stark, daß man fast glauben konnte, hier müsse eine Abfallgrube liegen. Am stärksten war diese Schicht ungefähr da, wo die Bronzenadel gefunden wurde. Von einer Grube war aber nach genauerer Untersuchung auch nicht eine Spur zu finden. Die Bronzenadel lag somit in der alten

Kulturschicht, in der Höhe des ehemaligen Hausbodens. Die Nadel ist 14,2 cm lang. Am Kopfe und am Halse ist sie mit feiner Riefelung versehen (Abb. 7).

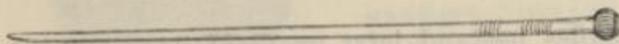


Abb. 7. Bronzenadel. 1:2.

(Märk. Mus. II. 25063).

Auch an der Stelle 18 gewann man zunächst den Eindruck als ob eine Grube vorlag. Die eingehende Untersuchung erwies hier eine 3 cm dicke schwarze, kohlehaltige Schicht, darunter die an diesem Platze etwa 10 cm starke graue Kulturschicht und wieder darunter den an dieser Stelle, also auch noch unter der Schicht des „bunten Sandes“ zu beobachtenden illuvialen Horizont mit dicht stehenden Rostflecken. Zerstreut kamen die Rostflecken in dieser Tiefe fast in der ganzen Siedlung vor. Hier bei Wutzetz finden sie sich also sowohl unter der oberen (2 u. 3) wie unter der unteren Kulturschicht (6).

6. Das Vorratsgefäß.

Nördlich vom Grundriß III konnte an der Fundstelle 71 eine Beobachtung gemacht werden, die in mehrfacher Beziehung an ähnliche

Erscheinungen bei Buch erinnerte. In einer grauen Stelle (71) von 40cm Durchmesser hob sich beim Planieren der fast noch vollständig erhaltene Rand eines größeren Tongefäßes mit einem Durchmesser von 29 cm ab. Das Gefäß (Abb. 8) war 32 cm tief in den Boden eingelassen.

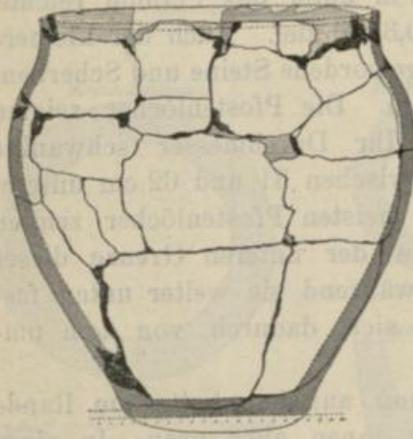


Abb. 8. 1:7.

(Märk. Mus. II, 25055). Die horizontalen Bruchlinien verlaufen fast parallel, woraus sich bekanntlich Schlüsse auf die Herstellungsart ziehen lassen.

Dicht an der Außenwand anliegend fand sich der untere Teil eines großen rohen Gefäßes und der Hals nebst Umbruch von einem zweiten Gefäß (Abb. 9), das mit dem Rande nach unten wies, also wahrscheinlich über die Öffnung des eingelassenen Vorratsgefäßes gestülpt war. Der Boden der Vertiefung war ebenfalls mit großen Gefäßbruchstücken ausgekleidet. Diese Bruchstücke sind



Abb. 9. 1:6.

(Märk. Mus. II, 25057.)

schwerlich etwas anderes als die Reste früherer Töpfe, die in derselben Grube gestanden haben. Nach ihrer Zertrümmerung wurden sie, wie es scheint, durch das noch erhaltene Gefäß ersetzt.

Der Inhalt des Vorratsgefäßes bestand jetzt größtenteils aus Sand, der mit schwarzer Erde stark vermischt war und auch ganz geringe Spuren kalzinierter Knochen enthielt. Von Leichenbrand kann hier jedoch wohl ebensowenig die Rede sein, wie bei den geringfügigen Knochenresten zwischen den Bruchstücken unter dem Gefäß; wenigstens konnte nicht mehr festgestellt werden, ob es sich in beiden Fällen um Tier- oder Menschenknochen handelt. Wahrscheinlich haben wir es mit Resten von verzehrten Tieren zu tun.

An der Innenwand lag ebenfalls ein Gefäßrest, mit dem Boden schräg gegen die Wand gelehnt.

In unmittelbarer Nähe der Fundstelle 71, bei 71a wurden die zertrümmerten Reste eines zweiten größeren Gefäßes gefunden. Die Scherben lagen teilweise wirt durcheinander. Der Boden stand 0,45 m unter dem Planum. Eine Wand war noch erhalten und befand sich noch aufrecht in ursprünglicher Stellung.

7. Die Hausstelle IV.

Das Planum nördlich von den Grundrissen II und III wies eine ganze Reihe kleinerer und größerer „dunkler Stellen“ auf, aber keine Grube, die mit unbedingter Sicherheit als Herd hätte gedeutet werden können.

Nach dem Waldrande zu, der ungefähr mit unserer nördlichen Ausgrabungsgrenze zusammenfällt, ließ eine 20cm starke Kulturschicht abermals einen Platz vermuten, auf dem einmal ein Haus gestanden hat oder vielleicht gar mehrere Häuser angelegt worden waren. Lehmreste, Reibesteine und zahlreiche Scherben bestätigten diese Vermutung. Hier waren denn auch zwei Herdstellen (10 und 14) zu beobachten. Herd 10 hatte einen Durchmesser von 1 m, war 30cm tief und enthielt ein stark verwittertes Steinbeil (Abb. 10). Nicht weit davon



Abb. 11. Vierkantiges Steinbeil. 2:3. (Märk. Mus. II. 24704.)



Abb. 10. Steinbeil mit stark verwitterter Oberfläche. 2:3. (Märk. Mus. II. 24706.)

wurde in der Kulturschicht ein zweites, vierkantiges Steinbeil gefunden (Abb. 11). Herd 14 stellte eine Grube von 1,10 m Durchmesser und 50 cm Tiefe dar. Der untere Teil war mit Steinen und Lehm ausgefüllt; darüber lief (im

Vertikalschnitt) ein kohlehaltiger Streifen; oben lagen wieder Scherben, Kohle und Lehm.

Die Pfostenlöcher waren auch hier verschieden an Umfang und Tiefe, schlossen sich aber nicht zu einem klaren Grundriß zusammen. Bei 3 und 5 war die Stellung des Pfostens im Pfostenloch genau zu erkennen. Die Stelle 7 bis 8 stellt wahrscheinlich zwei durch eine Schwelle verbundene Pfosten dar.

Bei 5, 18 und 42 wurden wieder Körner gefunden. Bei 5 konnte man sehen, daß die Körner mit dem Brandschutt in das Pfostenloch gekommen sein müssen. Bei 44 lag ein kleines Gefäß (Abb. 12).

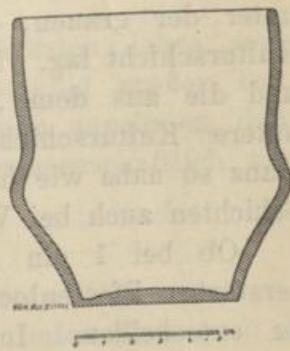


Abb. 12.

8. Die Hausstelle V.

Um einmal die Schichtenverhältnisse an einem Platze zu untersuchen, wo die Düne nicht so hoch oder gar nicht vorhanden war, legte ich die alte Kulturschicht an einer mit V bezeichneten Stelle frei, die

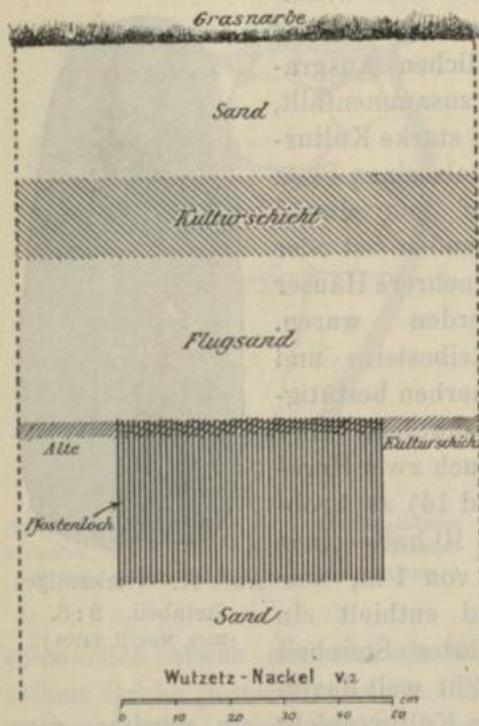


Abb. 13. Profil bei V, 2.

gar nicht allzu weit von der Hausstelle IV und dem Dünen-Profil A-B entfernt ist. Zwischen IV und V liegt ein niedriger Rücken von etwa 1 m Höhe, während sich von A-B nach V zu die hohe Düne in nicht allzu steilem Abhänge nach und nach senkt. Ein glücklicher Zufall ließ uns auch hier wieder auf eine Hausstelle stoßen, wofür ein Herd den besten Beweis lieferte. 10—12 faustgroße Steine und Reste von Holzkohle bezeichneten die nicht mehr ganz unberührte Feuerstelle, die fast unmittelbar

unter der grauen, d. h. der oberen, späteren Kulturschicht lag. Hier stoßen also die obere und die aus dem „bunten Sande“ bestehende untere Kulturschicht unmittelbar zusammen. Ganz so nahe wie hier kommen sich die beiden Schichten auch bei V nicht überall. Ob bei 1 ein zerstörter Herd oder ein zerstörtes Pfostenloch vorlag, war nicht mehr zu entscheiden. Interessant sind die Profile bei 2 und 5, wo die Grasnarbe, die Schicht des aufgewehten Sandes, die obere graue Kulturschicht (die der Schicht 2 auf Abb. 2 entspricht), der darunter abermals vorhandene aufgewehrte Sand und die Pfosten der untersten Schicht genau zu unterscheiden sind (Abb. 13). Bei 6 stand in der unteren Kulturschicht ein Pfosten von 35 cm Durchmesser und reichte bis 25 cm unter das hergestellte Planum, 85 cm unter die Oberfläche.

fast unmittelbar unter der grauen, d. h. der oberen, späteren Kulturschicht lag. Hier stoßen also die obere und die aus dem „bunten Sande“ bestehende untere Kulturschicht unmittelbar zusammen. Ganz so nahe wie hier kommen sich die beiden Schichten auch bei V nicht überall.

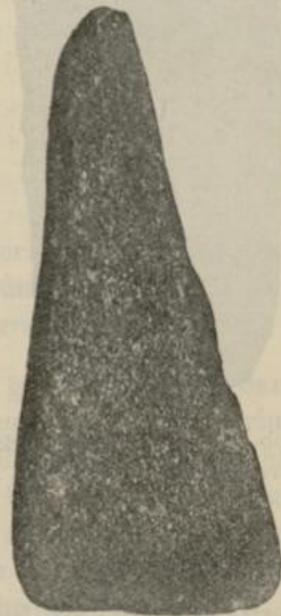


Abb. 14. Bruchstück eines Steinbeiles, auf dem Ausgrabungsgelände vor der Untersuchung gefunden.

2:3.

(Märk. Mus. 24707).

9. Chronologie.

Im Gegensatz zu allen anderen vorgeschichtlichen Siedlungen hat das Dorf bei Wutzetz der genaueren chronologischen Bestimmung bisher große Schwierigkeiten entgegengesetzt. Erst die letzten Ausgrabungen haben nun mit der Bronzenadel und den Tongefäßen eine gewisse Entscheidung gebracht. Die Gegend war während der jüngeren Bronzezeit besiedelt. Wie weit die zeitlichen Grenzen nach oben und

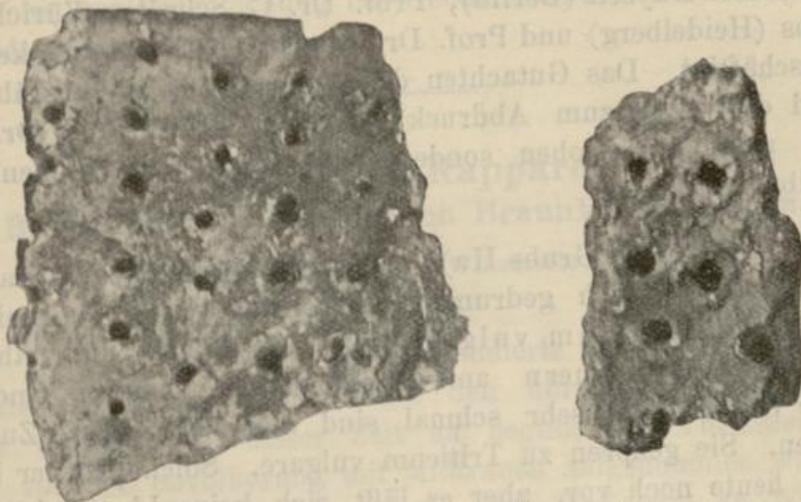


Abb. 15. Reste eines Siebgefäßes. 2:3.
(Märk. Museum II. 25061 a u. b.)

nach unten reichen, läßt sich naturgemäß bis jetzt nicht sagen. Wahrscheinlich ist jedoch, daß die frühe Eisenzeit ebenfalls noch in Betracht kommt.

Die Ausgrabungen werden im Laufe der nächsten Jahre vom Märkischen Museum fortgesetzt. Da ein verhältnismäßig großer Teil der Siedlung bereits untersucht worden ist, darf man annehmen, daß vor der etwaigen Aufforstung das Hauptgebiet wissenschaftlich erschlossen werden kann.

10. Bedeutung.

Wohl niemand hätte bisher vermutet, daß wir unter einer 4–5 m hohen märkischen Sanddüne jemals die Spuren eines vorgeschichtlichen Dorfes finden werden. Die Siedlung bei Wutzetz ergänzt nicht nur unsere Kenntnis der in grauer Vorzeit in unserer Heimatprovinz vorhandenen Dörfer, sie bestätigt nicht nur, was wir an anderen Stellen der Mark erforschen und ergründen konnten, sie hat nicht nur Interesse und Bedeutung für den Siedlungsarchäologen; vielmehr gibt sie nun auch den Geologen, meines Wissens überhaupt die erste Handhabe,

das absolute Alter einer märkischen Düne zu bestimmen. Damit ist zugleich der Weg gewiesen für die Datierung ähnlicher geologischer Erscheinungen an anderen Plätzen. Die Dünen im Wutzetzer Walde sind erst um die Mitte oder nach der Mitte des 1. vorchristlichen Jahrtausends entstanden.

Bei der Seltenheit gut beobachteter Getreidefunde aus vorgeschichtlicher Zeit haben die Körner von Wutzetz noch ganz besondere Bedeutung. Mit diesen Getreideresten haben sich bis jetzt die Herren Geh. Reg.-Rat Wittmack, Dr. Duysen (Berlin), Prof. Dr. C. Schröter (Zürich), Prof. Dr. Hoops (Heidelberg) und Prof. Dr. Lindau (Berlin) in dankenswerter Weise beschäftigt. Das Gutachten des letzteren ist am ausführlichsten und wird deswegen zum Abdruck gebracht. Herr Prof. Dr. Lindau hat auch nicht nur Proben sondern alle Körner untersuchen können. Er schreibt:

„II 24710 (aus Grube IIa) enthielt Weizenkörner. Davon sind die einen ziemlich gedrunken, dick und wenig zugespitzt. Sie gehören zu *Triticum vulgare var. compactum* und nähern sich älteren Weizenkörnern aus Pfahlbauten. Daneben finden sich viele Körner, die sehr schmal sind und viel größere Zuspitzung zeigen. Sie gehören zu *Triticum vulgare*. Solche Körner kommen auch heute noch vor, aber es läßt sich keine Identifizierung mit einer heutigen Rasse vornehmen. — Die kleinen rundlichen Körner, die auf einer Seite einen Einschnitt zeigen, sind Hirse und zwar *Panicum miliaceum*), die Rispenhirse, die sich in Norddeutschland ausschließlich findet und bis tief in die wendische Zeit das vornehmste Brotgetreide bildet.

Die Holzstücke gehören, soweit eine Identifizierung möglich ist, hauptsächlich der Eiche, einige wenige der Kiefer an.

II 24710a (IV,5). Derselbe Befund. Daneben aber kommen Stückchen von Hirsebroten vor, kenntlich an dem Glanz der Bruchflächen.

II 24712 (IV,18). Beide Formen von Weizen, Hirse und wenig Hirsebroten.

II 25068 (IV,42). Wenig Weizen, viel Hirse.

II 24711 (IV,5). Wie vorige Probe, daneben noch Stückchen von Eiche und Kiefer.“

Das Interesse für die Ausgrabungen bei Wutzetz ist denn auch nicht nur bei Besuchen einzelner sondern namentlich auch bei der Besichtigung durch die Teilnehmer eines von mir geleiteten Oberlehrerkursus, durch

¹⁾ Wie mir Hoops mitteilt, hält Schröter diese Körner für Kolbenhirse, *Setaria italica*.

die Hörer der „Freien Hochschule“ und die Mitglieder der „Brandenburgia“ zum Ausdruck gekommen. Bei letzterer Gelegenheit war ein großer Teil der Bewohner der Umgegend (Wutzetz, Nackel und Läsikow) ebenfalls an der Fundstelle versammelt.

Zum Schlusse bleibt mir nur die angenehme Pflicht, Herrn Pfarrer Wolfram, Herrn Rittergutsbesitzer Hauptmann von der Hagen und allen Einwohnern der genannten Dörfer für die so oft und so freundlich gewährte Unterstützung verbindlichsten Dank zu sagen, vor allem aber dem Besitzer des Geländes, Herrn Eigentümer Ribbe, für die Erlaubnis zur Untersuchung des Geländes und für freundliche Überlassung der Fundstücke.

Conrad v. Rappard,
der Begründer des märkischen Braunkohlen-Bergbaues.

Von Dr. Niebour (Wilmersdorf).

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war Holz das einzige Brennmaterial, das in Berlin und den übrigen Städten der Mark verfeuert wurde. Von dieser Zeit an beginnt die Torffeuerung, die zunächst von der Bevölkerung mit Mißtrauen aufgenommen wurde, sich aber bald großer Beliebtheit erfreute. Der Torf kam zu Wasser aus dem Havellande. Er blieb bis 1840 das beliebteste Brennmaterial für Stubenfeuerung, und fast jede Berliner Familie pflegte sich ihren Winterbedarf im Herbst anfahren zu lassen. Mit 1840 setzt die Verwertung der in der Mark sich vielfach vorfindenden Braunkohle ein, die wieder zunächst mit vielen Vorurteilen zu kämpfen hatte, bald aber endgültig Siegerin wurde und deren Abbau eine große Quelle des Wohlstandes für die bisher so armen märkischen Lande wurde.

Das Hauptverdienst an der Erschließung der Kohlenschätze gebührt dem damaligen Land- und Stadtrichter in Alt-Landsberg Conrad v. Rappard, einem Westfalen, der es verstand, mit echt westfälischer Zähigkeit und Energie, alle sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten zu überwinden und dessen auch sonst in vielerlei Richtung interessante Persönlichkeit es wohl verdient, den Lesern unserer Zeitschrift näher gerückt zu werden.

Die Familie Rappard, die Deutschland eine ganze Reihe tüchtiger Männer geliefert hat, leitet ihre Abstammung von Jos. Heinrich Rappard ab, der 1450 in Rapperswyl in der Schweiz lebte und dessen Nachkommen an den Niederrhein ausgewandert sind. 1653—1707 lebte Gerhard R. als Rentmeister in Kleve; sein Sohn Heinrich Wilhelm (1681—1747) war ebendasselbst Kriegs- und Domänenkammer-Direktor, besaß auch mehrere Rittergüter und dessen Sohn Johann

Bertram Arnold (1708—1774) lebte ebenfalls in Kleve als Kriegs- und Domänenrat. Sein Vetter Berthold (1748—1833) war Ober-Landgerichts-Präsident in Hamm und hat eine interessante Autobiographie hinterlassen. Die Söhne Johann Bertram Arnolds, nämlich der Kommissionsrat Johann Konrad und der spätere Präsident der Seehandlung Wilhelm Rappard wurden ebenso wie ihre Vettern 1791 in den erblichen Adel erhoben. Der Kommissionsrat Joh. Konrad war der Großvater unsers Konrad von Rappard, und er ist es unzweifelhaft gewesen, der ihm das Interesse für geognostische Arbeiten eingepflanzt hat. Johann Konrad (1740—1830) hatte die Saline Königsborn erworben und hat hier nicht allein die Saline geleitet, sondern vor allem reiche Kohlenschätze erschlossen — gehört doch noch heute Königsborn (jetzt zu Unna gehörig) zu den größten Kohlengruben Preußens. Hier in Königsborn ist Konrad v. R. am 19. August 1805 geboren, hier hat er den größten Teil seiner Jugend verlebt. Sein Vater Konrad Gerhard (1778—1863) war zunächst in Unna tätig, trat später in den Staatsdienst und arbeitete in den 30er und 40er Jahren als Geh. Ober-Rechnungsrat am Rechnungshof in Potsdam. Die letzten Lebensjahre brachte er in Bonn zu. Unser märkischer Kohlenpionier hat in jungen Jahren wohl vieles von dem Betrieb von Kohlengruben gelernt, hat auch mit Staunen dem Arbeiten der ersten englischen Dampfmaschinen auf derartigen Werken zugesehen, entschloß sich aber zum Studium der Jurisprudenz und hat sich in Bonn, Halle und Jena fröhlich dem Studentenleben hingegeben. Er war Corpsstudent, später Senior der Westfalen und hat auch viele Paukereien mitgemacht, deren Spuren an dem stattlichen, kräftigen Manne sein Leben lang sichtbar blieben. Nach Absolvierung der Studien trat Rappard in Berlin in den Justizdienst und war hier als Referendar, später als Kammergerichtsassessor tätig. Sein Vater zog wenig später nach Potsdam; sein Großonkel, der Präsident der Seehandlung, starb schon 1828, und dessen Sohn, dem Justizrat Karl v. R. (1794—1852), dem Freund und Gesinnungsgenossen der Brüder Gerlach, der auf seinem Gut im Posenschen pietistische Bestrebungen in übrigens selbstlos schöner Weise verfolgte, scheint er niemals näher getreten zu sein. Rappard widmete sich in diesen Jahren ausschließlich seinen Berufspflichten, pflegte aber dabei auch die Geselligkeit. Sehr frühzeitig trat er dem 1827 durch Saphir begründeten Berliner Sonntagsverein (dem Tunnel über der Spree) bei. Fontane nennt ihn in seinen Erinnerungen nicht, so daß es den Anschein hat, als ob er sich in der Zeit Fontanes (1844—59) nicht mehr oft in dem Verein hat sehen lassen. In den Jahren vorher ist er aber ein reges Mitglied gewesen. Er trug namentlich englische, schottische und polnische Übersetzungen vor und führte den Tunnelnamen Robert Burns; auch manche eignen Dichtungen, von denen aber keine veröffentlicht ist, brachte er hier zur Verlesung. Interessant ist es, daß auch der Name

„Tunnel über der Spree“ auf Rappard und seine Kohlenbergwerke zurückzuführen ist. Es wird 1842 gewesen sein, als er die Mitglieder des Sonntagsvereins einlud, auf seinem neu angelegten Bergwerk in den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde ein Fest zu feiern, das einen fröhlich ausgelassenen Verlauf nahm. In einem Tunnel war die Festhalle eingerichtet, und hier wurde beschlossen, dem Verein in Zukunft den Namen „Tunnel über der Spree“ zu geben, unter dem er in der Literatur berühmt geworden ist. Bekanntlich haben ihm Männer wie Geibel, Storm, Heyse, Fontane, Louis Schneider, Franz Kugler, die Minister Mühler und Friedberg angehört, und viele bedeutende Schöpfungen sind hier zum ersten Male zur Verlesung gekommen.

Zu den Freunden Rappards in Berlin gehörte übrigens auch der ihm von Westfalen aus bekannte wenig ältere Heinrich von Dechen (1800—1889), der spätere Oberberghauptmann, und es ist sehr wahrscheinlich, daß gerade diese Freundschaft sowie die Bekanntschaft mit dem Direktor der Gewerbeschule zu Berlin K. F. Kloeden, der schon 1829 auf das Vorkommen von Braunkohlen in den Rauenschen Bergen hingewiesen hatte, ihn auf die Durchforschung der Mittelmark nach Braunkohlenschätzen hingewiesen haben. Den direkten Anlaß zur Aufnahme der Schürfarbeiten auf Kohlen bot die Versetzung Rappards nach Alt-Landsberg 1839, wo gerade damals (1840) der Assessor Paul Pfotenhauer, der prakt. Arzt Dr. Runde und der Amts-Aktuar Carl Kohnhein sich zusammengetan hatten, um die ersten Grabungen zunächst im Nieder-Barnimer Kreis vorzunehmen. Rappard schloß sich ihnen an, gewann auch den Berg- und Hütten-Inspektor Franz Nöggerath in Müncheberg für die Arbeiten und wirkte nun vorbildlich durch Grabungen im großen Stil, durch Organisation der Arbeit, Herbeischaffung von Arbeitskräften und Maschinen, Bau von Zuwegungen und Eisenbahnen, und seinen aufopfernde Bemühungen gelang es, den Braunkohlenbergbau in der Mittelmark für die nächste Zeit sicher zu stellen. Die Schürfvorsuche begannen in fünf Kreisen der Mark, in Sternberg, Lebus, Ober-Barnim, Beeskow-Storkow und Nieder-Barnim fast gleichzeitig (1840). In den Kreisen Sternberg und Nieder-Barnim ist Rappard selbst aber nie zu eigentlicher bergmännischer Tätigkeit gekommen; in Ober-Barnim führten die Arbeiten erst 1848 zur Anlegung und Ausbeutung von Gruben, und nur in den Kreisen Lebus und Storkow waren die Arbeiten sogleich so erfolgreich, daß ausgedehnte Gebiete beliehen wurden. Einige Einzelheiten über diese arbeitsreichen Jahre des Stadt- und Landrichters v. Rappard zu Alt-Landsberg, die wir den Beiträgen zur Geschichte des Bergbaues in der Provinz Brandenburg von dem Geh. Bergrat Cramer entnehmen, mögen von Interesse sein.

Im Kreise Lebus wurden im Frühjahr 1841 Kohlengruben in den Dörfern Cliestow und Boossen bei Frankfurt sowie in unmittelbarer

Nähe der Stadt Frankfurt selbst in Angriff genommen. Die Verleihungen kamen erst Ende 1842 zustande, da zunächst erst eine eigene Behörde in Rüdersdorf gegründet werden mußte, welche die Berg-Gerichtsbarkeit auszuüben hatte. Die erste verliehene Grube war „Gruppe“ in Boossen; nach einigen Monaten folgten die Gruben „Goldfuchs“ in Boossen und „Wilhelm“ in Frankfurt. Der Grubenabbau begann anfangs 1842 zunächst mit einem Tagebau; man sah sich aber bald genötigt, wegen des Bedürfnisses, stückreichere Kohle zu erhalten, zum Tiefbau überzugehen. Zunächst wurden Handpumpen eingebaut, aber schon 1845 wurde auf Schacht „Christoph“ die erste aus der Wöhlertschen Maschinenbauanstalt gelieferte Wasserhaltungs-Dampfmaschine aufgestellt. 1842 bereits faßte Rappard den Plan, einen Stollen vom linken Ufer der Oder unterhalb Frankfurts anzusetzen. Dieser „Oeynhausener Stollen“ ist aber erst 1854 zur Ausführung gekommen. Rappard nahm bald Mitgewerken an und 1846 ging das Amt des Lehnsträgers von ihm auf den Ober-Bergrat Naumann über (der später in der Frankfurter Nationalversammlung sein Kollege wurde); er blieb aber noch lange Jahre Besitzer einer großen Anzahl dieser Kuxe. Die Ausbeute der Gruben war sofort eine recht bedeutende und hob sich von Jahr zu Jahr, da es bald gelang, das Vorurteil der Frankfurter gegen Verwendung der Kohle als Brennmaterial zu überwinden. Schon 1844 wurden fast 50 000 Tonnen Kohlen gefördert und ein ansehnlicher Überschuß erzielt.

Rappard hatte sich inzwischen die Ausbeutung der im Kreise Storkow bei den Rauenschen Bergen von ihm aufgeschlossenen Gruben zur Hauptaufgabe gemacht. Im Mai 1841 begannen hier die Arbeiten, schon 1842 wurden die Gruben Paul, Ludwig, Klöden, Hermann und Carl Friedrich, sämtlich bei Rauen gelegen, verliehen, 1843 folgten die Verleihungen der Gruben Robert und Adam bei Rauen. Rappard sah sich genötigt, die erforderlichen sachverständigen Arbeiter und Grubenbeamten aus der Provinz Sachsen zu beschaffen, die er dann zum Teil in Rauen, zum Teil bei seinen Bergwerksunternehmungen in Boossen usw. anstellte. Diese Bergarbeiter, deren Nachkommen sich über die ganze Mittelmark zerstreut haben, bildeten den ersten Stamm der brandenburgischen Bergarbeiter und die Lehrmeister für die sich jetzt mehr und mehr dem Bergarbeiterberuf zuwendende einheimische Bevölkerung. Um den Absatz der Kohlen zu erleichtern, hatte Rappard bereits im Sommer 1842 eine Eisenbahn von der Grube Paul fast $\frac{3}{4}$ Meilen lang bis an die Spree gebaut. Von hier aus wurden die Kohlen zu Schiff nach Berlin gesandt; um aber auch im Winter die Zufuhr zu ermöglichen, plante er unter Überbrückung der Spree eine zweite Bahn zum Anschluß an die Niederschlesisch-Märkische Bahn. Da hierzu die ihm von seinem Vater und anderen zur Verfügung gestellten Mittel nicht ausreichten, wandte er sich Ende November 1842 an die Kgl. Regierung

und bat um ein Dahrlehn von 30 000 Talern. Aus dieser Eingabe mag hier einiges mitgeteilt werden: „In den Rauenschen Bergen, bekannt durch die größten Geschiebe der norddeutschen Ebene, insbesondere durch die beiden gewaltigen Markgrafensteine, deren einer den Block zur großen Granitvase vor dem neuen Museum hergegeben hat, ist schon seit langen Jahren die Aufmerksamkeit der Geognosten auf das Ausgehende eines Braunkohlenlagers gelenkt, welches jedoch auf Grund der an anderen Orten der Mark erlangten Resultate für ein unbauwürdiges Nest gehalten wurde. Überfluß an Holz ließ früher eine nähere kostspielige Untersuchung der Lagerungsverhältnisse als unzweckmäßig erscheinen. Im Laufe des vorigen Jahres hatte ich mit mehreren anderen Schürfern das Vorkommen eines bauwürdigen zusammenhängenden Braunkohlenlagers zwischen dem Dorfe Booßen und Frankfurt nachgewiesen, auf welchem jetzt ein reger Bergbau betrieben wird. Diese Erfahrung ermutigte uns auch in den Rauenschen Bergen Bohrversuche in ausgedehntem Maße anzustellen. Die im Laufe des Winters niedergestoßenen Bohrlöcher und Versuchsschächte wiesen das Vorhandensein einer ausgedehnten Braunkohlenlagerung von vorzüglicher Güte der Kohle nach, doch war bald zu erkennen, daß bei der Entfernung des Lagers von der Spree und den Chausseen nur durch Anlage einer Chaussee oder Eisenbahn nach der Spree hin ein Absatz in großem Umfange gesichert werden könne. Es wurde nunmehr eine Anzahl Bergleute aus den Braun- und Steinkohlenbergwerken in der Provinz Sachsen herbeigezogen, die sich bei dem immer reger werdenden Bergbau mit ihren Familien in Rauen ansiedelten. Im Laufe des Frühjahrs wurden 17 Versuchs- und Förderungsschächte und bis dahin 80 Bohrlöcher in die Kohlenlager niedergebracht, die Flötze selbst aber durch Strecken aufgeschlossen und solchergestalt zur vollen Überzeugung dargetan, daß die in den von mir gemuteten Feldern belegenen Lager einen Reichtum von Kohlen in sehr guter Qualität enthalten, der auf Jahrhunderte ausreichen wird, Berlin mit diesem neuen Brennmaterial zu versehen. Die Kohle eignet sich besonders zur Stubenheizung und ist bereits seitens des Kriegsministeriums auf Grund der angestellten Versuche die Einführung der Kohle als Heizungsmaterial in allen Kasernen beschlossen“ usw. — Rappards Gesuch wurde zunächst, unter Anerkennung seiner ausgezeichneten Tätigkeit bei der Aufnahme von Braunkohlenbergwerken in der Mark, abgelehnt, ihm indessen später ein erneuter Antrag anheimgestellt. Er war nun unausgesetzt bemüht, der Kohle speziell in Berlin Eingang zu verschaffen und hatte hierbei auch bei vielen Behörden, Fabriken und bald auch bei einer großen Anzahl von Privaten Erfolg. Gestützt auf diese Erfolge wiederholte er im September 1843 sein Gesuch, in dem er hervorhob, daß er bereits ein Kapital von 98 000 Talern, welches ihm durch das Vertrauen von Geschäftsfreunden und Verwandten zuge-

führt sei, in seine bergmännischen Unternehmungen niedergelegt habe; Er bemerkt in seinem Exposé am Schluß; „Es waren nicht, wie Ew. Exzellenz mir dieses Vertrauen schenken werden, persönliche Rücksicht und das Verlangen nach größerem eignen Erwerb die mich bestimmt haben, mein ruhiges Familienleben und den mir teuren Beruf als Richter zu verlassen, um mich einem rastlosen Geschäftstreiben hinzugeben, mich ununterbrochen körperlichen und geistigen Strapazen anzusetzen und die unendlich herben Sorgen der Anschaffung von Betriebskapitalien auf mich zu laden, um die Schätze aufzufinden, deren Existenz durch die Wissenschaft nachgewiesen, die aber, wie ich aus der Erfahrung in meiner eigenen Familie wohl wußte, den Spekulanten nur geringen Nutzen und leicht große Verluste darbieten. Nein, es war die Aussicht, daß ich durch meine Bemühungen im Stande sein würde, meinen Mitbürgern eben bis dahin unbenutzte Quellen der Industrie und der Erleichterung für die Armen zu erschließen, die mich allein bestimmen konnten, mich so sorgenvollen Unternehmungen zu unterziehen. Bitterer Spott und Tadel, den ich ertragen, tausend Zweifel, die ich beseitigen mußte, waren nicht die drückendsten mich begleitenden Übel, bis ich das wirkliche Vorhandensein ausgedehnter und reichhaltiger Kohlenflötze Jedem anschaulich gemacht; und selbst da noch hemmten Sachverständige und Laien mich durch ihren Unglauben und ihren Zweifel an dem Gelingen meiner Unternehmung. Nicht genug preisen kann ich die gütige Hand der Vorsehung, welche mich ohne langes, vergebliches Umherirren so bald zu den reichsten und günstigst gelegenen Punkten führte, wodurch ich selbst zeitig die Bestätigung meiner Vermutungen erhielt. Ich durfte mich daher ohne Scheu des seltenen Vertrauens, womit mich Freunde und Bekannte erfreuten, bedienen, um sofort meine Unternehmungen im ausgedehntesten Maßstabe fortzusetzen und durch große Anlagen an der günstigsten Stelle in der Provinz einen Bergbau vorzubereiten, der bereits die Garantie einer wohlbegründeten Existenz in sich trägt, dem Staat schon jetzt eine Zehenteinnahme von 4000 Talern sichert und der die gehofften Vorteile über die Hauptstadt und ihre Umgebung in reichem Maße verbreiten wird, sobald die durch einjährige Erfahrung nunmehr als notwendig erkannten und mit verhältnismäßig geringen Mitteln herzustellenden Einrichtungen dasselbe dem Publikum zugänglicher gemacht haben werden“ usw.

Auf Empfehlung des Geh. Bergrats v. Oeynhausen wurde nunmehr 1844 ein Darlehn bis zu 60000 Talern unter günstigen Bedingungen gewährt und da auch sonst das Interesse für die Anlagen rasch wuchs, konnte mit aller Energie weitergearbeitet werden. Bei einer Besichtigung der Werke durch Regierungsbeamte im April 1844 wurde festgestellt, daß die Grube damals mit 55 Bergleuten belegt war, daß täglich 300 Tonnen Kohlen gefördert wurden und daß 26 Pferde und 13 Knechte

mit dem Kohlentransport zur Eisenbahn an die Spree beschäftigt waren. Rappard gründete nun den Rauenschen Bergwerkverein, dem er Ende 1844 seine sämtlichen Gruben für die Summe von 290 000 Talern abtrat, blieb aber weiterhin erheblich beteiligt. Er hatte, wie vorhin schon gesagt, sein Richteramt niedergelegt, kaufte sich nunmehr die Rittergüter Ostdorf (das spätere Rieselgut Osdorf) und Glambeck bei Angermünde und lebte auf letzterem, eifrig mit Landwirtschaft beschäftigt, soweit ihm seine Beteiligung an den Grubenwerken hierzu Zeit ließ. Er hatte sich 1838 verheiratet und drei Söhne, von denen zwei noch heute leben, wuchsen hier heran. Mit den Bewohnern von Glambeck und der nahen Stadt Angermünde hielt er regen Verkehr und stand bald bei ihnen in hohem Ansehen. 1847 begann der unermüdliche Mann neue bergmännische Unternehmungen, jetzt im Kreise Oberbarnim, in dem er 1841 vergeblich Fuß zu fassen versucht hatte. 1848 kam es zu den Verleihungen der Gruben Conrads Glück und Stanislaus in Freienwalde, auch wurden in diesen Jahren Gruben bei Alt Ranft aufgeschlossen, die sich später als sehr ertragreich erwiesen. Rappard hatte mehrere der Bewohner von Glambeck an der Ausbeute der Gruben beteiligt, als er aber 1849 Preußen verlassen mußte, gründete er eine besondere Gewerkschaft für seine Oberbarnimer Gruben und verkaufte seine Anteile. Schon 1850 aber erfolgten neue Verleihungen in Oberbarnim, und zwar die Gruben Gottlob in Freienwalde und Unverzagt in Alt Ranft und 1853 erwarb der „Rittergutsbesitzer C. v. Rappard in Meilen in der Schweiz“ die Grube Hedwig bei dem Rittergut Coethen. In noch späteren Jahren nahm Rappard seine Grabungen im Kreise Lebus wieder auf. Er wohnte damals in Rugenmatte bei Interlaken und auf diese Gegend weisen auch die meisten der von ihm jetzt gewählten Grubennamen hin. Es wurden ihm (bezw. seinem Vetter in Bonn) verliehen 1866 die Gruben Umspunnen, Eiger, Wolf, Falkenhagen, Rugenmatte, Neuhoff, Mönch, Hermann, Lanzkron, Stern, Jungfrau, dann Hirschfeld, Schwerin, Schmid, Bonn, Werder, Thun, Stämpfli, 1867 die Gruben Sturm, Alban, Mürren, Nick, Nack, Helvetia, 1868 die Gruben Dechen, Kapp, Dücker, Zürich, Cölln, Rütli. Die Gruben lagen meistens bei Wüste-Sieversdorf, Cunersdorf oder Schlagenthin. Eine große Anzahl dieser Gruben wurde bald nachher zusammengelegt zu der Gruhe cons. Schlagenthin, die 1869 62 Bergleute beschäftigte und 113 671 Tonnen Braunkohle förderte.

Wir verlassen hier Rappards Tätigkeit auf dem Gebiete der Kohlenförderung und wenden uns seinem späteren Leben zu, das durch das „Erweckungsjahr 1848“ in ganz neue Bahnen gelenkt wurde. Für die meisten der nachstehenden Angaben sind wir der noch heute mit ihrer Mutter in Rugenmatte lebenden Tochter Rappards (Clara) zu Dank verpflichtet.

Als die Bewegung des Jahres 48 begann, war v. Rappard eifrig mit Meliorationen auf seinen Gütern Glambeck und Osdorf, namentlich mit Mergelungen usw., beschäftigt und dachte nicht an politische Tätigkeit. Ganz ohne sein Zutun und sehr gegen seinen Wunsch wählte ihn der Kreis Angermünde sowohl in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt als auch in die preußische Nationalversammlung nach Berlin. Er wollte die Wahlen zunächst durchaus nicht annehmen, ließ sich aber schließlich von seinen Freunden zur Annahme bewegen und trat, seiner freisinnigen politischen Überzeugung folgend, in beiden Versammlungen der entschiedenen Linken bei, ohne jemals radikale Tendenzen zu vertreten. In Frankfurt gehörte er der Partei der Westendhalle an und wurde hier besonders intim befreundet mit Heinrich Simon, dem eigentlichen Führer der Frankfurter Linken. Zu seinen engeren Parteigenossen gehörten der große Ästhetiker Vischer („Auch Einer“), der Nationalökonom Hildebrand, der Statistiker Freiherr v. Reden, die Württemberger Schoder und Schott, der Schriftsteller Venedey u. a. Rappard ist als Redner kaum hervorgetreten, bei der Kaiserwahl gab er sein Votum für König Friedrich Wilhelm IV. ab, im übrigen stimmte er aber natürlich durchweg mit der Linken und nahm auch noch an den Verhandlungen am Stuttgarter Rumpfparlament teil, in denen er seinen Freund Simon zu einem der fünf Reichsregenten wählte. Es scheint ihm diese Beteiligung von der preußischen Regierung übel genommen zu sein. Als er nach Schluß der Verhandlungen ruhig wieder in Glambeck seinen landwirtschaftlichen Arbeiten oblag, erhielt er von dem ihm befreundeten Minister v. Manteuffel die ernstliche Mahnung, die Heimat zu verlassen, da ein neu einzusetzender Hochverratsgerichtshof sich demnächst mit seinem Verhalten beschäftigen werde. v. Rappard beachtetete diese Warnung nicht, bis eines Nachts ein Expreßbote von Manteuffel ihn benachrichtigte, daß er am nächsten Morgen verhaftet werden solle und wahrscheinlich eine sehr strenge Bestrafung zu erwarten habe. Er entfloß nun an die Nordsee und konnte sich von Norderney nach Helgoland und London retten. Von hier ging er nach Zürich, wo seine Schwester als Frau des Professors Kapp lebte. Tatsächlich wurde der Prozeß gegen ihn durchgeführt und er zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt. Rappard erhielt das Urteil in Paris; sein unermüdlicher Forschungstrieb hatte ihn inzwischen zu ganz neuen (zoologischen) Arbeiten geführt. Er untersuchte in Paris unter Unterstützung der Professoren Quatrefage, Blanchard usw. eine dort vorhandene reichhaltige Spinnensammlung, entdeckte und erforschte die an jedem Fußende vorhandenen Kämmchen und Bürstchen und es mag sein, daß Prof. Harnack die eigenartigen Arbeiten Rappards vorgeschwebt haben, als er vor einigen Jahren Ostwald gegenüber die Erforschung von Spinnenbeinen in etwas wegwerfender Weise besprach.

v. Rappard erwarb damals den Doktorgrad, blieb aber bei diesen Einzel-
 forschungen nicht stehen, sondern legte sich mit der ihm eigenen, uns
 bereits bekannten Energie auf mikroskopische und andere Untersuchung
 niederer Tiere. Sein ständiger Wohnort war in den ersten 50er Jahren
 das Gut Marienfeld bei Meilen am Züricher See, das er zusammen mit
 seinem Freunde Heinrich Simon (der 1860 im Wallenstädter See ertrank)
 erworben hatte, später zog er nach Wabern b. Bern, wo sich sein
 Frankfurter Kollege Reinstein ihm anschloß, dem er eine Stelle als
 Lehrer an einem von ihm gegründeten wissenschaftlichen Institut, von
 dem noch die Rede sein wird, verschaffte. Reinstein starb hier 1860,
 kurz nach Simons Tode. Auch die Eltern und ein Teil der Geschwister
 Rappards lebten damals oft längere Zeit in Wabern. Rappard selbst
 war vielfach auf Studienreisen. Er bereiste Frankreich, Holland, Eng-
 land und Italien, durchforschte die Küsten und Meerestiefen der Bretagne
 und des Mittelmeeres mit großen Schleppnetzen nach niederen See-
 tieren, die damals sein besonderes Interesse erregten und entdeckte
 dabei zuerst die Kristallanker in der Haut der Synapta, welche Tier-
 gattung nach ihm den Namen Synapta Rappardi erhalten hat. Auch
 den Meeresschwämmen wandte er sein besonderes Interesse zu und
 machte hierbei neue wissenschaftliche Entdeckungen. Seinem praktischen
 Sinn gemäß mußte er seine gewonnene wissenschaftliche Erkenntnis auch
 praktisch verwerten und so gründete er in Wabern 1856 ein mikroskopisches
 Institut, woraus viele Jahre für Schüler und Laien wissenschaftlich
 zusammengestellte, mit eingehendem Text versehene, von Schäffer und
 Buddenberg in Buckau vertriebene, mikroskopische Sammlungen hervor-
 gingen, die unter seiner Leitung namentlich von seiner zweiten Frau
 und den von ihr angelernten Gehilfinnen gefertigt wurden. Rappards erste
 Ehe war 1854 getrennt worden und 1856 heiratete er die noch heute
 in Rugenmatte lebende Albertine Engel aus Mecklenburg. Die eigent-
 liche Ausführung der Arbeiten lag ganz in den Händen seiner Frau,
 umsomehr als Rappard sich bei den mikroskopischen Arbeiten seine
 Augen gründlich verdorben hatte, so daß von der Zeit an seine Frau
 ihm auch vorlesen und seine Korrespondenz erledigen mußte. Das
 Institut, mit dem auch eine Schule für Mikroskopie verbunden war,
 nannte er denn auch nach dem Namen seiner Frau das Engelsche
 Institut und unter diesem Namen hat es noch lange Zeit einen geachteten
 Namen für alle Zoologen gehabt. Mit dem Regierungsantritt König
 Wilhelms konnte Rappard nach Preußen zurückkehren; er hat dann
 auch sehr bald wieder auf längere Zeit in Berlin gelebt und dort,
 wie wir früher sahen, auch seine Schürfungen auf Braunkohlen
 wieder aufgenommen. Auch mit Bismarck, den er schon vor 1848
 kannte, kam er hier zusammen und dieser soll (ähulich wie zu
 Karl Schurz) auch zu ihm gesagt haben: „Rappard, wofür man

Ihnen den Kopf vor die Füße legen wollte, hat man mich zum Fürsten gemacht“.

Rappard war inzwischen nahezu 60 Jahre alt geworden, aber seine schöpferische Tätigkeit war ungebrochen. Um seine Augen zu erholen, nahm er (1864?) längeren Aufenthalt am Giesbach am Briener See. Hier erfuhr er, daß die Familie Kehali, die den kleinen Gasthof dort hielt, ihren Besitz veräußern und daß die Gemeinde Brienz, welcher der den Fall umgrenzende prächtige Wald gehörte, diesen abholzen wollte. Er erkannte sofort, daß hiermit die ganze Schönheit und Romantik der Gegend zerstört sein würde und entschloß sich, um die Idylle zu erhalten, das ganze aufzukaufen. Er erbaute ein besseres Hotel, dem bald ein zweites sowie ein Chalet als Sommerwohnung für seine Eltern folgten und zog einen süddeutschen Freund Schmiedlin, eigentlich Botaniker dahin, der mit Frau und Töchtern dem Hotel zu seiner Weltberühmtheit verhalfen. Rappard selbst war eifrig tätig, Parkanlagen, Wege und Brücken über den Fall zu bauen; er führte die bengalische Beleuchtung der Fälle ein und brachte das erste Dampfschiff auf den Briener See und in das Oberland überhaupt.

Sein Unternehmungsgeist wuchs nun wieder gewaltig. Unter Beteiligung von Freunden nahm er den später sehr bedeutenden Steinbruch in Ostermundigen bei Bern in Arbeit, begann die Ausbeutung des Torfmoors in Hageneck und gründete endlich in Interlaken, in unvergleichlich schöner Lage, das erste große weltbekannte Hotel „Jungfraublick“, das noch heute in voller Blüte steht. Für dieses Hotel gründete er eine Aktien-Gesellschaft, deren Direktoren er und sein Schwager Loewe-Calbe, der letzte Präsident der Nationalversammlung, waren und das Hotel wurde bald der Sammelplatz der in der Schweiz Erholung suchenden Liberalen und vieler anderen bedeutenden Männer. Ludwig Bamberger erwähnt in seinen Erinnerungen die gemütlichen Abende in dem Rappardschen Hotel; er nennt hier Rappard einen lebenswürdigen, mit stark entwickeltem Sinn für Natur begabten Menschen. Bamberger erwarb bald darauf ein eigenes Besitztum in Interlaken und war regelmäßig im Sommer dort. Unter den sonst dort vielfach Anzutreffenden seien Tafel und Hausmann aus Stuttgart, Carl Maier aus Eßlingen, Lasker, Dunker, Twesten, Gneist aus Berlin usw. genannt. Nach Fertigstellung des Hotels nahm Rappard die Aufschließung des unmittelbar an Interlaken grenzenden Rugenberges in Angriff. Die schönen Parkanlagen, die heute den Wanderer erfreuen, sind von Rappard zum größten Teil auf eigene Kosten erbaut. Hier in Rugenmatte erbaute er sich auch sein idyllisches Wohnhaus, das er bis zum Tode bewohnte. In den Wintermonaten lebte er zuletzt häufig in Rom, in den Sommermonaten zog er aber einen stets wachsenden Kreis bedeutender Männer nach Interlaken. Es verkehrten bei ihm die

Maler Menzel, Kaulbach, Meyerheim, Gussow usw., die Gelehrten Helmholtz, Kirchhoff, Bunsen, Siemens, Langenbeck, Milne Edwards, Leyden, die Schriftsteller Spielhagen, Auerbach, Hermann Grimm und Frau, Clara Schumann, die Generäle v. Roon, v. Werder, v. Winterfeld, auch die Fürstin Liegnitz und die Königin-Witwe Elisabeth haben sich mehrfach längere Zeit im Hotel Jungfraublick aufgehalten.

So war unserm Rappard ein schöner Lebensabend nach anstrengender Lebensarbeit beschieden. Er erhielt sich sein fröhliches Temperament rüstig bis zuletzt. Noch im letzten Lebensjahr dichtete er eine hübsche Weihnachtslegende und einen Roman, die allerdings nicht gedruckt sind. Bei allen seinen Unternehmungen brachte er es trotz aller Erfolge niemals zu eigentlich bedeutendem Vermögen; ihn interessierte nie der Gewinn, stets nur das Werk und das Schaffen, das vollendete Werk gab er leichten Herzens ab, um Neues zu erringen, auch hatte er eine stets offene Hand für alle, die sich an ihn wandten.

Am 7. Juni 1881 starb Rappard in seiner Villa bei Interlaken am Herzschlage; er ist begraben in dem Walde, der die Villa umgibt. Sein Grabstein trägt die Inschrift: „Amo, ergo ero“, einen Lieblingspruch, den er oft im Leben aussprach.

Die Webstuhlgewichte und ihre Bedeutung.

C. H. Johl.

Bei zahlreichen Ausgrabungen vorgeschichtlicher Wohnstätten wurden Tonkörper von kegel- oder pyramidenartiger Form gefunden, die an dem oberen Ende eine Durchbohrung aufwiesen. Man bezeichnete sie als „Webegewichte“ oder „Zettelstrecker“, die den Zweck hatten, am aufrechten Webestuhle die Fäden der Kette zu spannen. Gegen diese Bezeichnung und gegen die ganze Theorie der Kettenspannung durch Gewichte hat M. von Kimakowicz-Winnicki in seiner Abhandlung „Spinn- und Webwerkzeuge“ — Darstellungen über früh- und vorgeschichtliche Kultur- Kunst- und Völkerentwicklung herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Kossinna, Heft 2 Würzburg 1910 — heftige und, wie er meint, vernichtende Angriffe gerichtet. Zwar sind ihm schon Blinkenberg¹⁾ und Ling Roth²⁾ entgegengetreten, da aber webekundige Forscher wie

¹⁾ „Epinetron und Webstuhl“, Mitt. des Kais.-deutsch. Archäol. Instituts, Athen. Abt. XXXVI 1911, S. 145—152.

²⁾ „Ancient Egyptian and Greek looms“, Bankfield Museum notes, Second series No. 2 Halifax 1913, S. 36 folg.

Buschan³⁾ sich von Kimakowicz haben blenden lassen, und da die Frage für die Geschichte der primitiven Weberei von größter Bedeutung ist, ist es notwendig, die Gründe und Ansichten des Museumsdirektors im Hermannstadt einmal einer genaueren Prüfung zu unterziehen.

Was zunächst seine Auslegung des bekannten Penelope-Webstuhles auf der Chiusivase betrifft, so muß daran festgehalten werden, daß wirklich ein Webestuhl, nicht, wie K. meint, ein Flechtgestell dargestellt ist. Das ist angesichts der zahlreichen Stellen griechischer Schriftsteller, aus denen hervorgeht, daß die Griechen in alten Zeiten die Kettenspannung bei aufrechten Webestühlen durch angehängte Steine erzeugten, ganz zweifelsfrei. Ja K. hätte bei Blümner⁴⁾ lesen können, daß Theodosius (Bekker, A.G. III 1208 - Georgios Choeroboskus, Gr. gr. IV Vol. 1 p. 332, 19) schon die runde, durchbohrte Form der Zettelstrecker gekannt hat. K.'s Angriffe gegen die nordeuropäischen Gewichtstühle würden vielleicht vorsichtiger gewesen sein, wenn er gewußt hätte, daß wir schon seit fast 20 Jahren noch andere Webstuhlbilder aus Griechenland haben, die mehr als der Penelopestuhl dem nordischen Typus entsprechen.

In Theben nämlich wurde eine Vase⁵⁾ gefunden, deren eines Bild Kirke an einem aufrechten Webestuhl arbeitend zeigt. Das Gefäß gehörte früher zur Collection van Branteghem, befindet sich jetzt aber im Britischen Museum zu London. Die Kettenfäden dieses Webstuhles werden durch zwei Reihen von Steinen gespannt; die obere Reihe hat sieben größere, die untere acht kleinere Webegewichte.

Auch auf einer anderen Vase aus Theben⁶⁾ sehen wir Kirke am Webestuhle. Das Gestell ist hier breiter, die Zahl der Zettelstrecker größer. In zwei Reihen hängen je vierzehn Steine an den Kettenfäden.

Spannt bei diesen Bildern jeder Stein eine größere Zahl von Fäden, so strafft an dem schon erwähnten Penelopestuhl⁷⁾ jedes Gewicht

³⁾ Siehe Buschans Kritik des K'schen Buches im Centralblatt für Anthropologie. Auch schrieb er mir auf einer Karte vom 20. Okt. 1910: „Übrigens wird die Sache mit den Tonkegeln oder Zettelstreckern ziemlich gegenstandslos.“

⁴⁾ Hugo Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern, Leipzig 1875, S. 128 u. 129; 1912, S. 147 sind in unbegreiflichem Irrtume Tonkörper als Zettelstrecker abgebildet, die im Originale bei Daremberg-Saglio II S. 1426, Fig. 3386—8 deutlich mit fusäioles, d. i. Spinnwirtel bezeichnet sind.

⁵⁾ Fröhner, Collection van Branteghem, Catalogue. Brüssel Taf. 45. Walters, The Journal of Hellenic Studies XIII 1892/93, S. 81, Fig. 2. Blümner, ²S. 157. Hooper, The Burlington magazine for connoisseurs 1910/11, S. 283, Fig. 8. Riegl, Mitt. des K. K. österr. Museums für Kunst und Industrie 1893, S. 291.

⁶⁾ Britisches Museum. Walters a. a. O. pl. IV. Lamer, Griech. Kultur im Bilde (Wissenschaft und Bildung No. 82) Leipzig 1911, S. 24, Abld. 36.

⁷⁾ Monumenti dell' Instit. 1872 VIII tab. 42, 1. Baumeister, Denkmäler III S. 2085, Fig. 2332. Blümner S. 157, Fig. 62. Baumgarten etc., die hellen. Kultur, Leipzig 1905, S. 95. Riegl, a. a. O. S. 297 Fig. 5. Kimakowicz S. 39 Fig. 69.

nur einen Faden. Die konische Form dieser Webegewichte läßt den Schluß zu, daß wir es hier nicht mit rohen Steinen, sondern mit künstlich geformten Zettelstreckern aus Ton zu tun haben.⁸⁾ Was die Einzelaufhängung betrifft, so ist mehr als wahrscheinlich, daß sie in künstlerischen Motiven des Malers ihren Grund hat, denn es ist nicht zu leugnen, daß bei einer so weiten Stellung der Kettenfäden, wie sie das Bild zeigt, niemals die gezeichneten Gestalten hätten gewebt werden können.⁹⁾ Erwähnen möchte ich jedoch, daß Graba¹⁰⁾ im Jahre 1828 auf Farö einen Webstuhl sah, an dem jeder einzelne Faden mit einem kleinen Stein beschwert war.

Der alte nordeuropäische Gewichtwebstuhl, Uppstadgogn genannt, wurde uns zuerst durch Olavius¹¹⁾ bekannt. Sein isländischer Stuhl hat mindestens vierundzwanzig Beschwersteine; über ihre Anordnung läßt sich bei der ungenauen Zeichnung nichts Sicheres sagen. Nach den technischen Einrichtungen zur Fachbildung müßten die Zettelstrecker in vier Reihen hängen.

Durch Worsaaes Veröffentlichung¹²⁾ ist der Uppstadgogn von Faröer berühmt geworden. Der Abbildung nach hätte er neunzehn Steine, in zwei Reihen angeordnet. Auf eine Anfrage teilte mir am 21. Sept. 1910 Herr Orlik vom Nationalmuseum in Kopenhagen mit, daß der Webstuhl zwölf ungefähr gleich große Gewichtsteine habe, die in zwei Gruppen aufgehängt seien. Den Widerspruch habe ich nicht aufklären können; ebensowenig habe ich Nachrichten erhalten können über einen Uppstadgogn, der sich nach Blinkenberg im Dansk Folkemuseum Kopenhagens befindet.

Die Steine beider Stühle sind ziemlich roh-kugelförmig und nicht durchbohrt. Sie sind mittels eines Strickes an eine Anzahl zusammengeschlungener Fäden der nach der Bindungsart geteilten Kette angeknüpft worden. Eine Durchbohrung finden wir dagegen bei den Gewichtsteinen des Uppstadgogn in Bergens Museum.¹³⁾ Der Museumsassistent Herr M. Abel schrieb mir am 23. Dezember 1913, daß die zwanzig Kljaasteine eine flache, dreieckige Form hätten und im Gewichte sehr verschieden seien. Die flache, dreieckige Form der Webstuhlgewichte stellt einen entschiedenen Fortschritt dar, denn durch sie wird die Fachbildung bedeutend erleichtert. Auch an diesem Webestuhle herrscht wohl die

⁸⁾ Conze, *Annali dell' Instit.* 1872, S. 196.

⁹⁾ Roth, a. a. O. S. 36 Anm.

¹⁰⁾ Carl Julius Graba, *Tagebuch geführt auf einer Reise nach Farö im Jahre 1828*, Hamburg 1830, S. 121.

¹¹⁾ Olaus Olavius, *Oekonomische Reise durch Island*, Dresden 1877, Taf. XII. Die Wiedergaben bei Blümner S. 139 Fig. 17 und Smith, *Dictionary of Greek and Roman antiquities*, London 1870, S. 1100 sind ungenau.

¹²⁾ *Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn* 1859, tab. 159, No. 558.

¹³⁾ Abgebildet bei Blinkenberg, a. a. O. S. 151.

Zweiteilung, obgleich die Nachrichten, die ich erhielt, dies nicht mit Sicherheit feststellen lassen.

Gleichartige Zettelstrecker hat der Uppstadgogn im Heibergske Samlinger in Amble i Sogn. Die Kette ist nach einer Mitteilung des Herrn G. F. Heiberg vom 29. Oktober 1913 durch vierzig Steine beschwert; sie sind teils aus „klaber“, teils aus Schiefer mit einem Durchschnittsgewicht von 1,15 kg. Fünf bis sieben Fäden werden durch einen Stein gestrafft. Eine Reihenordnung ist bei diesem Webestuhle, der wohl der primitivste der bekannt gewordenen Uppstadgogn ist, nicht zu bemerken.

In der Heibergschen Sammlung befindet sich außerdem eine große Zahl zufällig gefundener Steine in Gruppen von zehn bis fünfzehn Stück. Zwei vollständige Sätze aus dem Mittelalter hebt Herr Heiberg in seinem Briefe besonders hervor. Der eine besteht aus achtundvierzig schön geformten Steinen, die in Sogne gefunden wurden. Ihr Durchschnittsgewicht ist gering, 0,4 kg; dadurch erklärt sich auch die große Stückzahl des Satzes. Einige Gewichte sind mit einem Radkreuze \oplus versehen. Die andere Gruppe wird von achtundsiebzig sämtlich gut gearbeiteten Steinen gebildet. Sie wurden in Hopperstad Vik in Sogn gefunden. Ihr Durchschnittsgewicht beträgt 0,41 kg; sie haben zum Teil eingeritzte Zeichen und Marken.

Radkreuze und andere Zeichen sieht man auch auf vielen Webstuhlgewichten des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel. Nach den Fundstücken zu urteilen, ist in Schleswig-Holstein das scheibenförmige Gewicht dem kegel- oder pyramidenförmigen vorgezogen worden; auch kugelige Stücke habe ich in Kiel gesehen.¹⁴⁾

Die flache Form der Webstuhlgewichte ist auch in England üblich gewesen; es sind zahlreiche Beschwersteine aus Kreide mit Bohrlöchern gefunden worden. Roth betont ausdrücklich, daß sie nicht als Netzenker gedient haben können, und daß kein einziges frei stehen kann.¹⁵⁾

Es steht somit fest, daß in alten Zeiten einmal die Kettenfäden an aufrechten Webstühlen durch angehängte Steine oder aus anderem Material geformte Gewichte gespannt worden sind. Es ist nun die Frage, ob wir in den kegel- und pyramidenförmigen Tonkörpern der Ausgrabungsfunde Zettelstrecker erblicken können oder nicht?

¹⁴⁾ Nach Blinkenberg befinden sich Uppstadgogn in Stockholm (Nordiske Museum), Kristiania (Norsk Folkemuseum und Landbrugmuseum), Lillehammer (Sandvigske Samlinger). Sie sollen dem Farøer-Stuhl Worsaaes gleichen.

¹⁵⁾ Vergl. Hooper, a. a. O. S. 283.

Soweit ich die Berichte übersehe, war es zuerst Ferdinand Keller¹⁶⁾, der für derartige Fundstücke aus den Schweizer Pfahlbauten die Bezeichnung Webesteine und Zettelstrecker benutzte. Ihm folgte Helbig¹⁷⁾ für die italienischen Pfahlbauten der Poebene.

Für Griechenland und Italien bestimmte Salinas¹⁸⁾ die Natur der gefundenen Gewichte. Das Tafel IV a u. b abgebildete konische Stück, das in einer Vertiefung die Buchstaben ΓΑΥΚ zeigt, hat zahlreiche Geschwister in den alten Kulturländern gehabt. Salinas stellte bei verschiedenen Webegewichten in dem durchgebohrten Loche Spuren von Eisen fest, so daß man annehmen kann, sie seien mit Hilfe eines eisernen Hakens in die zusammengeknottete Kettengruppe eingehängt worden. Im Zusammenhange hat dann Friedrich Ritschl¹⁹⁾ die antiken Gewichtsteine behandelt; er kennt solche aus Athen, Pontus Euxinus, Sicilien, Italien, Südfrankreich, Spanien, den Rheinlanden²⁰⁾ und Holland. Auf Ritschls Gewichtsbestimmungen, die sich zwischen 3 $\frac{1}{2}$ Loth und 17,5 Loth — ca. $3\frac{2}{5}$ $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{5}$ $\frac{1}{2}$ — bewegen, ist leider nicht viel zu geben, da die gewogenen Stücke nach ihren Fundorten nicht getrennt worden sind. Sicher unrichtig ist seine Erklärung für die Unterschiede der Schwere, wie ich in meiner Abhandlung über „Altgriechische und Römische Webestühle“²¹⁾ nachgewiesen habe.

Bei der Behandlung des Penelope-Webstuhles wies Conze²²⁾ schon auf den Norden hin und erwähnt dabei Zettelstrecker aus Schwerin mit Einschnürungsmarken. J. Mestorf²³⁾ besprach die Funde aus Ditmarschen, Frankreich, der Schweiz, Böhmen, Österreich²⁴⁾, Ungarn, Siebenbürgen²⁵⁾,

¹⁶⁾ Mitt. der antiqu. Gesellsch. in Zürich, 1854, Taf. IV Fig. 17 — Fig. 19 ist seiner Schwere wegen kaum ein Webstuhlgewicht —; 1858 Taf. I Fig. 41; 1863 Taf. XII Fig. 30. Vergl. J. Staub, Die Pfahlbauten in den Schweizer Seen, Fluntern 1864, Taf. III 21, 25. J. Heierli, Urgeschichte der Schweiz, Zürich 1901, Taf. 64. H. Messikommer, Unterhaltungsbl. für Freunde der Altertumsk., Zürich 1889, S. 20. E. Desor, Die Pfahlbauten des Neuenburger Sees, Frankfurt a/M. 1866, S. 55.

¹⁷⁾ Wolfgang Helbig, Die Italiker in der Poebene, Leipzig 1879, S. 83 u. Taf. II No. 14.

¹⁸⁾ I monumenti sepolcrali scoperti presso la Chiesa della Santa Trinita in Atene, 1863 Torino, S. 16.

¹⁹⁾ Jahrb. des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande XLI 9—24, 1866 = opuscula philologica, Leipzig 1878, IV S. 673—690.

²⁰⁾ Ritschl bildet Taf. II ein alt-römisches Gewicht aus Köln ab mit der Inschrift „es quai“. In denselben Jahrb. 1870, S. 74 wird ein Gewicht aus Düffelword bei Cleve genannt.

²¹⁾ Sie wird wahrscheinlich im Rhein. Museum erscheinen.

²²⁾ Annali dell' Inst. 1872, S. 196.

²³⁾ Verhdl. der Berl. Ges. für Anthropologie 1878, S. 225.

²⁴⁾ v. Sacken, Sitzungsber. der ph.-h. Klasse der Kais. Acad. der Wiss., Wien, Bd. 74 S. 585. Much, Kulturhistor. Atlas, Wien 1889, Abt. I Taf. 43, 3 u. 10, Taf. 50, 15 u. 16.

²⁵⁾ Goos, Archiv des Ver. für siebenbürgische Landeskunde, Neue Folge 1876, XIII S. 213; 1877, XIV S. 141. Vergl. Kimakowicz.

Oberitalien, Mykenae²⁶⁾, Hissarlik, den Römischen Niederlassungen am Rhein und an der Donau. Über die Elbe seien sie erst im ersten nachchristlichen Jahrhundert mit der übrigen römischen Provinzkultur gekommen. Wenn damit eine Übernahme fremder Webstühle durch die Nordeuropäer angedeutet werden soll, so ist das, wie spätere Ausgrabungen lehren, sicherlich ein Irrtum.²⁷⁾

Einen Zettelstrecker aus dem Wiesbadener Museum bildet Cohausen²⁸⁾ ab; Traeger²⁹⁾ behandelt die Funde aus Albanien und Macedonien. Schweden³⁰⁾, Thüringen³¹⁾, Fischbeck bei Jericho³²⁾, Niemitzsch³³⁾, Püritz [Kreis Sorau]³⁴⁾ und viele andere Orte haben weiteres Material geliefert.

Wertvoller jedoch als der gelegentliche Fund einzelner Stücke ist die Entdeckung von Gewichtserien, besonders wenn die anderen Umstände, die bei der Ausgrabung festgestellt wurden, den Schluß zulassen, daß der gesamte Bestand eines Webestuhles erhalten geblieben ist. Das scheint mir der Fall zu sein in Thera³⁵⁾, wo zwölf rundliche, einem Brotlaib ähnliche Stücke beieinander lagen, und in Gordion³⁶⁾, wo nach einzelnen Stücken am 16. Juni 1900 ebenfalls zwölf Stück — 0,13 m hoch — wieder zu Tage traten. Zwölf waren es auch in einem Pfahlbau zu Robenhausen³⁷⁾; hier lagen die Tonkörper in einer Entfernung von 40–50 cm zwischen zwei bearbeiteten Hölzern. Jentsch³⁸⁾ grub in Niemitzsch auf einem Quadrate von 60 cm Durchmesser vierzehn Webe-

²⁶⁾ Über die Schliemannschen Funde orientiert am besten: Hubert Schmidt, Heinrich Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer, Berlin 1902, S. 294–296. Ob alle hier aufgeführten Tonkörper Webegewichte gewesen sind, ist mir nach eingehender Besichtigung sehr zweifelhaft geworden.

²⁷⁾ Auch Hermann Grothe, Verhdl. des Ver. zur Beförd. des Gewerbefl., 1883, LXII S. 232, fand das Vorkommen der Tonkegel und Tonpyramiden in den Gegenden, wohin die Römer kamen, auffällig.

²⁸⁾ A. von Cohausen, Annalen des Ver. für Nassauische Altertumskunde, Wiesbaden 1879, XV S. 23–40.

²⁹⁾ Verhdl. der Berl. Ges. für Anthrop., 1902, S. 57.

³⁰⁾ Oskar Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit (Deutsch von Carl Appel), 1885 Berlin, S. 149.

³¹⁾ Götze usw., Die vor- und frühgeschichtl. Altert. Thüringens, Taf. VIII No. 134 und S. 289. Schrader, Linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Warenkunde, 1886 Jena, I S. 184.

³²⁾ Hartwich, Verhdl. der Berl. Ges. für Anth., 1886, S. 13.

³³⁾ H. Jentsch, Verhdl. der Berl. Ges. für Anth., 1886, S. 584, und Programm des Gubener Gymnasiums 1889.

³⁴⁾ Ernst Friedel, Zeitschr. des Ver. für Volkskunde 1895, Taf. II, 10.

³⁵⁾ Hiller von Gärtringen, Thera, 1904 Berlin, S. 169.

³⁶⁾ Gustav und Alfred Körte, Gordion. Jahrb. des Kais. deutsch. Archäol. Inst., Ergänzungsheft V, Berlin 1904, S. 208.

³⁷⁾ Siehe Heierli, Anzeiger für Schweizer. Altertumsk., 1887, V S. 426. Buschan, Verhdl. der Berl. Ges. für Anthrop., 1889, S. 232.

³⁸⁾ a. a. O. S. 584.

gewichte aus, die auf Holzkohle lagen, so daß sie erst beim Brande des Hauses und Webestuhles herabgestürzt waren. Die Gewichtsangaben über diese Zettelstrecker schwanken in den verschiedenen Berichten; ihr Gesamtgewicht beträgt ca. 40 H. Aus der Lage der herabgefallenen Stücke ließ sich entnehmen, daß sie einst in zwei Reihen zu je sieben angeordnet waren. Bei einer Bodenbreite von je $7\frac{1}{2}$ cm nahmen sie im ganzen $52\frac{1}{2}$ cm in Anspruch; es blieb also bei dem etwa 60 cm breiten Gewebe genügend Spielraum für jedes Gewicht, vorausgesetzt, daß die Reihen in verschiedener Höhe hingen, wie wir es von den griechischen Vasenbildern³⁹⁾ her kennen. Was die Gewichtsunterschiede zwischen den einzelnen Zettelstreckern dieses Satzes und damit auch der anderen anbelangt, so möchte ich vermuten, daß die schwereren ihren Platz an den Seiten der Kettenlage gehabt haben, da ja die äußeren Fadengruppen dem Querzuge des Schußfadens einen stärkeren Widerstand entgegengesetzen mußten, zumal im allgemeinen die Sperrute nicht bekannt gewesen zu sein scheint.

Die verhältnismäßig geringe Stückzahl dieser Sätze legt den Gedanken nahe, daß die Gewebe, die an den alten Gewichtwebstühlen hergestellt wurden, nur eine geringe Breite hatten, ein Gedanke, den auch die ganze Arbeitsart hierbei hervorruft. Eine willkommene Bestätigung gaben mir die mündlichen Mitteilungen, die mir in liebenswürdiger Weise Herr Dr. Kiekebusch vom Märkischen Museum in Berlin über seine Ausgrabungen in Buch machte. Auffällig war es, daß in Buch die Tonkörper in Gruben lagen. Diese Webegruben haben aber aller Wahrscheinlichkeit nach eine andere Bedeutung als die unterirdischen Webekammern der alten Germanen, von denen Tacitus⁴⁰⁾ erzählt. Bei den Webegruben in Buch hat man sich nämlich den Webstuhl oberirdisch stehend zu denken, nur die Zettelstrecker und damit einen Teil der Kette ließ man in die Grube hinabhängen; ähnlich wie es an dem Webstuhl auf einer schwarzen Urne aus einem Tumulus der Hallstattzeit bei Oedenburg in Ungarn⁴¹⁾ gemalt worden ist. Ohne Bodenvertiefung ist es nur möglich eine Kette zu verweben von einer Länge, die durch den oberen Querbalken und die

³⁹⁾ Riegl a. a. O. S. 298 weist übrigens mit Recht darauf hin, daß die Ausgrabungen Conzes Ansicht, die zierlichere Kegelform sei Griechenland eigentümlich, widerlegt haben.

⁴⁰⁾ Germania 16. Vergl. Wackernagel, Kleinere Schriften, Leipzig 1872, S. 21 und 41. Etmüller, Mitt. der antiq. Ges. in Zürich 1866, S. 233. Eugster, Die Gemeinde Herisau, 1870, S. 369. Weigert, Verhdl. der polytechn. Gesellsch. zu Berlin, 1865, LXVI S. 94. A. Schulten, Die Ausgrabungen in und um Numantia, Internat. Monatschrift für Wissensch. etc., Januar 1913, Spalte 456: „Der Kellerraum diente zugleich als Winterwohnung, besonders, wie zahlreiche Webstuhlgewichte und Spinnwirtel zeigen, als Spinnstube der Weiber, wie es nach Tacitus ja auch bei den Germanen war“.

⁴¹⁾ Siehe: Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Taf. XXIX. Kimakowicz, S. 54 Fig. 83. Den Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Kiekebusch.

Webegewichte begrenzt ist; durch eine Vertiefung des Bodens unterhalb der Kette konnte man nach Belieben die Fäden länger wählen und damit ein größeres Stück Tuch verarbeiten, was bei der mühseligen Arbeit des Anzetteln und Anschirrens von erheblicher Bedeutung war.

In Buch wurden gefunden in Grube 61 in einer Tiefe von 50 cm acht Tongewichte; etwa 20 cm tiefer als die anderen lag No. 7. Unter den Zettelstreckern bemerkte man geringe Knochenreste und einige Scherben, darüber waren zahlreiche Scherben, Lehmbrocken und Knochen ausgebreitet. Das Haus, zu dem die Webegrube gehörte, ist durch Brand zerstört worden. Auf der Brandstätte wurde später ein neues Haus errichtet, dessen Herd sich gerade über der Webegrube vorfand.

Grube 159, deren größerer Teil — 120 cm lang — wohl die Webegrube bildete, enthielt in einer Tiefe von 10—30 cm sieben Zettelstreckere.

In Grube 305 lagen sieben Webegewichte 46—48 cm tief; ob No. 44 des Inventars wirklich ein Webestuhlgewicht ist, konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden, da nur der untere Teil erhalten ist.

Aus der Baugrube F¹ wurde von Arbeitern eine Anzahl von Tongewichten abgeliefert, doch war es unmöglich, über ihre ursprüngliche Zahl und Lage genaue Feststellungen zu machen.

Zum Schlusse dieser Fundberichte möchte ich noch erwähnen, daß Rieger⁴²⁾ nach Hai zu Kel XXI,1 auch dem Webestuhle der alten Juden Zettelstreckere zuweisen möchte. Ich glaube jedoch in meiner Abhandlung über „Altaegyptische Webestühle“⁴³⁾ nachgewiesen zu haben, daß die Angabe Hais sich nicht auf die hier in Frage stehenden Webestühle, sondern auf horizontale bezieht, wie auch Rieger selbst zum Vergleiche einen Horizontalstuhl aus Nachtigall, Sahara und Sudan, S. 644 heranzieht.

Während die deutschen Gelehrten sich im allgemeinen über die Natur der Tonkörper einig waren, und Paur, Cohausen, Authenrieth, Heierli und Buschan an Rekonstruktionen die Verwendungsmöglichkeit nachwiesen, sahen die Franzosen Dumont⁴⁴⁾ und Salomon Reinach⁴⁵⁾ in den entsprechenden Funden aus Griechenland Nachahmungen von Brot oder Kuchen. Dagegen hatte sich schon Conze⁴⁶⁾ gewandt; neuerdings

⁴²⁾ Paul Rieger, Versuch einer Technologie und Terminologie der Handwerke in der Mišnah, Berlin 1894, I S.28 Anm.30. Seine Rekonstruktion I ist, wie ich nachweisen kann, technisch unmöglich.

⁴³⁾ Ihr Erscheinen bei Hinrichs in Leipzig ist durch den Krieg hinausgeschoben worden.

⁴⁴⁾ Revue archeologique XX S.432 und Archives des missions scientifiques et littéraires 2^e série, 1871, VI S.50 und 405.

⁴⁵⁾ Traité d'Épigraphie Grecque, S.457.

⁴⁶⁾ a. a. O. S.196.

ist ihre Anschauung von Chatzi-Zogidis⁴⁷⁾ mit gewichtigen Gründen zurückgewiesen worden.

Besonders aber waren es ungarische Gelehrte, die der Zettelstreckertheorie abhold gegenüberstanden. Kimakowicz hat S. 2 u. folg. seines Werkes ihre Ansichten zusammengestellt, und, obschon er alle verwirft, so ist doch nicht zu bestreiten, daß ein Teil der fraglichen Tonkörper als Feuerböcke oder Feuerhunde⁴⁸⁾, ein anderer als Netzsenker gedient haben mag. Für beide Zwecke sind sie zum Teil gut verwendbar. Was aber für einige gilt, darf nicht auf alle ausgedehnt werden, wie es Kimakowicz tut. Er erklärt alle diese Tonkörper für vorgeschichtliche Tonwinden, die beim Spannen der Kette die Fadenspulen zu halten hatten. So fand er sie nämlich in Siebenbürgen noch heute im Gebrauche. Fig. 4, 29, 70 und 71 bildet er derartige Tonwinden ab, und man muß zugeben, daß diese Verwendung ganz praktisch sein mag.

Wenn Kimakowicz nun aber S. 38 behauptet, daß man „bei heutigen Natur- und Kulturvölkern keinen Webstuhl kennt, daran die Kettenfäden durch Gewichte gestreckt werden“, so verweise ich ihn auf Birdwood⁴⁹⁾, der bei den Indern das Spannen der Kette im Webstuhl durch Gewichte beobachtet hat, und auf die in meinen Arbeiten zusammengestellte Literatur über die Weberei in Palaestina und Aegypten.

Betrachten wir nun die Punkte, auf die Kimakowicz seine ablehnende Haltung gegen die Zettelstreckertheorie gründet. Er stellt S. 6 u. 7 ihrer sechs zusammen. 1. „Bekanntlich haben fast alle Kegel kleine, oft sehr enge Bohrungen, in welche bloß ein fein gespitzter Stab eingeführt werden könnte“. 2. „Hierzu kommt, daß tatsächlich Kegel vorkommen, die keine durchgehende Bohrung aufweisen“. 3. „Die an der Kette angebrachten Gewichte sind nicht nur vollkommen überflüssig, sie würden vielmehr durch fortwährendes Hin- und Herpendeln die Arbeit erschweren“. 4. Bei Einzelanhängung würden sich die Fäden aufdrehen, bei Befestigung von Fadengruppen würden sich die einzelnen Kettengruppen zu einem Seile zusammendrehen. 5. Es fehlten alle Abnutzungsspuren⁵⁰⁾, die auf eine Hängelage schließen ließen, vielmehr

⁴⁷⁾ Athena Tom. X 1898, S. 541 f.

⁴⁸⁾ Rómer, Archeologiai levelek I (Archeologiai Értesítő), Pest 1870, Bd. IV, S. 16.

⁴⁹⁾ Sir George Birdwood, Teppich-Erzeugung im Orient, Monographien herausgegeben vom K. K. Österr. Handels-Museum, Wien 1895, S. 28. Gegenüber dem Webstuhl, den Aurel Krause, Die Tlinkit-Indianer, Jena 1885, S. 199 abgebildet hat, teile ich zum Teil die Bedenken von Kimakowicz; die Beschreibung Krauses ist zu unklar, als daß ich die Frage entscheiden könnte.

⁵⁰⁾ Auf diese Tatsache hin hatte auch Dumont gegen die Erklärung der Tonkörper als Webegewichte Stellung genommen. Chatzi-Zogidis a. a. O. S. 547 hat ihm aber mit Recht entgegengehalten, daß daraus nur hervorgehe, daß man den Toten eben neue Stücke mitgegeben habe, — wohlgemerkt, es handelt sich dabei um eine bestimmte Gruppe griechischer Tonkegel.

seien Ausbuchtungen am unteren Rande der durchbohrten Löcher festzustellen. 6. Bei Gewichtsbeschwerung könnten nur Stücke von der Höhe des Webestuhles gewebt werden, was man wegen der großen Arbeit des Anzetteln und Anschirrens für die Zeiten der Funde nicht mehr annehmen könnte.

Ich habe unter genauer Beobachtung der Bedenken von Kimakowicz am Anfange dieses Jahres die Webegewichte der Schliemannschen Sammlung im Berliner Museum für Völkerkunde durchgesehen und kann behaupten, daß diese Funde allein schon geeignet sind, Kimakowicz in vielen Beziehungen zu widerlegen.

Zu den einzelnen Punkten sei folgendes bemerkt:

1. Es ist durchaus unrichtig, daß alle Kegel enge Bohrungen haben. Z. B. No. 7937 der genannten Sammlung hatte ein so großes Bohrloch, daß mein rechter Daumen bequem hindurch ging; das Gleiche gilt von No. 8124, 8134, 8136, 8137, 8139. Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, daß sich sehr enge Bohrungen vorfinden. Aber einmal habe ich schon erklärt, daß ich ein gut Teil dieser Tonkörpersammlung nicht für Zettelstrecker ansehe, zum anderen ist eine größere oder geringere Enge des Bohrloches kein Beweis gegen die Webesteinnatur dieser Fundstücke. Es ist doch an sich höchst unwahrscheinlich, daß die alten Weber Faden nach Faden durch die Öffnung der Beschwersteine zogen; vielmehr werden sie eine Reihe von Kettenfäden zusammengeknotet und dann erst das Gewicht mit einem Strick angebunden oder mit einem Metallhaken eingehängt haben. Ich erinnere an die von Salinas festgestellten Eisenspuren in den Bohrlöchern. War das Gewebe fertig, wurden die Gewichte einfach abgebunden oder ausgehoben, und man erhielt zugleich eine natürliche Franse.⁵¹⁾

2. Die Kegel ohne durchgehende Bohrung müssen, soweit es sich nicht um unfertige Stücke handelt, aus der Gruppe der Webegewichte ausgeschieden werden. Deswegen bleiben aber die anderen noch immer wenn die übrigen Ausgrabungsfunde es nahe legen, Zettelstrecker.

3. Die Gefahr des Hin- und Herpendelns besteht wirklich bei Gewichtbeschwerung. Das hatte schon Cohausen⁵²⁾ bemerkt, und dies

⁵¹⁾ Vergl. Smith a. a. O. sub: tela. Kettenfransen an alten Geweben sind bezeugt für Aegypten: Braulik, Altaegyptische Gewebe, Stuttgart 1910, S. 10, 13, 17 und 19; für Nordeuropa: Vilhelm Boye, Fund of egekister fra bronzealderen i Danmark, Kjöbenhavn 1896, S. XXIII. Vergl. Danneil, Internat. Archiv für Ethnol., 1901, S. 237. Bücher, Die Wirtschaft der Naturvölker, 1898, S. 63. Otto, Die Sprichwörter usw. der Römer, Leipzig 1890, S. 136, ex fimbria textura manifesta = *ἐκ τοῦ κρασπίδου τὸ πᾶν ὕφανμα*.

Noch heute werden in Griechenland Tonkegel zum Spannen der Stricke bei der *διάστρα*, die unserm Spulengestell entspricht, benutzt. Siehe die Abbildung bei Chatzi-Zogidis in Athena X.

⁵²⁾ a. a. O. S. 28.

wird jeder erfahren, der es versucht, sich einen Gewichtstuhl zu bauen, Wenn aber Kimakowicz, anstatt über Worsaae ein ebenso vorschnelles, wie ungerechtes Urteil zu fällen, sich eine genauere Kenntnis über den Uppstadgogn verschafft hätte, so hätte er finden müssen, daß an allen diesen Stühlen oberhalb der Gewichtsteine zwei Seile durch die Kettenfäden gehen, die, an den senkrechten Pfosten befestigt, den Zettelstrecker nur soviel Bewegungsfreiheit übrig lassen, als zur Fachbildung notwendig ist.⁵³⁾

4. Durch diese Seile wird aber zugleich auch ein Aufdrehen einzelner Fäden und ein Zusammendrehen größerer Fadengruppen verhindert.

5. Bei der Besichtigung der Webegewichte der Schliemannschen Sammlung habe ich besonders auf Abnutzungsspuren geachtet, die auf die von Kimakowicz geleugnete Hängelage hindeuten. Um mich gegen den Vorwurf „flüchtiger und ungenauer Beobachtung“ und ähnliche dieser Art⁵⁴⁾, mit denen der Direktor des Museums in Hermannstadt reichlich freigebig ist, zu schützen, führe ich die Stücke einzeln an, die unverkennbare Abnutzungsspuren infolge Herabhängens aufweisen. Es sind Nr. 8051, 8058, 8088, 8089, 8122, 8128, 8166 und ganz besonders 8050, 8112, 8129. Ausbuchtungen an der Unterseite der Durchbohrung haben sich auch gefunden, aber es ist nicht unbedingt notwendig, solche Tonkegel deswegen schon als Spulenhalter vorgeschichtlicher Winden anzusehen. Es ist vielmehr möglich, daß diese Ausbuchtungen schon beim Durchbohren des noch ungebrannten, weichen Tonkörpers entstanden sind. Zum Zwecke des Durchbohrens mußte man den oben zugespitzten Körper auf eine Seite der Pyramide oder auf eine Mantelseite des Kegels legen. Der senkrechte Druck des hindurchgepreßten Stabes erzeugt von selbst an der späteren Unterseite des Loches eine Art Ausbuchtung, die später leicht als Abnutzung ausgedeutet werden kann. Daß diese Erscheinungen an beiden Seiten des Loches auftreten, erklärt sich dadurch, daß die Durchbohrung von oben und unten aus stattgefunden hat, wie man bei No. 8008, 8010, 8053, 8056, 8060, 8064, 7999 deutlich erkennen kann.

6. Richtig ist die Bemerkung von Kimakowicz, daß auf Gewichtstühlen nur Stücke von der Höhe des Webstuhles gewebt werden können.

⁵³⁾ An dem Stuhle des Heiberg-Museums ist in anderer Weise für den gleichen Zweck gesorgt. Vergl. Grothe a. a. O. 232 und die Rekonstruktionen von Paur und Authenrieth im Hom. Wörterbuch Taf. IX.

⁵⁴⁾ So S. 8 gegenüber Hartwich, der nach Verhdl. der Berl. Ges. für Anthrop., 1886, S. 13, an einem Tongewichte Einschnitte des durchgezogenen Strickes festgestellt hatte. S. 40 muß Jannasch das Opfer eines Irrtums sein, obschon nach Verhdl. der Berl. Ges. für Anthrop., 1888, S. 91 ein Modell eines Samojudenstuhles in der Sitzung ausgestellt war, und jeder Teilnehmer sich mit eigenen Augen von der Lage der Kettenfäden überzeugen konnte.

Soweit sich dieser Einwand auf griechische und römische Verhältnisse bezieht, habe ich mich in der erwähnten Abhandlung damit auseinandergesetzt. Für die nordeuropäischen Webestühle gestatten die Beobachtungen des Herrn Dr. Kiekebusch die Annahme, daß es durch geeignete Webegruben möglich war, auch längere Stücke herzustellen. Es ist also durch nichts bewiesen, daß schon mit der Metallzeit der horizontale Webestuhl nach Nord-Europa gekommen sei.⁵⁵⁾ Wie lange allerdings der alte Gewichtstuhl zur Herstellung von Kleiderstoffen benutzt wurde, wird sich kaum feststellen lassen. Die Gewebe der erhaltenen Uppstadgogn gleichen mehr kelimartigen Decken oder Teppichen.

Kimakowicz ist also mit der Verallgemeinerung, die er auf Grund seiner sonst wertvollen Beobachtungen in Siebenbürgen gemacht hat, zweifellos im Irrtum. Sehr viele der gefundenen Tonkegel und Tonpyramiden sind wirklich Zettelstrecker gewesen, andere haben diesen oder jenen Zweck zu erfüllen gehabt. Man sollte also in Zukunft nur dann von Webstuhlgewichten reden, wenn auch die übrigen Ausgrabungsverhältnisse dieses nahe legen.

Zum Schluß ein kurzes Wort über die Rekonstruktion des Webestuhles vorchristlicher Zeit, die Kimakowicz Fig. 74 gegeben hat. Sie ist eine reine Fiktion, die keinerlei weder archäologische noch ethnographische Grundlagen hat. Die gleichzeitige Verwendung eines drehbaren Garnbaumes und eines drehbaren Kettenbaumes ist an keinem einzigen der bekannt gewordenen Webestühle mit senkrechter Kettenspannung beobachtet worden. Auch die Übertragung des sogenannten Weberahmens auf den Webstuhl unterliegt unüberwindlichen Bedenken.

Zur Geschichte des Havelberger Schiffbaus.

Meinem Aufsatz im Oktoberheft 1912 der „Brandenburgia“ „Zur Geschichte des Havelberger Schiffbaus“ kann ich heute eine wesentliche Ergänzung hinzufügen. Unter einer Anzahl auf die Kolonialgeschichte Kurbrandenburgs bezüglicher Dokumente im Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg, die aus dem Amsterdamer Archiv stammen, konnte ich auch eine auf jene Epoche Havelbergs bezügliche bisher unbekannte Urkunde ermitteln, die mit Genehmigung der genannten Behörde hiermit veröffentlicht sei. Die Urkunde bezieht sich auf die Heuerung von Schiffszimmerleuten für die Kurfürstliche Werft zu Havelberg im Jahre 1692 und es liegt die Vermutung nahe, daß sie uns durch ihre genaue

⁵⁵⁾ Kimakowicz S. 48.

Datierung einen Anhalt über das bisher nicht belegte Gründungsjahr jener Werft gibt.

Unser Dokument stellt eine Verhandlung dar, die der Amsterdamer Notar G. Ypelaer zu Amsterdam mit 7 daselbst wohnhaften Schiffszimmerleuten aufgenommen hat. Es werden da die Bedingungen niedergelegt, unter denen der Kurfürstliche Bevollmächtigte und Geschäftsträger, der Rat Karl Rudolph van Kuffeler die Leute für die Dauer eines Jahres in seine Dienste nimmt.

Die in vieler Hinsicht belangreiche Urkunde lautet in deutscher Übersetzung wie folgt:

„Amsterdam, Protokoll des Notars G. Ypelaer, 21. Mai 1692.

Am 21. bzw. 22. Mai d. Js. 1692 erschienen vor mir, Gaspar Ypelaer, öffentlichem Notar am Ed. Hof von Holland (Gerichtshof) zugelassen, zu Amstelredamme wohnhaft, und den nachbenannten Zeugen: Der Herr und Doktor der Rechte (Meester) Karel Rudolph van Kuffeler, Rat und Geschäftsträger Sr. Durchlaucht des Kurfürsten von Brandenburg, einerseits und (die Nachbenannten) Hendrick Juriaensz Smit aus Amsterdam, Tadick Dircksz aus Sardam (jetzt Zaandam D. V.), Claesz Pieters Dyckgraeff aus Wieringen, Jacob Theunisz aus Amsterdam, Bouwe Pieters, auch aus Amsterdam, Willem Meyndertsz Schaepherder aus Enkhuizen, Jan Jansz Backer aus Amsterdam, alles Schiffszimmerleute, anderseits.

Die Erschienenen sind wohnhaft in dieser bereits genannten Stadt Amsterdam.

Sie erklärten, mit dem andern das Folgende vereinbart zu haben und übereingekommen zu sein, nämlich daß die Zweiterschienenen sich mit dem ersten Geleit von hier nach Havelberg, oberhalb Hamburgs gelegen, begeben sollen, um daselbst während der Frist eines Jahres im Dienst der Brandenb. Afrik. Komp. beim Schiffbau beschäftigt zu werden, wobei sich wohl und gehörig zu verhalten und zu führen sie geloben.

Zu dieser erwähnten Ueberfahrt von hier nach dort soll der Herr Ersterschienenene den Zweiterschienenen ein geeignetes Schiff besorgen und weiter auch Fracht und Verpflegung bis Havelberg auf seine Rechnung nehmen.

Für den einjährigen Dienst, der in dem Augenblick beginnt, in welchem die Zweiterschienenen an Bord sein werden, soll ein jeder von ihnen 50 Gulden holländischer Währung und dazu vor dem Anbordgehen einen Monatslohn als Handgeld zu seiner Ausrüstung empfangen.

Weiterhin soll der Herr Ersterschienenene dafür sorgen und es einrichten, daß den Zweiterschienenen durch den Herrn

Direktor oder die Herren Direktoren der genannten Handelsgesellschaft, die in dem erwähnten Havelberg sein mögen, von ihren verdienten Monatslöhnen, oder etwa als Vorschuß, von dem Lohn in Abzug gebracht werde, was sie von Zeit zu Zeit sich zu erbitten und zu fordern kämen.

Und weiter: falls einer oder der andere der Zweiterschienenen den Wunsch haben sollte, daß ein Teil dessen, was sie von ihren Monatslöhnen gut hätten, ihren Hausfrauen zugewendet werde, so werden sotane sich deswegen an den Herrn Direktor oder die Herren Direktoren zu wenden haben, welche alsdann eine Urkunde ausfertigen und die Herren Direktoren der genannten Handelsgesellschaft in Emden anweisen werden, daß die erbetene Bezahlung an die Hausfrauen hierselbst geschehe, doch wenn dies nicht pünktlich monatlich geschehe, so behalte sich der Herr Ersterschienene vor, selbst die erwähnten Hausfrauen hier zu befriedigen.

Falls einer oder der andere der erwähnten Zweiterschienenen im Lauf des genannten Jahres zufolge irgend welcher natürlichen Krankheit verhindert werden sollte, sich wie zuvor beschäftigen lassen zu können, so sollen Sotane, solange die betreffende Krankheit dauert, doch halben Monatslohn erhalten, aber falls dieselben im Dienst der genannten Handelsgesellschaft eine Verwundung davontragen oder abstürzen oder sonstwie verhindert werden sollten, ihre Arbeit wie zuvor tun zu können, so sollen sie dann dennoch den vollen ausbedungenen Monatslohn ohne irgendwelche Abzüge trotz der erwähnten Behinderung erhalten.

Es geloben die Erschienenen gegenseitig, jeder seinerseits, den Inhalt dieses Vertrages zu befolgen und demselben nach Abkommen und Gesetz nachzukommen.

So geschehen in Amsterdam in Gegenwart von

Sr. Willem Willemsz Swart und Daniel Moors als Zeugen
Quod attestor

Gaspar Ypelaer

1692.“

Aus dem Inhalt der Urkunde geht hervor, daß die Leute neben freier Beförderung und Verpflegung auf der Reise einen für jene Zeit erheblichen Monatslohn von 50 Gulden (1 G. = 1,70 M.) sowie ein einmaliges Ausrüstungsgeld in gleicher Höhe erhielten. Bemerkenswert sind die eingehenden, unserer heutigen Invaliditäts- und Krankheitsversicherung bereits vorgreifenden Wohlfahrtsbestimmungen bei Erkrankungen und Unfällen, ferner die Fürsorge für die daheim bleibenden Ehefrauen. Auch geht aus unserer Urkunde hervor, daß die Werft der Brand. Afrikan. Handelsgesellschaft gehört hat.

Von den angemusterten Holländern erfahren wir allerdings nichts weiter, nehmen aber an, daß sie ihre neue Wirkungsstätte glücklich erreicht und, nach der lebhaften schiffbaulichen Tätigkeit zu urteilen, die sie in Havelberg entfaltet, ihre Rechnung gefunden haben.

Hinsichtlich des von mir im Dezemberheft 1911 besprochenen Bildes der Havelberger Werft von Peter Schenck, möchte ich noch erwähnen, daß es noch ein anderes Bild gibt, das den gleichen Gegenstand behandelt. Es ist dies ein Stich, der dem Schiffbaumeister und Marine-maler Maddersteg zugeschrieben wird, und der in der Zeitschrift „Der Bär“*) abgebildet ist. Auch in ihm ist das Stadtbild mit Dom, Brücke, Werft und Laurentiuskirche getreu wiedergegeben, wie denn beide Stiche in vielen Einzelheiten durchaus übereinstimmen; nur ist das Schiffsleben auf der Havel bei Maddersteg reicher ausgestaltet, es zeigt u. a. eine malerisch wirkende Rudergaleere. Das Original selber ist sogar im Königl. Kupferstichkabinett zu Berlin nicht bekannt. Da wir von P. Schenck wissen, daß vorhandene Stiche ihm als Vorlage für eigene Arbeiten gedient haben, so dürfen wir Madderstegs Stich die Priorität zusprechen. Leider ist das Klischee des Bildes aus dem „Bär“ nicht mehr vorhanden; auch ist es mir nicht gelungen, Madderstegs Original irgendwo zu ermitteln. Vielleicht helfen mir da Zeit und Zufall suchen.

Chr. Voigt.

Sitzungsberichte.

Die 12. (9. außerordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres

Sonntag, den 26. Oktober 1913,

fand unter zahlreicher Beteiligung, von schönem Wetter begünstigt, in Spandau statt.

Herr Geheimrat Költze, Oberbürgermeister von Spandau, empfing uns in dem neuen, prächtigen Rathause, dessen Räume eingehend besichtigt wurden und wobei Herr Oberpfarrer Recke, u. M., das Stiftungsgemälde der St. Nikolai- und Luther-Gemeinde für den großen Rathaus-Sitzungssaal, betr. die „Abendmahlsfeier des Kurfürsten Joachim II. in der Nikolaikirche am 1. November 1539“, erläuterte.

Der rühmlichst bekannte Geschichtsmaler, Herr Carl Roehling, Berlin-Grunewald, hat das Bild (1,90 mal 2,40) in geschichtlicher Treue und künstlerischer Vollendung ausgeführt. Ein besonderer „Schlüssel“ bezeichnet die zum großen Teil porträtähnlichen Figuren des Bildes: Kurfürst Joachim II.; Mathias v. Jagow, Bischof von Brandenburg; Georg Buchholzer, Propst von Berlin; der Kurprinz; Johann Weinlöben,

*) Jahrgang XII, 1886, S. 97.

Brandenburgischer Kanzler; Eustachius v. Schlieben, Kurfürstlicher Rat; Jacob Stratner, Generalsuperintendent; Georg Witzel, Prediger zu Niemeck; Jochen v. Schwanebeck zu Teltow; Matthias v. Schwanebeck; Wolfgang v. Arnim, Propst zu Salzwedel; Heinrich v. Thuemen zu Leuenbruch; Jochen v. Hake zu Sand-Machenow; Christoph v. Berne zu Schönnow: Otto von Britzke auf Britzke; Urban Ritter, Bürgermeister von Spandow; Moritz Wartenberg, Ratmann zu Spandow; Hyppolita v. d. Gröben, Klosterjungfrau zu Spandow; Johann Kaulitz, Prediger zu Spandow; ein Chorknabe mit dem Weihrauchgefäß: Mitfeiernde, Zuschauende.

Für die Besucher ist der erwähnte „Schlüssel“ angefertigt, d. h. eine Skizze der wichtigsten Teilnehmer. In dankenswerter Zuvorkommenheit wurde der Brandenburgia die Reproduktion gütigst gestattet.

Nach einer Stärkung in dem historisch ausgestatteten Ratskeller erfolgte eine längere Stadtwanderung unter Leitung des Stadtbaurats Herrn Paul und des Herrn Bürgermeisters Wolf. Den Beschluß machte eine musikalische Aufführung in der St. Nikolaikirche, wobei wir insbesondere das vollendete Orgelspiel zu bewundern Gelegenheit hatten.

Im Sinne aller Teilnehmer sprach der I. Vorsitzende, Geheimrat Friedel für die Führung, die Vorträge und die musikalische Darbietung den wärmsten Dank aus.

13. (4. ordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres

Mittwoch, den 29. Oktober 1913 im Landeshause.

Am 24. v. M. hat der Vorstand, beschlußgemäß, an den Magistrat ein Gesuch gerichtet, für Willibald Alexis im Viktoriapark ein Denkmal zu errichten.

Von den vielen Vorlagen in heutiger Sitzung seien die hauptsächlichsten erwähnt:

- a) Im „Mannus“ Bd. V. 1913 hat Herr Hermann Busse einen Bericht veröffentlicht über seine neuen Ausgrabungen auf dem bekannten Brandgräberfelde der spätrömischen Kaiserzeit zu Wilhelmsaue bei Erkner, Kreis Niederbarnim (mit Abbildungen).
- b) Zur 500 jährigen Jubelfeier des Kammergerichts und gleichzeitig zum Einzug desselben in den Neubau am Kleist-Park hat Herr Geh. Justizrat Dr. Fr. Holtze eine ausgezeichnet orientierende Festschrift verfaßt.
- c) Von unserm Ausschußmitglied Herrn Professor Rob. Mielke rührt die mit 135 Abbildungen geschmückte Abhandlung „Unsere Dorfkirche“ her („Die Bücher der Kirche“ 3. Band 1913). Verf. hat mit gewohnter Gründlichkeit ein sehr bedeutendes

Material gesammelt und nach Stilarten, Alter und Oertlichkeit in eine höchst dankenswerte Übersicht gebracht.

- d) U. M. Herr Geh. San. Rat. Dr. Richard Cohn überreicht ein „Luch und Land“ benanntes Büchlein, welches einen schätzenswerten Beitrag zur Heimats- speziell Familien-Kunde der Friesacker Gegend darbietet.
- e) Eine willkommene Ergänzung zur Darstellung der Mundarten unserer Provinz bietet Wilhelm Seelmann (Sohn unseres M. Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. S.): „Die Mundart der hinteren Neumark oder das Ostmärkische“ (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung; XXXIX. 1913.) Ein bis dahin völlig unbeachtet gebliebener Dialekt, der aufs Fleißigste gesammelt in die Zahl der märkischen Mundarten sach- und fachkundig eingeordnet wird.
- f) An Kreiskalendern 1914 vorgelegt: der für Ruppin mit besonders schätzenswerten Beiträgen des Berliner Schriftstellers Carl Lücke, eines der besten Kenner der Grafschaft Ruppin. Desgl. der Kreiskalender für Zauch-Belzig ebenfalls mit mehreren interessanten Beiträgen.
- g) Die Festschrift zur Einweihung des am 28. vorigen Monats eingeweihten Berliner Osthafens mit prachtvoller Ausstattung im Auftrag des Magistrats vom Stadtbaurat Friedrich Krause.
- h) Die Jubiläumsschrift: „25 Jahre der Spree-Havel-Dampfschiffahrts-Gesellschaft“. Im Auftrag der Direktion ansprechend und belehrend verfaßt von Hans Kins.

Den Hauptvortrag hielt Herr Professor Dr. Willy Spatz über „Märkische Rittersitze.“ Zu dem mit wohlverdientem Beifall aufgenommenen Vortrag hatte Herr Maler Karl Oenicke einige stimmungsvolle Gemälde und Zeichnungen freundlichst zur Verfügung gestellt.

E. Friedel.

14. (10. außerordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres

Sonntag, den 9. November 1913

Wanderfahrt unter Leitung u. M. Herrn Dr. Netto nach Potsdam.

Von Station Charlottenhof kommend, besichtigten wir zuerst die neue prächtige Erlöserkirche, die nach Plänen des Baurats Möckel unter ganz spezieller Förderung unserer Kaiserin erbaut und am 4. Mai 1898 für den südwestlichen Teil der Friedenskirchen-Gemeinde eingeweiht wurde. Orgelspiel begrüßte unsern Eintritt und geleitete unsern Ausgang.

Dann durch Charlottenhof zur Höhe des Orangeriehauses, woselbst Herr Dr. Netto die nötigen Erklärungen gab. Hiernächst stiegen

wir die große neue, über die Maulbeerallee hinwegführende Freitreppe bis zu der Muschelgrotte unter derselben hinab. Herr Geheimrat Friedel machte darauf aufmerksam, daß er in einem Aufsatz für das Groß-Berliner Kalender-Jahrbuch 1915 unter dem Titel: „Grotten und Grottieren in friderizianischer Zeit“ die Bedeutung der Grottierkunst beleuchten und dabei auch den höchst erfreulichen ersten Versuch unseres Kaisers, gelegentlich des Baues der großen Freitreppe auf diese ziemlich vergessenen Baukünste zurückzugreifen, beleuchten werde. Unser Monarch ist auf diesen neuen Monumental- und Prachtbau mit Recht ein wenig stolz. Der König von Belgien, mit welchem der Kaiser, wie bekannt, seit lange aufrichtige Freundschaft zu halten bemüht ist, wurde in diesen Tagen als Gast des Kaisers zwanglos, vertraulich und ohne förmliche Hofetikette im Neuen Palais herzlich aufgenommen. Nachdem die Monarchen das Stadtschloß, Sanssouci, die Friedenskirche und die neuen Anlagen beim Belvedere und Drachenhäuschen besichtigt, führte der Kaiser den belgischen Herrscher dahin, wo wir im Augenblick stehen und erläuterte ihm — es war vor drei Tagen — die Muschelgrottenanlagen mit der neuen Wasserkunst ausführlich. König Albert, in bester Laune, äußerte sich sehr anerkennend über diese Neuschaffungen.

Wir besuchten hierauf ebenfalls die neuen Anlagen am Belvedere und nahmen den Kaffee in der gemütlichen Drachenhäuschen-Wirtschaft ein.

Der Gang herum um das neue Palais, vorbei an den Communs, mußte leider wegen des heftig einsetzenden Regens sehr beschleunigt werden. Dennoch schieden die zahlreichen Teilnehmer in bester Stimmung von Potsdam und mit lebhaftem Dank für Herrn Dr. Netto.

15. (11. außerordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Besichtigung der Königlichen Versuchsanstalt für Wasserbau und Schiffbau am 15. November 1913.

Nachdem die Genehmigung zur Besichtigung der der Allgemeinheit sonst nicht zugänglichen Anstalt von ihrem Leiter, Herrn Regierungsrat Krey, entgegenkommend erteilt war und u. A.-M., Herr Chr. Voigt, in der Versammlung am 29. Oktober 1913 zur Einführung in den Gegenstand Erläuterungen über Zweck und Bedeutung der Anstalt gegeben hatte, erfolgte die Besichtigung der auf der Tiergarteninsel bei der Schleuse belegenen Anstalt am 15. November unter Führung des Herrn Dipl.-Ing. Schaffran und mehrerer Beamten der Anstalt.

Diese untersteht dem Minister der öffentlichen Arbeiten und ist dazu bestimmt, die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete des

Wasserbaus, des Schiffbaus und der Schifffahrt mit Hilfe von praktischen Versuchen systematisch zu fördern.

Beim Wasserbau erstrecken sich die Arbeiten der Anstalt auf die Erforschung nachstehender Gebiete: Einfluß und Wirkung der Wasserbewegung in offenen Kanälen und geschlossenen Röhren, Messungen der Wassergeschwindigkeit mit Hilfe besonderer Instrumente, Reibungsverhältnisse und Widerstände an Uferbauten und schwimmenden Körpern. Einfluss der Strömung auf das Geschiebe, auf das Flußbett, das Ufer und dessen Befestigungen, Wasserdruck und -widerstand gegen die Bewegung fester Körper (Schleusentore pp.), Wellen- und Wirbelbildung.

Beim Schiffbau und bei der Schifffahrt handelt es sich um Modellversuche und Untersuchungen zur Bestimmung des Wasserwiderstandes auf den bewegten Schiffkörper, zur Ermittlung günstiger Schiffformen und Konstruktionen, ferner um die Erforschung der Wellenbildung am Schiffkörper, schließlich um Bestimmung des Wirkungsgrades der Schiffspropeller und Ermittlung der den Schiffen für eine gegebene Fahrtgeschwindigkeit einzubauenden Maschinenstärke.

Danach sucht die Anstalt die auf empirischem Wege gewonnenen Erfahrungen der Wissenschaft nutzbar zu machen.

Gerade beim Schiffbau steht der Theorie die goldene Praxis hilfreich zur Seite. Daher kann der Schiffbauer des Modellversuchs nicht entraten. Im Gefolge damit müssen die zu Messungen bestimmten Geräte geeicht, d. h. durch den Versuch richtig gestellt und geprüft werden, um als Grundlage für weitere Versuche zu dienen. Allen diesen Bedürfnissen der Technik verdankt unsere Anstalt ihre Entstehung.

Für ihre Ausgestaltung war der Gedanke maßgebend, einmal sich unabhängig vom Ausland zu machen für die einer gewissen Geheimhaltung bedürftigen Konstruktionen, namentlich unserer Kriegsschiffe.

Der Bau der Anstalt erfolgte unter Berücksichtigung der bei ähnlichen Anlagen im In- und Ausland gewonnenen Erfahrungen in den Jahren 1901—1903, indes stellte sich schon 1910 ein Umbau als wünschenswert heraus. Die Baukosten, die durch Benutzung von 5 Stadtbahnbogen sich wesentlich ermäßigten, beliefen sich auf 382000 M.

Die Anlagen umfassen:

- a) ein großes überdecktes Versuchsbecken (Rinne) für die Modellschiffe, von 150—160 m nutzbarer Länge, 8,2 m Breite und 4,2 m größter Tiefe. Es ist aus Beton und Eisen hergestellt, mit massiver Halle überdacht und gegen Sonnenstrahlung gesichert, wodurch die Versuchsarbeiten den Einflüssen von Wind und Wetter entzogen sind. Die Wasserzufuhr erfolgt aus dem Landwehrkanal;
- b) ein elektrisch betriebener Schleppwagen von 8,6 cm Spurweite zum Bewegen der Schiffsmodelle und Propellermodelle mit allen zugehörigen Meßapparaten, hauptsächlich Modelldynamometer und

Propellerdynamometer. Ersteres dient zur Messung des Schiffswiderstandes am Modellkörper mittels eines Gewichtes und weiterhin durch Übertragung mittels Feder; letzteres dagegen dient zur Messung des Propellerwiderstandes im Wasser;

- c) eine kleine Rinne (20 m) für kleine Flußmodellschiffe;
- d) Werkstätten, Zeichenräume, eigene elektrische Kraftanlage für den Schleppwagen und die Maschine.

Zu dem Werkstattbetriebe gehören: Modelltischlerei, -formerei, -gießerei.

Die Modellschleppversuche werden nach dem Froudeschen Verfahren zur Bestimmung des Schiffswiderstandes bei verschiedenen Geschwindigkeiten mit Modellen vorgenommen, die aus Holz, Eisenbeton oder Paraffin hergestellt sind. Letzterer Stoff wird insofern bevorzugt, als er leicht zu bearbeiten ist, Gußfehler lassen sich bequem ausgleichen durch Abschneiden oder Angießen, was alles beim Holzmodell sich schwieriger gestaltet. Zudem kann die Masse nach Beendigung der Versuche zu neuer Verwendung wieder eingeschmolzen werden.

Mit den Einrichtungen der Anstalt lassen sich Modelle bis zu 7 m Länge, 1 m Breite und 0,35 m Tiefgang nach Zeichnung maschinenmäßig herstellen.

Wie geht nun die Herstellung so eines Modells vor sich? In einem entsprechend großen Kasten, der mit Modellerton gefüllt ist, wird mittels Spantlehren, d. h. Rippenmodellen, die Hohlform eingeformt und, wie bei allen Gußstücken, zur Materialersparnis ein Kern eingebaut, sodaß zwischen Kern und Form 4–5 cm Raum bleiben, die nun mit Paraffin ausgegossen werden. Wir erhalten so ein hohles Schiffsgefäß von Paraffin. Nach 12–15 Stunden ist der Modellkörper soweit erkaltet, daß er bearbeitet werden kann. Nun wird er mit dem Randfräser geebnet, und um dem Rumpf die genaue Form nach der Zeichnung zu geben, werden die Wasserlinien eine nach der andern mit der Modellfräsmaschine eingefräst. Ihre Übertragung auf das Modell erfolgt durch sinnreiche Anwendung des bekannten Vergrößerungsinstruments, des Storchschnabels. Die nun noch vorhandenen dreieckigen Kanten werden mit dem Hobel beseitigt, dann wird das Modell mit Ziehklingen abgezogen, und falls erforderlich, werden noch Wellenböcke, Schrauben usw. eingesetzt, das Modell ist nun für den Schleppversuch fertig. Solche Modelle werden bis zu 400 kg Paraffingewicht angefertigt.

Wir kommen nunmehr zu dem Versuch selber. Nachdem das Modell auf den gehörigen Tiefgang geballastet ist, wird es an dem Modelldynamometer des Schleppwagens befestigt und von diesem in der Längsrichtung der 150 m langen Rinne mit Geschwindigkeiten bis zu

7 m in der Sekunde gefahren, was je nach dem Modellmaßstab auf das Schiff übertragen, 40—50 km in der Stunde entspricht.

Die für die Messung nicht zu berücksichtigende Anlaufstrecke beträgt 20—25 m, die geringste Meßstrecke rund 50 m, dazu kommt eine Auslaufstrecke von 15—20 m.

Zu den Versuchen gehört auch, an dem Modell Wellenmessungen vorzunehmen, d. h. die Störungen zu messen, die das in Fahrt befindliche Schiff in der Wassermasse hervorruft. Diese Wellenbildung wird mittels seitlicher photographischer Aufnahmen mit Blitzlichtpulver festgelegt; das Ergebnis dient als Unterlage für den Vergleich der Welle am eigentlichen, also großen Schiff. Hinter dem Modelldynamometer ist auf dem Gerätewagen das Schraubendynamometer für Versuche mit Propellern angebracht, d. h. Schiffsschrauben, die im verkleinerten Maßstabe des Schiffmodells, z. B. hinsichtlich des Durchmessers der Steigung und der Flügelformen Versuchen unterzogen werden.

Alle seit 1905 in Bau gegebenen Kriegsschiffe der deutschen Marine, so die Linienschiffe von der Deutschlandklasse an, die großen und kleinen Kreuzer, Torpedoboote und U-Boote sind in der Anstalt als Modelle geschleppt worden. Nach dem Ausfall der Versuche wurden die Konstruktions-Risse berichtigt. Aber auch von Schiffbau-Werften und fremden Marinen, so der österreichischen und russischen, wird die Anstalt viel benutzt. Im verflossenen Jahr war die Anstalt mit 110 Versuchen an etwa 50 Modellen von Schiffen und etwa 100 Propellern beschäftigt. Als interessantes Ergebnis sei hervorgehoben, daß sich bei den Versuchen mit Luftschrauben im Wasser, allerdings im Standversuch, völlige Übereinstimmung mit dem Ergebnis an der Luftschraube selbst herausgestellt hat.

Nachdem neuerdings die Marine sich bei Marienfelde eine eigene Modellschlepperei zugelegt hat, um von der Königlichen Anstalt unabhängig zu sein, kann letztere nun neben ihrem Wirken für den Handelsschiffbau an ihre sonstigen Arbeiten herangehen, die bestimmt sind, den Schleier zu lüften, der heut noch über vielen Fragen der Hydromechanik ruht. —

Alle vorgenannten Versuche wurden der „Brandenburgia“ entgegenkommend vorgeführt; von besonderem Belang war die Mitfahrt auf dem großen Schleppwagen, zur Erprobung eines Paraffinmodells, über die große Rinne, unter Vorführung und Erklärung der unterschiedlichen Meßapparate, ferner die erkennbare Wirkung einer bewegten Schiffschraube auf das Bett eines Wasserlaufes. Man sah in einem elektrisch beleuchteten Glaskasten eine Schraube arbeiten und konnte beobachten, wie sie eine muldenförmige Höhlung im Sande erzeugte.

Aus alledem ergab sich ein umfassender Überblick über die in ihrer Art segensreiche, schaffensfrohe Tätigkeit der Anstalt und die

Überzeugung, welcher regen Anteil die Wissenschaft an der Ausgestaltung des modernen deutschen Schiffbaus hat. Wenn man glaubt, daß im Laufe der Jahrhunderte sich gewisse feststehende Formen im Schiffbau herausgebildet haben, so stellt die Gegenwart mit stetigem Fortschreiten, mit immer neuen Erfindungen und Anforderungen stets neue Ansprüche an den Geist unserer Technik. Nirgends hat das Wort des alten Weltweisen „Alles fließt“ mehr Geltung als gerade im Schiffbau. Umgekehrt aber dankt unser heutiger Schiffbau seine geradezu glänzende Entwicklung zum großen Teil der stillen Arbeit des Gelehrten auf der Schleuseninsel, der die errechneten Formeln auf ihre praktische Bewährung hin in unserer Modell-Schleppanstalt sorgsamer Nachprüfung unterzieht.

16. (5. ordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres

Mittwoch, den 26. November 1913 im Landeshause.

Unserm Gründungsmitglied, Herrn Robert Mielke, ist der Charakter als Professor verliehen. Wir wünschen herzlich Glück zu dieser wohlverdienten Ehrung.

Unser langjähriger Freund und u. Mitglied, Herr Kantor Kuhlmei zu Belzig, sendet mehrere willkommene Gaben ein: Zunächst Photographien der Kirchenruine von Dahnsdorf, der Kirchen zu Elsholz und im Schlüssen mit zugehörigem Text, dazu noch 6 Ansichtspostkarten von Belzig, Niemege und Umgegend. Desgl. eine sehr ausführliche, vom ortsgeschichtlichen Standpunkt recht willkommene „Geschichte der Flämingdörfer Borne und Bergholz.“ Verfasser der Pastor loci Hermann Silkenstädt.

Der fleißige Sammler und Verwalter unserer Photographie-Abteilung, u. A.-M. Herr Rechnungsrat Kerkow, übergibt seitens u. M. Herrn Fritz Bötzw 15 Ansichtspostkarten, darunter 9 die altbekannte Berliner Familie Bötzw betreffend. Verbindlichen Dank.

Als Geschenk überreicht wird der vom Vorsitzenden herausgegebene Groß-Berliner Kalender, illustriertes Jahrbuch 1914. Zu demselben haben u. a. verschiedene Brandenburgia-Mitglieder Beiträge geliefert. Im übrigen sei auf das ausführliche Referat des Herrn Rektor Otto Monke verwiesen.

Den mit vielem Beifall aufgenommenen Hauptvortrag des Abends hielt u. M. Frä. Elisabeth Lemke über: Die Eberesche und ihre nächsten Verwandten.

17. (6. ordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres

Mittwoch, den 10. Dezember 1913 im Landeshause.

U. M. Herr Redakteur Rudolf Schmidt, einer der vorzüglichsten märkischen Volkskundigen, sprach über das dankbare, wirtschaftlich interessante, gleichzeitig poetisch angehauchte Thema „Mühlen und Müller in der Mark Brandenburg“ mit vieler Sachkunde. Der beifällig begrüßte Vortrag wird gesondert erscheinen.

Der Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel berichtete über das von der Provinz mit großen Kosten herausgegebene Werk: Verzeichnis der Kunst- und Baudenkmäler der Provinz Brandenburg. Herausgegeben sind für das ganze Unternehmen, das jetzt Herr Geh. Baurat Goecke, Konservator der Kunstdenkmäler unserer Provinz, leitet, gegen 400 000 M., die Gesamtkosten dürften 1 Million bedeutend übersteigen. Vorgelegt wurden von Herrn Friedel zwei stattliche mit trefflichem Bilderschmuck ausgestattete Bände: II. Nr. 1, West-Havelland und VI. Nr. 3., West-Sternberg.

Sonstige Vorlagen: Niederlausitzer Mitteilungen XII. Bd. 1—4 Heft 1912. Darin Eberhard Schmidt: Die Standesherrschaften in der Niederlausitz (seit der Mediatisierung 1806).

Rudolf Hertzogs Agenda wurde, wie herkömmlich, wegen ihrer wissenschaftlich ausgestatteten Einleitungen und wegen ihrer zahlreichen auf Berlin und Brandenburg bezüglichen schönen Abbildungen vorgelegt. Der als berlinischer Spezialist wohlbekannte Schriftsteller Paul Lindenberg schildert in den Agenda 1914 „Berlin und das Haus Hertzog seit 1839“. Am 14. Februar 1914 wird die Firma ihr 75jähriges Bestehen feiern.

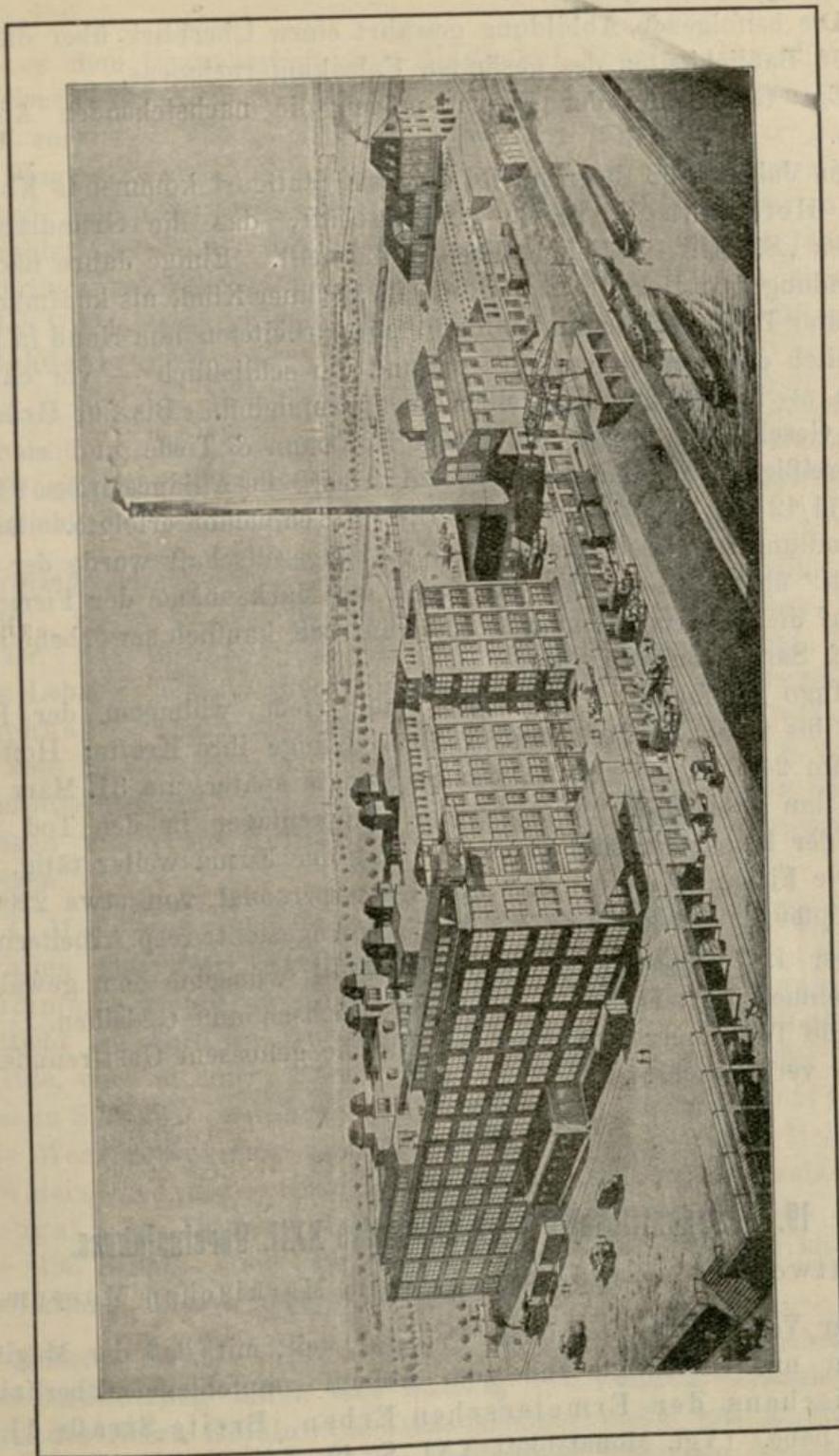
18. (12. außerordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres

Freitag, den 12. Dezember 1913.

Besichtigung der Fabrik Sarotti,
Chokoladen- und Cacao- Industrie-A.-G. in Tempelhof.

Wir betraten das überaus stattliche, durch seinen Riesenschornstein weithin kenntliche Fabrikgebäude von der Teile-Straße aus, während hinten der weitläufige Gebäude-Komplex von dem Teltow-Kanal begrenzt wird (Abb. S. 79).

Die Herren Direktoren empfingen die Teilnehmer, die so zahlreich waren, daß gruppenweise Führung nötig war, auf das freundlichste und zeigten uns den Betrieb des großartigen Unternehmens vom Rohprodukt an bis zu den versandfähigen Erzeugnissen des verfeinertsten Geschmacks.



Überall wurden Kostproben und Angebinde „für die Kleinen zu Haus“ in freigibigster Art gespendet.

Die beifolgende Abbildung gewährt einen Überblick über die weitläufigen Baulichkeiten des gesamten Fabrikunternehmens.

Zur Geschichte der Firma mögen die nachstehenden Angaben dienen.

Im Jahre 1868 begründete der aus Stuttgart kommende Konditor Hugo Hoffmann in Berlin ein Geschäft, das die Grundlage der heutigen „Sarotti“-Aktiengesellschaft darstellt. Einige Jahre nach der Begründung trat Herr Paul Tiede, ein Berliner Kind, als kaufmännisch geschulter Teilhaber ein und beide Inhaber arbeiteten nun Hand in Hand, allmählich den Betrieb vergrößernd und ihn schließlich — vor ca. zehn Jahren — in eine Aktiengesellschaft umwandelnd. Bis zur Gründung dieser Gesellschaft lautete die Firma Hoffmann & Tiede und sie hatte wohl dreißig Jahre hindurch ihr Domizil in der Belle-Allianzstrasse 81—83, bis 1911/12 der Bau des neuen Werks in Tempelhof erfolgte. Bei der Umwandlung des Geschäftes in eine Aktiengesellschaft wurde der Name „Sarotti“ übernommen, der bis dahin ein Markenname der Firma war und auf die von Hoffmann & Tiede seinerzeit käuflich erworbene Firma Felix & Sarotti zurückzuführen ist.

Hugo Hoffmann sowohl wie Paul Tiede widmeten der Firma Sarotti bis zu ihrem Tode mit großem Erfolge ihre Kräfte; Hoffmann starb am 24. Dezember 1911, wenige Monate später, am 31. März 1912, folgte ihm Paul Tiede nach kurzem Krankenlager in den Tod nach. Söhne der Begründer sind in der Leitung der Firma weiter tätig.

Die Firma „Sarotti“ hat ein Gesamtpersonal von etwa 2200 bis 2500 Köpfen, davon sind etwa 1500 weibliche Angestellte resp. Arbeiterinnen.

Der I. Vorsitzende Geheimrat Friedel wünschte dem gewaltigen Unternehmen auch fernerhin fröhliches Wachsen und Gedeihen.

Alle Teilnehmer bedankten sich für die genossene Gastfreundschaft auf das verbindlichste.

19. (7. ordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Januar 1914, im Märkischen Museum.

Der Vorsitzende, Geheimrat Friedel, teilt mit, daß der Magistrat das von uns besichtigte und zum Ankauf empfohlene altberlinische Patrizierhaus der Ermelerschen Erben, Breite Straße 11, erworben habe. (Vgl. Monatsblatt XXI, S. 42—44.)

Durch den Tod sind uns unser Ehrenmitglied, Exzellenz v. Conrad, Oberpräsident unserer Provinz, sowie Medizinalrat Dr. Calliess (am

8. d. M.) entrissen. Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung von den Sitzen.

Aus dem Dezemberheft des Fischerei-Vereins für die Mark Brandenburg ist zu erwähnen, daß von der Sumpfschildkröte (*Emys europaea*) im benachbarten Halensee ein Exemplar gefangen ist. Fragt sich aber, ob es nicht in den See, an den mehrere private Anliegen angrenzen, eingesetzt wurde. Aus der benachbarten Havel sind zahlreiche Schildkrötenfunde bekannt geworden. — Das Januarheft 1914 bringt interessante Nachrichten über den Stint (*Osmerus eperlanus*) und den Uklei, desgl. über die Fischereiverhältnisse der Oberhavel bei Zehdenick.

U. M. Herr Major Paul Schmidt hat freundlichst eine Abhandlung von ihm überreicht: „Goethe in seinen Beziehungen zur Medaillenkunst“ (Berlin 1913), darin sind vielerlei Nachrichten über Berliner Persönlichkeiten enthalten.

Vorlage der Praehistorischen Zeitschrift V. Bd. 1913. 3. und 4. Heft. Darin S. 340 ein ausführlicher, höchst sorgfältiger Bericht von Dr. Kiekebusch über die Steinzeitsiedelung bei Trebus (Kreis Lebus). Ferner eine polemische Antwort des Museumsdirektors Schuchhardt gegen Professor Kossinna, den berühmten Goldschalenfund vom Messingwerk bei Eberswalde anlangend. (Vgl. S. 585 flg.) Der erbitterte Streit über das Alter der Fundstücke dauert fort, wir begnügen uns deshalb, zurzeit dieselben in die jüngere Bronzezeit zu versetzen.

U. M. Oberpfarrer Recke in Spandau hat ein für die Ortsgeschichte der alten Havelfeste höchwichtiges Buch herausgegeben, es sind: Gesammelte geschichtliche Materialien von D. T. Schulze, veröffentlicht im Auftrage der Kirche und der Stadt. Herr Recke hatte die Güte, uns bei einem Besuch der Brandenburgia das in der Nikolai-kirche in Spandau verwahrte, sehr sorgfältig geschriebene, recht umfangreiche Werk vorzulegen. Schulze war ein Freund des alten Heim, aber ein Widersacher des gelehrten, freigeistigen spandauer Naturforschers Sprengel. Im Druck umfaßt der 1. Band XII + 696, der 2. Band VI + 496 Seiten. Eine sehr dankenswerte, überaus fleißige historische Mühewaltung unseres hochgeschätzten Mitgliedes.

Unsere Photographiensammlung erfährt heute Abend eine große Bereicherung durch eine Stiftung von Fläming-Trachtenbildern seitens des Herrn Reichhelm-Treuenbrietzen sowie von u. M. Herrn Kunstmaler Bielefeld „Tucks Postkarten moderner Meister“ und seitens des Herrn Kunstphotographen Staudt, der 90 Photographien betreffend das wohltätige Berlin freundlichst schenkt.

U. A.-M. Herr Rektor Otto Monke teilt folgenden Bericht mit, betreffs der rühmlichst bekannten Zeitschrift „Aus der Heimat“, herausgegeben von u. M. Herrn Redakteur R. Schmidt:

„Aus der Heimat“, herausgegeben von R. Schmidt in Eberswalde. Nr. 146 vom 1. Januar 1914 enthält u. a. Abhandlungen über Wriezener Fehdebriefe (R. Schmidt), über Spiele aus dem Barnim und der Uckermark, Aufzeichnungen aus der Dorfchronik von Niederfinow, Strausbergs Stadt-Statuten von 1551, Beiträge zur Geschichte des Finowkanals, Mitteilungen über den Trauerzug Gustav Adolfs in Eberswalde und über märkische Glockengießer.

Demnächst hielt u. V.-M. Herr Dr. Kiekebusch den in der Einladung angekündigten Vortrag: „Germanische Stämme im Lichte der Vorgeschichtsforschung.“ Der mit Dank und Beifall aufgenommene Vortrag wurde durch viele interessante Lichtbilder unterstützt.

20. (13. außerordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres

Donnerstag, den 29. Januar 1914, abends 8 Uhr, in der
Königlichen Sammlung alter Musikinstrumente
Fasanenstr. 1.

Herr Geheimrat Friedel begrüßte die Anwesenden und erwähnte, daß die Brandenburgia schon einmal (1910) in diesen Räumen unter derselben Führung genußreiche und lehrreiche Stunden verleben durfte. In der Einleitung hob Herr Professor Fleischer hervor, daß diese Sammlung die reichste der Welt sei, indem alle Formen und Instrumente vertreten seien. Es ist z. B. vom Klavier und der Geige vom 16. Jahrhundert ab aus jedem Jahrzehnt ein Vertreter vorhanden. Dadurch wird nun nicht bloß die geschichtliche Entwicklung der Instrumente festgehalten, sondern es kann auch gezeigt werden, wie sich der Ton geändert hat. Die Instrumente Bachs und Beethovens klangen ganz anders als unsere heutigen. Das älteste Instrument, das vorhanden ist, allerdings nur in Nachbildung, ist die Lure. Die Originale bestehen aus Bronze und sind mächtige gewundene Hörner. Es sind im ganzen bis jetzt 34 Stück gefunden worden und zwar in dem Strich rings um die Ostsee. Diese Musikinstrumente gehörten den Germanen und sind jetzt 3000–4000 Jahre alt. Nirgends auf der Erde findet sich ein gleichaltriges oder ein älteres Musikinstrument. Es ist charakteristisch, daß immer zwei Instrumente zusammen aufgefunden wurden, ein Zeichen, daß beide zusammen geblasen wurden, weil beide auch auf denselben Ton gestimmt sind. Sie geben einen gebrochenen Dreiklang, und die Tonhöhe steigt mit der Verengung der Lippen. Durch das Zusammenspiel erhält man einen Kanon. Ein Beamter des Museums

blies das Instrument vor und zeigte, welchen Reichtum von Tönen man darauf hervorzaubern kann. Neben diesen wurden noch zwei weitere Instrumente in Nachbildungen vorgezeigt, nämlich eine Krotta und zwei Harfen. Das erstere ist eine Zither und das Original wurde in einem Alemannengrab des Schwarzwaldes, das ins 5. oder 6. Jahrhundert gehört, gefunden. Von den beiden Harfen ist die eine eine Nachbildung eines Instruments aus der Zeit Karls des Großen und die zweite aus der Zeit der Minnesänger. (Ueber die Entwicklungsgeschichte des heutigen Klaviers vergleiche Brandenburgia IX. 1910/11 S. 418 fl.)

Den Beschluß der Vorführungen machte die Glasharmonika, die nach den Angaben Franklins erbaut worden ist und die aus einer Reihe von Glaslocken besteht.

21. (14. außerordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 22. Februar 1914, 11 Uhr, im Königlichen Rauch-Museum. (Neue Friedrich-Str. 83 resp. Kloster-Str. 76.)

Der erste Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, begrüßt die Erschienenen und dankt dem Vorsteher des Museums, Herrn Professor Mackowski, für die Erlaubnis einer Besichtigung zu einer ungewöhnlichen Zeit.

Darauf hält Herr Professor Dr. Georg Galland einen freien Vortrag, dessen Hauptinhalt durch die folgenden Sätze wiedergegeben wird:

Als im vorigen Jahre die Erinnerung an die Befreiungskriege festlich begangen wurde, konnte es aufgefallen sein, daß des großen Meisters Chr. Dan. Rauch nicht rühmender gedacht wurde. War er es doch, der als Bildhauer den Helden jener Kämpfe die kongeniale Gestaltung lieh, in Bildwerken von monumentalem Ausdruck, in denen die volkstümlichen Züge der großen Männer für die Nachwelt erhalten sind. Das Genie dieses Künstlers hatte sich aus bescheidensten Anfängen unter erschwerten Verhältnissen emporgearbeitet. Nachdem er eine mehrjährige Lehrzeit in Arolsen, wo er als Sohn eines Kammerdieners 1777 geboren wurde, und in Kassel bei Prof. Rühl hinter sich gehabt, zwang ihn, zwanzigjährig, die Sorge um die des Ernährers beraubte Familie, eine Stellung im untergeordneten Hofdienst in Potsdam anzunehmen, die ihm zum Glück Muße zur Fortsetzung seiner Studien an der Berliner Akademie unter G. Schadow ließ. Letzterer beargwöhnte ihn zunächst als Dilettanten, übertrug ihm aber später, als er sich von dem Ernst des Schülers überzeugte, die Ausführung eines großen Reliefs im Friedrich Wilhelms-Institute nach seiner Skizze. Als dem jungen Künstler endlich die Entlassung aus dem kgl. Kammerdienste gelang, konnte er mit einer bewilligten Pension als Begleiter eines Grafen Italien und Rom (1804) aufsuchen. Vorher schuf er noch die reizvolle Büste der Königin Luise,

deren Marmorausführung im Hohenzollern-Museum zu sehen ist. In Rom förderten ihn besonders das Vorbild Canovas und Thorwaldsens, die auf der Höhe ihres Schaffens standen, die Schriften Zoëgas und Welckers über die Antike, neben den vielseitigen Anregungen im Hause des preußischen Ministerresidenten Wilhelm von Humboldts. Zahlreiche Büsten, Kopien von Antiken, die Skulpturen „Jason“ und „Mars und Venus“ (Tegel) gehören u. a. dieser Frühepoche an, die mit dem Auftrag eines Grabmals für die Königin Luise in dem von Gentz gebauten Mausoleum zu Charlottenburg abschloß. Mit dieser berühmten Graberschöpfung, die er in Berlin modellierte, sodann in Carrara und Rom in Marmor übertrug, leitete er die Reihe zeitgeschichtlicher Plastiken ein. In diesem verklärten Steinbilde der königlichen Dulderin hat er der Nation gleichsam ein Symbol der geistigen und sittlichen Wiedergeburt Preußens geschenkt.

In der Zwischenzeit konnte Rauch auch die folgenreiche Verbindung mit dem kunstsinnigen Kronprinzen Ludwig von Bayern schließen, der damals (u. a. Unternehmungen) die Walhalla bei Regensburg durch Klenze erbauen ließ und die Sammlung der Glyptothek in München unter Heranziehung des preußischen Hofbildhauers vorbereitete. Rauchs Blücherbüste von 1815, nach dem Leben modelliert, war mit mehreren Künstlerportraits von ihm für die Walhalla bestimmt. Ihr schlossen sich in Berlin die Statuen der Helden der Befreiungskriege Scharnhorst und Bülow an, die der von Schinkel errichteten neuen Königswache einen angemessenen plastischen Rahmen gaben. Dabei wurde der Gegensatz des Taktikers und des Strategen in geistvoller Weise zum Ausdruck gebracht, zugleich die Kostümfrage für derartige Monumente von Rauch hier schon gelöst, indem er an der Uniform zwar festhielt, ihre Wirkung aber durch einen am Rücken und gewöhnlich auch der linken Schulter herabwallenden Mantel modifizierte. Rauch fußte dabei, entgegen dem Standpunkt Thorwaldsens, auf der von Tassaert und G. Schadow begründeten Tradition. Aber während letzterer in seinem heroisierten Rostocker Blücherstandbilde, durch Goethes Rat irrig geworden, den eigenen Prinzipien schließlich untreu wurde, löste Rauch für Berlin und Breslau die Blücherdenkmalsfrage im früheren Geiste Schadows. Er knüpfte an das im Volke lebendige Bild des „Marschall Vorwärts“, der im Berliner Werke, den Krummsäbel in der Rechten, das linke Bein auf einer eroberten Haubitze, gleichsam an der Spitze einer Truppe stehend gedacht ist, während er in Breslau, noch temperamentvoller aufgefaßt, der Truppe kühn voranschreitet. Seine antiken Empfindungen pflegte der Künstler stärker in den Reliefs der Denkmals-Postamente zum Ausdruck zu bringen.

Werkstatt und Wohnung Rauchs wurde damals das alte Lagerhaus an der Klosterstraße. Diese einst „das Hohe Haus“ genannte Anlage

aus dem Mittelalter hatte bis zum 18. Jahrhundert als markgräfliche Residenz, Sitz des Gouverneurs, Ritterakademie usw. gedient. Sie wurde nun das räumliche Zentrum der betriebsamen Rauchschule und ist heute das Rauchmuseum. Hier entstanden zunächst u. a. die Denkmäler Friedrich Wilhelms I. für Gumbinnen, des Königs Max Joseph für München, des Waisenvaters Franke für Halle, das feinempfundene Grabmal der kleinen Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt und ca. 50 Büsten namhafter Personen. Diese kraftraubenden Anstrengungen im Dienste der Portraitplastik löste Wünsche nach Werken reinen Phantasieschaffens aus: eine Sehnsucht, die nur z. Teil in den beiden weiblichen Genien Rauchs am gotischen Kreuzbergdenkmal „Paris“ und „Belle Alliance“ und in mehreren lieblichen Kinderfiguren Befriedigung fand. Sogar der romantischen Richtung glaubte er damals einen gewissen Tribut schuldig zu sein, als ihn die Gruppe der mittelalterlichen Polenkönige „Miecyslaw und Boleslaw“ für den Dom zu Posen beschäftigte. Seine epochale Hauptleistung dieser Jahre aber repräsentieren die sechs herrlichen Viktorien für die Walhalla, die solchen Beifall fanden, daß aus diesen Idealgestalten, in denen der antike Nikebegriff mit deutscher Empfindung durchtränkt ist, noch eine weitere Zahl von Ruhmesgöttinnen von ihm selbst und seinen Schülern abgeleitet wurde. Nicht wenige seiner Phantasiegestalten stehen uns hier als Entwurfsskizzen gegenüber.

Neue Denkmalsaufträge drängten wieder zur Konzentration seiner Kraft. Das Frankfurter Goetheprojekt hatte, ungeachtet des Dichters Beifall, zu keinem Resultat geführt. Auch mit seiner antikisierten Behandlung der Goethe-Schiller-Gruppe für Weimar, die später seinem Lieblingsschüler Rietschel übertragen wurde, konnte er nicht die Zustimmung der maßgebenden Faktoren finden. Um so erfreulicher war bei der Dürerstatue in Nürnberg, dem ersten deutschen Nationaldenkmal, das einem Manne aus dem Volke galt, die allgemeine Zustimmung. Auch daß dieser Erzguß durch Burgschmiet in Nürnberg so ausgezeichnet geriet, ist wohl zugleich Rauchs Verdienst, wenn man seine vorausgegangenen Anstrengungen zur Wiederbelebung des Kunstgußes und sein erfolgreiches Zusammenwirken mit Stiglmaier in München, mit Hopfgarten und Fischer in Berlin und Friebel in Lauchhammer in Erwägung zieht.

Nächst Dürer ragen aus seiner letzten Schaffenszeit — um nur das Wichtigste zu nennen — die charaktervollen Gestalten Kants in Königsberg i. Pr., Thaers in Berlin hervor, und die beiden neben Blücher am Opernplatze daselbst aufgerichteten Statuen von Gneisenau und York, der mit dem Ausdruck der Entschlossenheit ein echtes Bild seiner heroischen Epoche gibt. Die Auffassung von Gneisenau, der ganz Aktion ist, widerspricht seinem statuarischen Altersstil und beweist einen Eingriff von Oben in seine künstlerische Entschließung. Wie denn auch

die Entwürfe seines Friedrichs-Denkmal, ehe sie, unter dem Nachfolger Friedrich Wilhelms III., zum ausgeführten maßvollen Monumente reiften, ohne seine Schuld, u. a. jene Übertreibungen mit Trajanssäulen- und Quadrigamotiven zu Tage förderten... Der Vortragende entließ seine zahlreichen Hörer und Hörerinnen mit dem Wunsche, daß sich das Rauchmuseum in Zukunft, gemäß dem vom Meister selbst bei Lebzeiten geäußerten Plane zu einer Modellsammlung der älteren Berliner Bildhauerschule seit Schlüter, entwickeln möge.

Kleine Mitteilungen.

Pilzkunde. Alle Jahre zur Zeit der Pilzernte lesen wir mit Bedauern von Vergiftungsfällen ernstlichster Art in unserer Gegend und allemal wird alsdann der Ruf nach Belehrung über schädliche und unschädliche Pilze besonders in Berlin und Umgegend laut. Wir haben wiederholentlich deshalb Pilzausflüge mit der Nachfolgerin unseres pilzkundigen Mitgliedes, Fräulein Freytag, d. i. mit Frau Berta George unternommen, und es wäre wünschenswert, dergl. Exkursionen für angewandte Botanik wieder einmal auszuführen. Inzwischen teilen wir aus dem Teltower Kreisblatt vom 16. September 1913 Nachfolgendes mit, das unser Mitglied Herr Pfarrer Wolfram in Nackel, Kreis Ruppin, zur gemeinnützigen Belehrung des Publikums verfaßt hat.

„Schon seit Jahren lockten uns die Pilzreichtümer unseres sonst so bescheidenen Märkischen Kiefernforstes. Aber über die Verwertung der Pfifferlinge und allenfalls noch der Steinpilze kam schließlich niemand hinaus, trotzdem wir uns an der Hand von Pilzbüchern und Pilztafeln redliche Mühe gaben, uns eine größere Kenntnis von den einzelnen Sorten anzueignen. Immer wieder sorgten die alljährlich mit gewisser Regelmäßigkeit auftretenden Nachrichten über Vergiftungen ganzer Familien durch Pilzgenuß dafür, daß wir schreckenbleich jeden Pilz mit Füßen traten, der sich nicht zweifellos als Pfifferling auswies oder nicht genau so gefärbt war, wie er gedruckt im Buche als Steinpilz abgebildet stand. In diesem Jahre war es nun besonders ärgerlich, daß die Ernte der leckeren Pfifferlinge so gut wie völlig versagte. Endlich erschienen nach dem Regen vor 8 Tagen hier die ersten Steinpilze, nicht allzureichlich, aber doch nun gerade in Gemeinschaft vieler junger und kraftstrotzender anderer Pilzarten, die wieder den Wunsch rege machten, eine sichere Kenntnis zu bekommen über das, was von ihnen giftig und unschädlich, schmackhaft und wertlos ist.

Dank unsrer Beziehung zur „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde zu Berlin, deren Mitglied unser Jünglings-Verein seit 1901 bereits ist, ist unser Wunsch in einer halben Woche jetzt erfüllt worden zu unserer aller größten Freude. Die Sache ist an sich sehr einfach: Alles kommt auf persönliche, unmittelbare Anschauung und auf einen Lehrmeister an, der sich freundlich und geduldig der Mühe unterzieht, jeden Pilz, den seine Schüler im Walde bringen, zu prüfen, und immer wieder an Ort und Stelle seinen Namen, seine charakteristischen Eigenschaften, seinen wirtschaft-

lichen Wert und Unwert einzuprägen. Was ein ganzes Bücherstudium nicht fertig bringt, leisten einige hintereinander durchgeführte Ausflüge. Durch die lebenswürdige Vermittlung des Vorsitzenden der Brandenburgia, Herrn Geheimrates E. Friedel, besuchte uns, kaum daß unser Wunsch ihr zu Gehör gekommen war, um sofort das augenblicklich günstige Wetter mitzunehmen, Frau Berta George, deren Namen vielen Pilzfreunden bereits rühmlich bekannt ist. Wir sind ihr zu großem Danke verpflichtet. Unermüdlich hat sie die Ausflüge unsrer älteren Schulkinder, unsrer Jungfrauen und Familien geleitet und uns nicht nur viele wertvolle neue Pilzarten kennen gelehrt sondern nun auch sofort ihre sachgemäße Zubereitung. Daß letztere ebenso wichtig ist, wie die genaue Kenntnis, liegt auf der Hand. So war es denn ein äußerst vergnügter Abend, als Frau Bertha George mit unseren Jungfrauen aus Nackel und Laesikow für die Mitglieder unsres Frauenvereins im Gemeindesaale zum Schluß ein Pilzessen veranstaltete, bei dem man sich an Suppe, Braten und Gemüse, alles lediglich aus den gesammelten Pilzen mit den allereinfachsten häuslichen Zutaten und Gewürzen hergestellt, erlaben und erkennen konnte, wie viel wertvolle, schmackhafte und gesunde Nahrungsmittel wir bisher aus Unkenntnis geradezu mit Füßen getreten haben. Daß Frau George aus ihrer gemeinnützigen Lehrtätigkeit kein Gewerbe macht, geht schon daraus hervor, daß sie im Selbstverlage — Berlin-Friedenau, Rheinstr. 6/7, Gartenhaus — ein Kochbüchlein über die „einfachste und praktische Zubereitungsart der eßbaren Pilze“ herausgegeben hat, das ganze 20 Pfennige kostet und dabei lediglich von ihr selbst erprobte und erfundene Gerichte und Ratschläge allgemeiner Art verbreitet.

Es gibt, wie die jährlich wiederkehrenden Todesfälle beweisen, kein anderes Mittel gegen Pilzgift als die genaue Kenntnis der so äußerst wenigen Giftpilze. Durch eigene Anschauung eignet sich jeder diese völlig sicher an. Möge Frau George noch recht viel fröhliche und dankbare Schüler finden.*

Im Anschluß hieran veröffentlichen wir einen kurzen Bericht über dasselbe Thema nach einem Vortrag, den Herr Professor Dr. Lindau am 17. September im Garten und Museum des K. Botanischen Gartens zu Dahlem unter dem Titel: „Eßbare und giftige Pilze“ hielt, wobei Belagsexemplare vorgezeigt wurden. In seiner Einleitung wies der Vortragende darauf hin, daß es bei uns nur wenige giftige Pilze gebe, daß allerdings auch der Pilzreichtum nicht allzu groß sei und besonders im Grunewald sehr abgenommen habe. Pilzgerichte erfreuen sich im allgemeinen großer Beliebtheit, wollte man aber ihren Wert als Nahrung lediglich nach der chemischen Analyse beurteilen, so würde er als sehr geringfügig zu bezeichnen sein. So hat der Champignon 90 Prozent Wasser, 5 Prozent Eiweiß, 4 Prozent Kohlenhydrate und 1 Prozent Fett usw. Verglichen beispielsweise mit Rindfleisch, ergebe der Nährwert, gemessen an dem Wärmeeffekte pro Pfund bei Rindfleisch 720 Kalorien, beim Champignon nur 131 Kalorien. Die Pilze würden demnach kein besonders ergibiges Nahrungsmittel bilden, aber Zahlen haben in solchen Fällen immer nur bedingten Wert, denn der Rohgenuß der Pilze scheidet aus, und Zubereitung, Zutat sowie Geschmack entscheiden zu ihren Gunsten. In eingehender Weise gab der Vortragende

die einzelnen Arten von Pilzen an und ging sodann zum Kernpunkt seiner Ausführungen, der Unterscheidung zwischen giftigen und eßbaren Pilzen über. Die einheimischen Hauptarten beider Gattungen lagen vor, und aus den Betrachtungen des Vortragenden über die verschiedenen Gruppen der Pilze ergab sich, daß oft Pilzarten zu Unrecht eine Giftigkeit untergeschoben wird. Interessant war seine Beobachtung, daß gewisse Pilzsorten, die in unserer Gegend unbedingt giftig wirken, wie beispielsweise der Fliegenpilz mit ihrem Vorschreiten nach dem Osten an Giftigkeit verlieren. So wird der Fliegenpilz beispielsweise in Polen und Rußland ohne Schaden genossen, während er noch weiter östlich, in Sibirien, wiederum an Giftigkeit zuzunehmen scheint. Selbstverständlich sei bei der Auswahl der Pilze zu Nahrungszwecken die größte Vorsicht geboten. Erstes Haupterfordernis sei natürlich die Kenntnis der unzweifelhaft als giftig zu bezeichnenden Arten; man nehme ferner nie Pilze, die man nicht kennt. Ohne weiteres genießbar seien Keul- und Stachelpilze, alle unterirdischen Pilze (Trüffelarten), Morcheln, sofern sie frisch zubereitet und abgekocht sind. Von den Lamellenpilzen müssen alle gemieden werden, die hochrote Färbung, von Milchlingen die, die weiße und scharfschmeckende Milch haben. Aus der Amanitagruppe, zu der auch der Fliegenpilz gehört, sei besonders noch vor dem Knollenblätterpilz zu warnen, der in seiner Jugend häufig zu Verwechslung mit dem Champignon führe. Das Unterscheidungsmerkmal ist hier für Champignon schwarze, für den Knollenblätterpilz weiße Sporen. Der Knollenblätterpilz sei insofern besonders gefährlich, als sich Vergiftungserscheinungen nach seinem Genuß erst sehr spät, — oft 12 Stunden nach der Mahlzeit — zeigen.

Der Schriftsteller Eugen Stangen brachte (im Berl. Lok. Anz. vom 21. Sept. 1913) einen Aufsatz, betitelt „das Pilzweibe!“. Am Schluß äußerte der Verf. sich wie folgt: „Gibt es etwas Delizioseres und dabei Nahrhafteres als Pilze? Das Untrügliche aber zum Erkennen edler Pilze ist — das Pilzweibe! Sucht nicht selber Pilze, sondern kauft vom Pilzweibe! Auf dieses kann man sich verlassen. Es gibt einen rotkappigen Pilz, dem man die Haut abziehen muß, weil hier die Haut giftig ist. Das Pilzweibe bringt solche Pilze gleich abgezogen. So brachte sie mir mal auch, als ich noch auf dem Lande lebte, mir völlig unbekannt Pilze, die recht „knatschig“ und unansehnlich waren. Als ich Verdacht äußerte, empörte sich das Pilzweibe; das seien gerade die besten Pilze, behauptete sie, die die kräftigste Suppe gäben. Ich kaufte sie, kochte sie, aß sie — und lebe heute noch.“

Ich kenne viele Pilze und sammle sie, wenn ich sie auf einsamen Waldwegen finde; aber welchen Pilz ich nie selbst sammle und keinem zu sammeln raten würde, das ist der Reizker. Der Blutreizker wie der gelbe bzw. grüne Reizker marschieren als Suppenpilze an der Spitze. Ich kenne keine Suppe, die wundersamer schmeckte als eine Reizkersuppe. Nicht die kräftigste Fleischsuppe mit allen Schikanen kommt ihr gleich. Reizkersuppe ist der Suppen Königin! Man denke, wenn man solche Köstlichkeit als „Sudwasser“ fortgießen sollte. Pilze sind als Volksnahrung leider immer noch viel zu wenig gewürdigt. Aber Reizker würde ich nie selbst suchen, weil es zu täuschend ähnliche, giftige Pilze gibt. Aus diesem Dilemma kann einzig und allein das nie sich irrende, verlässliche, sichere, untrügliche

Auge des Pilzweibele helfen. Es ist die eigenartigste Erscheinung der heutigen Frauenberufe, verhutzt, knusperhexenhaft wie einem Grimmschen Märchen entsprungen und doch klaräugig, regsam, untrüglich in ihrer Wissenschaft. Darum lasse ich nichts kommen auf das „Pilzweibele!“

Möchten auch diese anerkennenden Zeilen von unseren pilzliebenden und pilzsuchenden Mitgliedern bestens beherzigt werden. E. Friedel.

Hauslaub findet sich in Werder a. d. Havel: 1. auf dem Dach eines Häuschens auf dem Hofe des Schuhmachers Hintze an der Ecke der Fischer- und Pfarrgartenstraße, 2. auf 2 Torpfeilern des Grundstückes Pfarrgartenstraße 91, 3. auf einem Pfeiler am Hause an der Ecke der Kirchengasse und der Michaelisstraße, 4. auf der Mauer des Grundstückes Mühlenberg 154 (2 Polster), 5. auf dem Dach des Seilerschen Hauses an der Ecke der Kirchstraße, 6. auf der Mauer des Hofes des Schlächtermeisters Diedloff (2 Polster und mehrere einzelne Pflanzen), Mühlenstraße 175.

Das Hauslaub, *Sempervivum tectorum*, wird in Werder Eiskraut, an einer Stelle auch „die Totenköpfe“ genannt. Die zweite Benennung stammt aus dem Posenschen. Man weiß in Werder noch, daß die Blätter der Pflanze, als Heilmittel für Quetsch- und Brandwunden benutzt wurden, hält sie ferner für einen Schmuck und glaubt vereinzelt noch an die glückbringende Kraft des Hauslaubs. Die Sage, wonach blühendes Hauslaub den baldigen Tod dessen verkündet, der es gepflanzt hat, ist hier nicht bekannt; vielleicht ist jedoch der Name Totenköpfe als Anklang an diese Sage anzusehen, die aber nicht immer der Tatsache entspricht, wie diese Aufzeichnungen selbst beweisen. Denn ich selbst habe beim Ausflug der Brandenburgia nach Dobrilugk auf der Heimfahrt in Sonnewalde Hauslaub gepflückt, das Kraut in Berlin eingepflanzt und 1912 das Blühen erlebt. O. Monke.

Heimat- und volkskundlich wäre es interessant zu verfolgen, wie weit die Sitte des künstlichen Verpflanzens von Hauslaub (Hauslauch) *Sempervivum tectorum* (Wendisch: Rozkornik) nach Süden hin sich erstreckt. In der Provinz Brandenburg ist die Pflanze nicht wild einheimisch sondern künstlich eingeführt, obwohl sie hier und da verwildert vorkommt. In den Dörfern bei Kissingen (Unter-Franken) fand ich *Sempervivum* genau wie bei uns verpflanzt, ebenso in Thüringen bei Eisenach (Villa Fritz Reuter) vielfach bei Jena (z. B. Burg-Rabis, Schloeben u. a.). Blühend ist die Pflanze bei uns nur selten zu sehen, mir ist es auf dem Balkon in Jahrzehnten nicht geglückt, auch nur eine einzige Blüte zu erzielen.

Sempervivum soboliferum Sims. ist dagegen in unserer Provinz hie und da wild, es wird auch wohl Hauslauch oder Hauslaub genannt und seltener auch auf Dächer und Mauern gepflanzt. Zwischen Oderberg i. M. und Angermünde machte mich der verstorbene Lehrer Lange, u. M., auf eine Bahnwärterbude aufmerksam, die mit S. s. förmlich überzogen war. S. s. ist nicht so beliebt, weil es fast kugelig und unansehnlicher wächst als S. t. Die Leute sagen S. s. „jungt“, d. h. trägt Junge, daher der Name „soboliferum“. Die jungen Triebe fallen leicht von den zarten Wurzeln ab und der Wind verbreitet sie alsdann mitunter. E. Fr.

Adler in der Mark. Im VII. Jahrgang No. 3. Juni 1898 dieser Zeitschrift berichtet Dr. Gust. Albrecht, daß das Vorkommen von Adlern in der Provinz Brandenburg selten ist und solche Vögel dann aus Rußland hierher verschlagen wären.

Es dürfte wohl angebracht sein, diese Angaben durch Beweismaterial zu entkräften.

Wenn auch der Raubvogelbestand in der Mark Brandenburg zweifellos stark abgenommen hat, so bietet noch heute die Mark mit ihren großen zusammenhängenden Forsten gerade Adlern manch sichere Horststätte. Als Horstvögel kommen daher in Betracht: 1. Der Schreiadler, *Aquila pomarina* Brehm, liebt vorzugsweise hier Rotbuchenwaldungen 2. Der Fischadler, *Pandion haliaëtus* L.; sein Bestand hat in den letzten Jahren stark abgenommen. Die Anlage von künstlichen Fischgewässern besiegeln seinen Untergang. Gerade an Karpfenteichen kann der Fischadler mühelos seiner Lieblingsnahrung nachgehen und dabei wird durch Abschluß und Fang mit dem Eisen dem Adler Abbruch getan. 3. Der Schlangeadler, *Circaëtus gallicus* Gm., sehr seltener Brutvogel, doch habe ich in einem Zeitraum von 25 Jahren zwei besetzte Horste in der Schorfheide gekannt.

Als Gäste, namentlich im Winter, erscheinen heute nicht einmal selten 1. Der Steinadler, *Aquila chrysaëtus* L. und 2. Der Seeadler, *Haliaëtus albicilla* L., letzterer hat seine Horststätten noch in Mecklenburg und Pommern. Die in der Albrecht'schen Arbeit angegebenen Maße (Flügelspannung) sind nicht richtig. Diese betragen beim Steinadler 185 bis höchstens 220 cm, im Schlußsatz wurde sogar von der Erbeutung eines Steinadlers von 3 m Flügelspannung gesprochen. Der Fischadler klafert nur 155 bis 165 cm und nicht 250 cm; auch dürfte die Erbeutung eines Fischadlers im Dezember (1897) zu den größten Seltenheiten gehören, da ja bekanntlich dieser Vogel lediglich nur auf Fischnahrung angewiesen ist, hierorts die Gewässer aber um diese Zeit meist zugefroren sind.

Eine größere Arbeit über die Raubvögel der Mark Brandenburg werde ich demnächst in dieser Zeitschrift veröffentlichen. Wilhelm Rüdiger.

Riesenwels. Im Sommer 1914 wurde im Plötzensee bei Berlin ein sehr großer Wels (*Silurus glanis*) gefangen und nach dem Aquarium des Zoologischen Gartens gebracht, woselbst er bis in den September hinein lebte. Das Tier maß 1,75 m in der Länge und wird für das Zool. Museum der K. Universität präpariert werden. Sind noch größere Welse aus unserer Gegend bekannt?

Dr. Marcus Elieser Bloch, ökon. Naturgesch. der Fische Deutschlands. Berlin 1783, Teil I. S. 312 erzählt: „Auch bei uns findet man sie von ansehnlicher Größe, wie denn ohnlängst im Stadtgraben hiesiger Residenz (d. i. Berlin) einer von siebenzig und ein anderer von vierundachtzig Pfunden gefangen wurde; und wie mir mein gelehrter Freund, der Herr Doktor und Hofrath Heim in Spandau gemeldet; so ist vor einigen Jahren aus einem der dortigen Seen ein Wels von hundertundzwanzig Pfunden ausgefischt worden“.

Früher war auch der der Stadt Berlin gehörige Schäfersee in Reinickendorf bekannt wegen seiner Riesenwelse. Von einem wurde behauptet, er

habe einen badenden kleinen Knaben beim Tauchen erwischt und ertränkt, was nicht unmöglich ist, wenn man vergleicht, was Bloch S. 311 berichtet: „Er ist neben dem Hausen der größte Fisch des süßen Wassers, so wie er auch unter allen den größten Kopf und einen so weiten Rachen hat, daß nach der Versicherung des Richters (Icht. p. 540) in einem, welchen man bei Limritz in Pommern fing, ein sechs- bis siebenjähriger Knabe ganz füglich hineinkriechen konnte; und wie Aldrovand (de Pisc. p. 658) erzählt; so soll ein Wels bei Preßburg einen badenden Knaben erhascht haben; denn als man ihn bald nachhero fing; so fand man bey ihm noch Theile desselben (Ruysch, Thes. anim. p. 102). Ich halte es indessen für wahrscheinlicher, daß dieser Knabe zuvor verunglückt, und nachdem er bereits todt gewesen, von ihm verschlungen worden“.

Nachdem der Magistrat von Berlin mit großen Kosten den Schäfersee hat aufbaggern und die vielen versunkenen uralten Baumstämme hat herausreißen lassen, sind damit die Schlupfwinkel für die großen Welse sehr beeinträchtigt worden.

E. Friedel.

Etwas von Verwandtschaft, Freundschaft und Geschlecht. Schade, daß unsere Gegenwart Familienzusammenhang gering pflegt, wodurch viele zurückliegende Bezeichnungen von Verwandtschaftsgraden in Vergessenheit gerieten.

Darunter befindet sich „Biele oder Büle“, dasselbe Wort wie das heutige Buhle, was ursprünglich nur ganz naher Verwandter bedeutete. Mittelhochdeutsch heißt's „buole“, mittelniederdeutsch „bole“, was für Bruder oder Bruderkind gebraucht ward. Im Anklang daran nennt der Volksmund die netten Bielen auch „nette Bollen“. In meiner Heimat versteht man unter Bielen, plattdeutsch Bülen, nur die Kinder von Schwesterseite, gleichwie man von „Geschwistern“, [b. d. Römern germani, d. s. vollbürtige Geschwister] spricht und damit männliche wie weibliche Sprossen inbegriffen meint. Unter „Geschwister“ können auch einige Brüder mitgemeint sein, nicht aber umgekehrt unter „Gebrüder“ etwa Mitschwestern.

Der Mutterbruder, seine Söhne und so weiter staffeln die Schwesterkinder in „Bielen“, „andere Bielen“ oder „Bieleken“ und in „andere Bielekenkinder“. Die Mutterbruderenkelkinder dürften heut wohl kaum noch mit den anderen Bielekenkindern Verwandtschaft, oder „Freundschaft“ halten. Die früheren, feinen Unterschiede zwischen Verwandtschaft und Freundschaft fingen erst nach dem vierten Gliede an und die „Freundschaft“ durfte nicht mehr an der Achsel liegen, nicht geküßt werden bei einer Familienbegrüßung. Hinter der Freundschaft rangiert dann das „Geschlechte“. Wie oft hört man bei Familienfesten auf dem Lande „der schlacht nach dem und dem“, dem „läßt es“ nach jenem „Geschlechte“, damit werden halbvergessene Verwandtschaftsgrade bezeichnet. War jemand „ungeschlacht“, so war er „familienfremd“ in Aussehn dem betreffenden Geschlechte unähnlich, kein Hinterlassener desselben.

Als Inbegriff der Stammesechtheit schafft deshalb, im Überschwang, die deutsche Heldensage die Geschwisterehe bei den Wälsungen, obgleich der Incest in Wirklichkeit undenkbar war. Aber zu Römerzeiten wurde

von den Germanen bei Vergeiselung der Verträge höchst ungern von dem Vertragsschließenden die Schwesterkinder als Geisel gewährt. Wahrscheinlich weil der Vater mit seinem eigenen Fleisch und Blut nach Belieben verfahren konnte, nicht aber mit Großvaters Fleisch und Blut, als solches sah man die Schwesterkinder an, und sie waren deswegen heilig. K. Wilke.

MX
2
Dahlem und Doal. Ein seltsamer Name, dessen Herkunft und Bedeutung nicht ohne weiteres klar liegen! „Im Dol“ heißt ein Straßenzug der Villenkolonie Dahlem. Der Deutungen dieses Namens gibt es mehrere: Vom Dohlenfang, der früher hier betrieben wurde, wollen ihn die einen ableiten, vom plattdeutschen Ausdruck „Doal“ für „Tal“ die anderen, und so ließ die Kommission zur Aufteilung der Kgl. Domäne Dahlem die im Volksmunde von jeher gebrauchte Bezeichnung für die hier bestehende Senkung im Terrain als Straßennamen fortleben. — Von den „Eingebornen“ wird das Wort mit „oa“ gesprochen, gerade wie man genau ebenso das Gewässer „Halensee“ und den altspandauischen Fischernamen „Mahnkopf“ eigentlich aussprechen muß, also das „a“ genau klingend wie in den englischen Wörtern „all“, „fall“. Auch der Dorfname Dahlem ist mit diesem zwischen a und o klingenden Mischlaut ursprünglich gesprochen worden. Die neuhochdeutsche Bevölkerung verwischt diese niederdeutsche Klangfarbe und setzt dafür nach Willkür entweder ein reines „a“ oder „o“.
E. Fr.

Nachträglich bemerkt u. M. Herr Prof. Dr. Max Roediger hierzu: „Es ist kaum zu bezweifeln, daß Dahlem soviel wie Dalaheim ist. Der Name, hochd. Talaheim, kommt reichlich vor. Also zu nnd. dal, hd. tal Tal. Dies Wort ist in der älteren Sprache sowohl Neutr. wie Masc., sodaß der Dahl einfach „das Tal“ wäre. Verwandt ist damit nnd. dal „nieder, herab.“ Sollte aber der Bezeichnung Dohl ursprünglich ein reines o zustehen, so wäre an dole, dol „Vertiefung, Graben“ zu erinnern, das mit Tal und Telle, Delle Dölle „Vertiefung“ verwandt ist.

Bergfelde im Kreise Niederbarnim. Eine Niederung südlich vom Dorfe am Wege, der von der Nordbahnstation Stolpe zur Kolonie Bergfelde führt, heißt im Volksmunde „die Treue“. Ein brückenähnliches Gebilde heißt die „Treubrücke“; ein Wirtshaus nennt sich „Zur Treue“, und auf Wegweisern in der Nähe findet sich die Aufschrift „Nach der Treue“. Über den Ursprung, sowie über die Bedeutung der Bezeichnung ist in Bergfelde nichts bekannt; die zugehörige Volkssage harret noch ihrer Entdeckung. Man weiß nur, daß der Name sehr alt ist.
O. Monke.

Bücherschau.

Ansichten Märkischer und Pommerscher Städte aus den Jahren 1710-15. Herausgegeben im Auftrage der Königlichen Bibliothek von Heinrich Meisner. Mit Vorwort von Harnack und Schwenke. Berlin 1913. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Preis 30,00 M.

Seit Merian seine berühmte Topographie „Electoratus Brandenburgici“ mit ihren schönen Stichen brandenburgischer Städte herausgegeben hat, ist

kein Werk erschienen, das sich an künstlerischer Bedeutung und geschichtlichem Werte mit jener großen Sammlung messen könnte. Nur in verborgenen Fächern der Kgl. Bibliothek schlummerte eine Sammlung von Zeichnungen, die ein halbes Jahrhundert später geschaffen waren und wie die Merianschen Zeichnungen einem größeren Werke beigegeben werden sollten. Es kam aus verschiedenen Gründen nicht dazu; die Zeichnungen blieben in ihrer Gesamtheit der Öffentlichkeit entzogen oder wurden gelegentlich nur vereinzelt publiziert. Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers gab der Generalverwaltung der Königlichen Bibliothek Gelegenheit, diese geschichtlich bedeutende Bildersammlung herauszugeben und von Dr. Heinrich Meisner mit einleitenden Bemerkungen versehen zu lassen. Das Vorwort von den Direktoren Harnack und Schwenke stellt die Beziehungen der Städtebilder zu den Hohenzollern her, während der Verlag bestrebt war, diese wissenschaftliche Festgabe in einer außerordentlich würdigen Weise herzustellen. Auf 89 Tafeln sind in treuem Facsimiledruck die Städte Brandenburgs und Pommerns dargestellt, wie sie sich dem Zeichner Anfang des 18. Jahrhunderts zeigten.

Der Zeichner Daniel Petzold, geboren 1686 in Görlitz und ausgebildet von dem scharfsinnigen Bautheoretiker Bernhard Christoph Sturm, der eine zeitlang an unserer brandenburgischen Universität Frankfurt den Lehrstuhl für Mathematik innehatte und in ehrlichem Eifer für eine deutschnationale Baukunst eintrat, hatte die Zeichnungen für das große Werk von Joh. Chr. Bekmann gearbeitet, der sie aber aus irgend einem Grunde nicht in die Hand bekam und darüber 1717 gestorben ist. Die Zeichnungen gelangten später in die Kgl. Bibliothek und von hier zeitweilig in die Hände des verstorbenen Oberbaurats Adler, der indessen wenig von ihnen veröffentlicht hatte. Literarisch waren die Petzoldschen Zeichnungen also genügend bekannt, sie in ihrer Gesamtheit zu veröffentlichen, gedachte keiner, obwohl die Herausgabe bei der wachsenden Beschäftigung mit der brandenburgischen Städtegeschichte eigentlich nahe genug lag. Das ist um so befremdlicher, als sie für die Geschichte der Kunst und besonders für die Topographie der Städte Brandenburgs und Pommerns eine wertvolle Quelle sind. Die Wichtigkeit solcher Darstellungen beweist die Tatsache, daß selten eine brandenburgische Stadtgeschichte erscheint, ohne die, im einzelnen häufig anfechtbaren Merianschen Kupfer zu benutzen. In den Petzold'schen Zeichnungen liegt eine Ergänzung des Merianschen Sammelwerkes vor, das zwei Menschenalter später erstand, aber mindestens gleichen geschichtlichen und künstlerisch überlegeneren Wert hat. Der Kgl. Bibliothek und besonders dem opferwilligen Verleger ist es zu danken, daß jetzt die Zeichnungen der Öffentlichkeit dargeboten sind und zugleich einen Blick tun lassen in die künstlerische Bewegung ihrer Zeit. Trotz der etwas einseitigen Arbeitsmanier sind einzelne Blätter von kunstgeschichtlichem Wert.

Kultur-, Orts- und Kunsthistoriker finden hier einen reichen Stoff für ihre Arbeitsgebiete. Indessen fällt auch manches noch für Volks- und Landeskunde ab. Nur wenige Beispiele sollen die Wichtigkeit für die Wissenschaft belegen. Auf Tafel 1 findet sich das umfangreiche Schloß des ersten Preußenkönigs in Altlandsberg, das in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch

eine Feuersbrunst vernichtet worden ist. Wir kennen den Bau nur unvollkommen aus unzuverlässigen Zeichnungen und Nachrichten; nach der genauen Petzoldschen Zeichnung aber erinnert er in der Anlage und den Einzelheiten so stark an Schloß Schwedt, daß man in Rütger von Langerveldt den Erbauer vermuten möchte. Nach dem Bilde der Stadt Bernau wurde noch zu Petzold's Zeit bei der Stadt ganz erheblich Weinbau getrieben, was vielleicht selbst den Lokalhistorikern nicht bekannt sein dürfte. Bei der Oberkirche in Frankfurt ersieht man mit Überraschung, daß die beiden Westtürme durch eine Galerie verbunden sind, die man sonst nur aus dem südlichen, ehemals sächsischen Gebiete kennt. Von der Klosterkirche in Gramzow ist fast das ganze Schiff noch vorhanden und gestattet eine anschauliche Vorstellung über die Gestalt dieses jetzt bis auf eine Chorwand verschwundenen Baues. In gleicher Weise ist die Abbildung des gotischen Klosters in Marienwalde ein wertvolles Zeugnis über dieses Bauwerk. Bei Oderberg findet man in dem Strom zwei merkwürdige Gerüste, die man nur als Reusenständer ansehen kann, und die m. W. in Brandenburg sonst nicht nachgewiesen sind. Der „Bärenkasten“ bei Oderberg, heute nur ein unklarer Trümmerhaufen, ist in Petzolds Zeichnung uns in seiner ehemaligen Gestalt und Größe erhalten. Von Oranienburg ist zwar ein altes Bild bekannt; doch ergänzt unser Zeichner dieses durch eine größere Klarheit. Das gleiche läßt sich von Peitz sagen, dessen Bild auch sonst noch interessante Einzelheiten zeigt. Der Kietz bei Wriezen läßt deutlich die kurze Straßenform erkennen, die sich bei dieser ehemaligen Wendensiedlung hart am Flusse entlangzieht. Daß bei Zielenzig ein Burgwall dicht am Orte liegt — übrigens kein Rundwall! — scheint nur durch Petzolds Zeichnung überliefert zu sein.

Nur wenige Proben konnten darlegen, wie stark das Interesse der märkischen Forschung durch die Herausgabe in Anspruch genommen wird. Der Verlag ist bereit, falls sich mindestens fünf Besteller finden, das schöne Werk zu einem bedeutend ermäßigten Preise abzugeben.

Robert Mielke.

Josef Jelinek: **Kuli-Kurt**. Berliner Künstler-Roman. Charlottenburg, Paul Baumann Verlag 1914. — Der Verfasser, bekannt u. a. durch seinen Roman aus der Berliner Theater- und Journalistenwelt „Kunstkaufleute“, behandelt mit erstaunlicher Sach- und Fachkenntnis die Schicksale eines Berliner Schriftstellers, der sich vergebens durch das Elend und die Gemeinheit, welche den „Helden der Feder“ nur zu oft unterdrücken, hindurchzuringen versucht. Seine junge Frau, eine liebenswürdige sympathische Erscheinung unterstützt ihn nach Kräften. Umsonst, überall zurückgesetzt, ausgebeutet und betrogen, vermag er sich dem fortgesetzten Kampfe um das bloße Dasein auf die Dauer nicht gewachsen zu zeigen. Er kränkelt, versucht sich aufzuraffen, auf die Dauer wird das unmöglich und so schließt die Erzählung des jungen vielversprechenden Autors mit dem einen Wort, das sich uns schon in den letzten Kapiteln vorahnungsvoll aufdrängte: Tot!

Die Schilderungen sind so ergreifend und psychologisch so überzeugend entwickelt, daß sie uns an die besten Arbeiten von Emil Zola lebhaft erinnern.

Der Hintergrund ist vielfach örtlich wie persönlich bedeutsam und in das Leben des „Kuli“ Kurt Schomburg hineingreifend. Der Verfasser ist nicht umsonst Schriftführer der Gesellschaft zur Erhaltung des Lessing-Museums und des Nicolai-Hauses, Brüderstraße 13, das wiederholt erwähnt wird, ebenso wie manche geweihte Stätte in Thüringen: Weimar, Jena, Erfurt, Eisenach und Ilmenau. Ein Spiegelbild unserer Zeit, wenn auch kein schönes, aber von plastischer Wirklichkeitstreue. Ein Spiegelbild aus den sogenannten gebildeten und literarischen Kreisen Groß-Berlins, herb, sehr herb, aber leider wahr. Niemand wird das Buch ohne eine tiefgehende Erschütterung fortlegen. So etwas ist bei uns noch heutzutage möglich? Ach ja, leider gar nicht so selten.

E. Fr.

Berliner Kalender 1915. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Redaktion: Prof. Dr. Georg Voss. Zeichnungen: Hans Windloff.

Dieser neue Jahrgang schließt sich den früheren Kalendern ebenbürtig an und wird allen Lesern Freude bereiten. Der Weltkrieg wird eingehend von Frobenius bis Anfang September 1914 in der Einleitung geschildert. Andere Beiträge wertvoller Art sind vom Herausgeber: „Künstlerisches aus dem alten Berlin.“ — „Paul Heyse und der Kreis des Dichters E. T. A. Hoffmann“ wird von Fr. Holtze, der bekannte Schloßdiebstahl (Runck und Stieff) i. J. 1713 von P. Kunzendorf und der Besuch der Russischen Kaiserin in Berlin im Januar 1814 von Oskar Suda behandelt. Dies genüge als eine Auswahl aus dem reichhaltigen Text des durch photographische Aufnahmen von Dr. F. Stoedtner angenehm unterbrochen wird. Wir wünschen auch diesem Kalender die weiteste Verbreitung.

— d —

Groß-Berliner Kalender. Illustriertes Jahrbuch 1915. Herausgegeben von E. Friedel Verlag von Karl Sigismund. Berlin SW. Preis 2,00 M.

Ein Berliner Familienbuch im besten Sinne, nicht nur für Groß Berlins Gemeinde, auch für den weiten Kreis der Heimatfreunde. Allgemach bürgert es sich ein, nun es zum dritten Mal erschienen. Das reichhaltige Inhaltsverzeichnis umfaßt wiederum Namen von Klang, die dem Ruf des Herausgebers willig gefolgt sind und in Liebe zu Berlin und zur Mark sich hier in vorbildlichen Leistungen vereinen. Ein buntes Mosaik von Beiträgen aus allen möglichen Gebieten, Berliner Volkstum, soziales Leben, Kunst und Wissenschaft breitet sich vor uns aus. Wilhelm Thieles Griffel hat ihm darstellenden Ausdruck geliehen und Meister Brendicke für äußere Form gesorgt. Auch dem Ernst der Stunde wird unser Buch gerecht. Die Kriegschronik zeichnet die bisherigen Geschehnisse auf, und in fiammenden Worten wird uns klar, wie Berlin berufen ist, an der Spitze jener gewaltigen Erhebung zu stehen, die in heldischer Kampfreude und opfermütiger Entsagung unser Volk Großem entgegenführen will. In dem Sinne ist unser G.B.K. als Zeitdokument mit von Belang. Um dem Sinnfälligen, dem Bilderschmuck kurze Worte zu leihen, so hat Thiele in der gebotenen Motivfülle reizvolle Auswahl gehalten. Neben dem Geschichtlichen klingen traut und stimmungsvoll

an Bilder, wie Märchenbrunnen, Spittelmarkt und — Totenfest. Gerade letzteres Motiv entspricht so recht unserem Empfinden; denn es lenkt unsere Gedanken hin zu den treuen Toten, die für des Vaterlandes Größe gefallen. Von Einzelheiten darf ich weiter nichts hervorheben, dazu möchte es an Raum gebrechen; ebenso versage ich mir hier wohlfeile Wünsche zu äußern. Es bedarf ja auch keines Vorbehaltes für unseres Kalenders Würdigung. Und darin werden mit mir eines Sinnes sein alle, die einen Vorzug bei aller Betonung seines wissenschaftlichen Hintergrundes in seiner echt altertümlichen Gestaltung erblicken.

Chr. V.

„Aus der Heimat“, herausgegeben von Rudolf Schmidt in Eberswalde. Nr. 145 vom 15. 12. 1913 enthält u. a. eine Abhandlung über „Märkische Apotheken“ von R. Schmidt, Geschichtliches über Oderberg, einen Bericht über R. Schmidts Brandenburgia-Vortrag „Von Märkischen Mühlen und Müllern“, eine historische Erzählung „Aus den letzten Tagen von Chorin“ (M. Collin), Mitteilungen über die ersten 10 Oberpfarrer von St. Marie-Magdalenen in Eberswalde (R. Schmidt) und kleinere Notizen, z. B. über Prenzlauer Brandbriefe aus dem Jahre 1616, sowie zwei uckermärkische Wiegenlieder.

O. Monke.

Fragekasten.

R. S. Über die Kirche zu Riedebeck ist uns folgende Literatur bekannt: Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Seite 638; Brandenburgia, Monatsblatt der Ges. für Heimatkunde, V. 205 und 226, VIII. 370, XIV. 142, XX. 39; Frankfurter Oderzeitung, 1905, Nr. 235 vom 6. 10. 05 (Märkische Blätter); Luckauer Kreisblatt 1905, Nr. 119 vom 10. 10. 05, Seite 2; Monatsblätter für den Touristenklub der Provinz Brandenburg 1900, Seite 118, 1913 Seite 126; Heimatkalender für den Kreis Luckau 1912 Seite 77; Jahrbücher der Preußischen Kunstsammlungen XV. Bd. 1894, S. 266/67 ein Aufsatz von G. Voß; Luckauer Kreiszeitung Nr. 171 vom 24. 7. 13, Seite 2.

Vereinsnachrichten.

Unser I. Schriftwart Herr Professor Dr. Zache ist, wie den meisten unserer Mitglieder und Leser bekannt, als Hauptmann d. L. nach Lüttich zum militärischen Eisenbahndienst einberufen und alsdann in einem Gefecht an der holländischen Grenze leider zweimal am Bein verwundet worden. In dem Englischen Krankenhause zu Antwerpen anfänglich wohl gepflegt, hält er sich gegenwärtig zur vollständigen Heilung in Wiesbaden auf. Wir wünschen unserm hochverdienten Vorstandsmitgliede eine baldige völlige Genesung. In Vertretung hat Herr Dr. Kiekebusch, II. Schriftwart, die Redaktionsgeschäfte übernommen.

Für den Vorstand: E. Friedel.

Für die Redaktion: i. V. Dr. A. Kiekebusch, Berlin, Märkisches Museum. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

Ein märkischer Groschenfund aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

Von Emil Bahrfeldt.

Bei Ackerarbeiten auf seinem Besitztum in Beenz bei Lychen fand der Landwirt August Köhn am 4. Juli 1913 einen Topf mit alten Münzen, die er dem Märkischen Museum in Berlin einlieferte. Der Topf war in Trümmer gegangen und diese waren verzettelt worden, so daß die Form des Gefäßes sich nicht mehr feststellen ließ. Der Inhalt zeigte sich als ein großer Haufe völlig mit Grünspan überzogener Stücke in Größe vom Taler bis herunter zum Pfennig und im vorliegenden Zustande fast durchweg im Gepräge nicht mehr erkennbar. Das Gewicht betrug 7 Pfd. 160 g.

Nach vorgenommener Reinigung ergab sich eine Zusammensetzung, die sich in der Hauptsache auf Gepräge der Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Lübeck und Hamburg erstreckte, daneben aber mehr oder weniger starke Beimengung von Münzen niedersächsischer Herkunft und wie üblich vereinzelter versprengter Stücke, bis aus den Ostseeprovinzen, sehen ließ.

Der Fund gibt ein Bild von dem Geldumlaufe in dem nördlichsten Zipfel der Mark, dicht an der Grenze Mecklenburgs und unweit Pommerns im 4. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Die Oertlichkeit erklärt das starke Vorhandensein von Münzen auch der beiden letztgenannten Staaten, und deren Beziehungen zu den Hansestädten Lübeck und Hamburg die reichliche Beisteuer dieser zu dem Inhalte. Die Münzen beginnen etwa 1450, die jüngste ist von 1543 und bezeichnet damit die Vergrabungszeit des Fundes. Ein erheblicher Teil davon war lediglich Schmelzgut.

Im einzelnen ist über den Inhalt Folgendes festzustellen:

Kurfürstentum Brandenburg.

Friedrich 2., 1440—1470.

Münzstätte Prenzlau.

Vierchen in drei verschiedenen Typen: Brandenburgischer Adler und Zollernschild; Adler und Helm; Adlerschild und Helm. Bahrfeldt*)
No. 23, 24, 26 14 Stück.

*) Emil Bahrfeldt. Das Münzwesen der Mark Brandenburg. Bd. II, von 1415—1460.

Münzstätte Königsberg N/M.

Vierchen mit Adlerkopf und Greif. Bahrfeldt 27 . . . 1 Stück.

Vierchen sind ursprünglich eine pommersche Münzsorte (vergl. bei den pommerschen Städtemünzen). Die märkischen sind ihr aus Rücksichten des Verkehrs nachgeprägt worden und kommen nur in den Münzstätten an der pommerschen Grenze vor. Die Prenzlauer sind von Henning Huselitze geschlagen worden, der dort schon vor 1447 kurfürstlicher Münzmeister war. Es gibt mehrere Typen in vielen Varianten. Anders in Königsberg, wo seit 1468 Münzmeister Michael Hemelporte angestellt war, dessen Vierchen aber selten sind, lange verkannt waren und erst von mir ihren richtigen Platz in Königsberg zugewiesen erhalten haben (Bahrfeldt a. a. O. S. 40/42).

Münzstätte Rathenow.

Groschen Hs. Schild mit dem brandenburgischen Adler. Rs. Kreuz, in den Winkeln vier Wappenschilder (1 und 4 Zollern schwarzweiß, 2 und 3 Nürnberger Löwe). Bahrfeldt 38. 1 Stück.

Die Groschenprägung in der Mark begann im Jahre 1459 oder 1460 in Brandenburg und Havelberg, erst 1466 folgten die Rathenower von demselben Michael Hemelporte, der soeben für Königsberg genannt wurde. Friedrichs Groschen wurden zu 92 aus der 6lötigen kölnischen Gewichtsmark gestückelt, 1 Groschen rechnete gleich 8 Pfennigen.

Albrecht Achilles, 1470—1486.

Münzstätte Brandenburg.

Groschen. Hs. Adlerschild. Rs. Vierfeldiges Wappenschild. Bahrfeldt 41 1 Stück.

Numismatisch ist wenig über diesen Kurfürsten bekannt. Seine Groschen scheinen geringwertiger angeordnet worden zu sein als bisher. Übrigens sind sie selten und kommen meist nur in geringer Erhaltung vor.

Johann Cicero, 1486—1499.

Groschen. Hs. Adler. Rs. Kreuz mit 4 Wappenschildern in den Winkeln. Bahrfeldt 43, 46 48, 51 13 Stück

Halbgroschen. Hs. Adler. Rs. Kreuz mit Szepterschild belegt. Bahrfeldt 64, 67 7 Stück

Die Münzstätte, aus der die Groschen und Halbgroschen dieses Kurfürsten hervorgegangen sind, ist nicht sicher nachweisbar. Geprägt wurde in Angermünde unter Münzmeister Heinrich Koch und Matheus Rotzke, sowie in Frankfurt von ersterem.

Die Halbgroschen oder Gröschlein werden nur spärlich in den Funden angetroffen; sie treten unter Johann Cicero zuerst auf. Urkundlich ist über sie nichts bekannt und in der alten Literatur findet sich nur eine Stelle, die über sie berichtet, nämlich bei dem märkischen

Geschichtsschreiber Peter Haftt*), der 1599 schrieb. Er berichtet, daß der Kurfürst in Pankow bei Berlin ein schönes Haus in Holzwerk mit zwei Erkern erbaut habe. Er habe

auch halbe merkische groschlein münzen lassen, welche man die panckowischen groschlein genent hat und für wenig jahren noch sind ganggebe gewesen, sind aber wegen ihres guten schrodts und korns von granulirern aus dem mittel gethan, daß man selten eins zu sichte bekommt.

Diese Nachricht, die die späteren Schriftsteller von Haftt entlehnt haben, erscheint mir kein sicherer Bürge für eine Münzstätte in Pankow zu sein, da doch in der nahen Residenz Berlin, wo früher geprägt worden ist, bessere Gelegenheit dazu vorhanden war. Immerhin soll nicht verschwiegen werden, daß die vor reichlich zwanzig Jahren in der Breiten Straße zu Pankow abgebrochene alte Apotheke im Volksmunde „die Münze“ genannt wurde. Aufklärung wird kaum zu erhoffen sein.

Joachim 1. und Albrecht, 1499—1513.

Joachim 1., 1499—1535.

Eine überaus fruchtbare Tätigkeit in der Münzprägung setzte unter diesen Kurfürsten, die bis 1513 gemeinsam regierten, ein. Sie verminderte sich auch nicht unter der alleinigen Regierung Joachims. Die bisherigen Münzstätten Havelberg, Rathenow, Königsberg gingen ein, dafür wurden neue aufgetan, und es bestanden danach solche in Angermünde, Berlin, Brandenburg, Crossen, Frankfurt, Salzwedel, Stendal.

Auch die Münzsorten wurden vermehrt, die ersten groben Münzen geschlagen — die Guldengroschen oder Taler —, auch das erste Gold gemünzt. Die urkundlichen Nachrichten über das Münzwesen mehren sich und die Verordnungen geben genügenden Anhalt, um einen ziemlich abgeklärten Überblick über die Münz- und Geldverhältnisse des Landes zu erlangen.

Am stärksten verlief der Groschenschlag, und so war denn auch diese Sorte reichlich in unserm Funde vertreten. Ihr Typus war durchweg für die Münzstätten der Mark gleich: Hs. der brandenburgische Adler freischwebend, seit 1522 in einem Schilde, Rs. Kreuz (Balkenkreuz oder Lilienkreuz) mit einem Schilde in jedem Winkel. Sie tragen Namen und Titel Joachims oder Joachims und Albrechts, sowie meist die Angabe der Münzstätte. Letzteres ist üblich in der Form *moneta nova Berlinensis, Frankfurtensis* usw. Dadurch werden die Groschen aber nicht zu städtischen Prägungen gestempelt, wie man bisweilen

*) Petrus Haftitius, *Microcronicon Marchicum*; in Riedel, *Codex Diplomat. Brandenburg. D. I* 75.

angegeben findet. Ein kleiner Teil Groschen aus den Jahren 1498—1506 hat keine Münzstättenangabe und über ihre Herkunft kann man deshalb nicht mit Sicherheit urteilen.

Auch auf die Form der Ziffern in den Jahreszahlen sei aufmerksam gemacht. Öfter wird 4 durch \mathfrak{z} , 5 durch $\mathfrak{7}$, 7 durch \wedge bezeichnet, was manchmal zu Irrungen Anlaß gegeben hat.

Der Fund lieferte Groschen aus **unbestimmter Münzstätte**.

Joachim und Albrecht von 1500, 1501, 1502, 1504 26 Stück.
Joachim 1. allein von 1500, 1501, 1503, 1504, 1506 17 Stück.

Man mag hier den Jahrgang 1505 vermissen, der in den Münzbüchern bisweilen angegeben ist. Letzteres zu Unrecht. Ich bin all diesen Notizen von 1505 nachgegangen und habe die Stücke untersucht, die sich jedesmal mit unbedingter Sicherheit als nicht mit dieser Jahrzahl versehen herausgestellt, sondern als mit 150 \lrcorner (verkehrter z) oder 1503 geprägt erwiesen haben. Noch zuletzt im Katalog Killisch von Horn 1904 wurde bei No. 104 die Jahrzahl 1505 als unanfechtbar deutlich in Anspruch genommen, und doch mußte ich sie nach vorgenommener Prüfung des Originals als unanfechtbar 1503 mit oben mangelhaft ausgeprägtem Kopfe der letzten Ziffer feststellen. Unter den vielen tausenden von brandenburgischen Groschen, die mir im Verlaufe von 45 Jahren durch die Hände gegangen sind, habe ich kein Stück, aus welcher Prägestätte es auch gekommen sei, mit 1505 gefunden, und ich muß danach aufrecht erhalten, daß aus diesem Jahre datierte Münzen nicht vorhanden sind.

Münzstätte Angermünde.

Joachim 1. ohne Jahrzahl 1 Stück.

Groschen mit der Beschriftung Angermünde kommen sehr selten vor. Sie führen keine Jahrzahl, sind aber bald nach 1502 entstanden und Arbeiten der in diesem Jahre angestellten Münzmeister Jakob und Melchior Brasche, Vater und Sohn.

Münzstätte Berlin.

Hier begann der Groschenschlag mit den Stücken ohne Jahrzahl vor 1507. Von da ab sind sie datiert, reichen aber nur bis 1518. Ein Landtagsbeschluß endete den Betrieb, auch wurde der Münzmeister Andreas Boldecke wegen Münzvergehens im gleichen Jahre gefangen gesetzt und mußte, 1519 entlassen, Urfehde schwören.

Joachim und Albrecht. Ohne Jahrzahl, 1507—1513 70 Stück.
Joachim 1. 1514—1518 43 Stück.

Münzstätte Brandenburg.

Ihr stand Hermann Meyse seit 1511 vor. Sein Vorgänger ist nicht bekannt.

Joachim 1. und Albrecht. 1512, 1514 2 Stück.
Joachim 1. 1514, 1516 2 Stück.

Der Gemeinschaftsgroschen der beiden Brüder von 1514 ist besonders bemerkenswert, er bildet eine neue Erscheinung: Bd. II meines Brandenburgischen Münzwesens enthält ihn noch nicht.

Münzstätte Frankfurt.

Die Prägung begann 1499 und stand bis 1502 unter dem bei Johann Cicero genannten Heinrich Koch und dessen Nachfolger Moriz Kreusel, der vorher in Garz als Münzmeister Herzog Boleslaus' 10. von Pommern geprägt hatte. Auf ihn sollte in Frankfurt Jakob Brasch (vgl. Angermünde sowie weiterhin Stendal und Parchim) folgen, der aber wegen der unter Beihilfe des Kanzleiangestellten Valentin Wins vorgenommenen Fälschung seines Kontraktes als Münzmeister nicht angestellt wurde. Das Amt übernahm statt seiner Dietrich von Ostrum, den späterhin Moriz Kuneke und dessen Sohn Martin ablösten.

In Frankfurt ist stark geprägt worden, das drückt sich auch durch den Inhalt unseres Fundes aus, in welchem fast alle Jahrgänge durch Groschen vertreten sind.

Joachim und Albrecht, o. J., 1499, 1500, 1501—1513 . . . 49 Stück.
Joachim 1., 1510, 1514—1528, 1532 74 Stück.

Bei den Groschen von 1500 sei darauf hingewiesen, daß sie die Jahresangabe nicht in Ziffern tragen, sondern die eigentümliche Bezeichnung M V C haben; das heißt M (eintausend) V (fünf) C (hundert) = 1500.

Von den im Verhältnis zu den Groschenreihen höchst seltenen

Halben Groschen: Hs. Adler, ohne Scepter auf der Brust.
 Rs. Langes Kreuz, belegt mit Scepterschild. Var. zu Bahrfeldt 278c 1 Stück

fand sich ebenfalls ein Stück vor.

Die altmärkische Münzstätte Stendal hat gleicherweise erheblichen Anteil an dem Funde durch ihre Groschen.

Joachim und Albrecht, 1509—1513, 1516 10 Stück.
Joachim 1., 1514—1517, 1522, 1524, 1529—1535, o. J. . . . 78 Stück.

Auch hier tritt ein

halber Groschen Joachims auf von gleichem Typus wie der unter Frankfurt verzeichnete. Var. zu Bahrfeldt 271 . 1 Stück.

Die Groschenprägung in Stendal setzte auf Grund einer Verordnung von 1508 im Jahre 1509 ein und dauerte bis 1535. Münzmeister waren Jakob Brasch 1502/3, Simon Preger 1508, die beide Pfennige schlugen, Georg Füge 1509—1525, Martin Füge 1528/29, Hans Tornow d. ä. 1531—1535.

Über Schrot und Korn der märkischen Groschen im allgemeinen sei bemerkt, daß die Verordnungen darüber auf 100 Stück aus der

5 Lot 9 Grän haltenden, später auf 5 Lot $4\frac{1}{2}$ Grän herabgesetzten cölnischen Mark lauteten, während meine Untersuchungen, denen ein Material von etwa 1000 Stück Groschen zu Grunde liegt, in Wirklichkeit i. D. 108 Stück aus der 5 Lot 4 Grän haltenden Mark ausweisen. Die Verordnungen sind also nicht befolgt worden, — die übliche Erscheinung im früheren Münzbetriebe überall.

Joachim 2., 1535—1571.

Unter diesem Kurfürsten wurden die märkischen Münzstätten auf Berlin und Stendal beschränkt, vorübergehend auch einmal wieder in Frankfurt der Hammer in Tätigkeit gesetzt. Für unsern Fund kommen nur die ersten beiden in Betracht, deren Groschen auf der Hs. ein Adlerschild und auf der Rs. ein vierfeldiges Wappenschild tragen.

Münzstätte Berlin.

Groschen von 1538, 1540, 1541. Bahrfeldt 326, 327, 331, 332. 28 Stück.

Münzstätte Stendal.

Groschen von 1539. Bahrfeldt 334, 335 5 Stück.

In Berlin war es Münzmeister Paul Mühlrad und in Stendal Hans Thornow, die 1538 vom Kurfürsten mit der Münzprägung beauftragt wurden: 111 Stück aus der 5lötigen Mark, also eine Verschlechterung gegen früher.

Herzogtum Pommern.

Bogislaus 10., 1474—1523.

Schillinge. Hs. Der pommersche Greif nach links. Rs. Langes Kreuz belegt mit dem rügischen Schilde.

Vorhanden waren solche aus der

Münzstätte Garz

o. J., 1489, 1492 18 Stück.

Münzstätte Damm

o. J., 1492, 1493—1497, 1499 33 Stück.

Münzstätte Stettin

1499, 1500—1509, 1511—1516, 1518—1520 und 1522 96 Stück.

Halbe Schillinge oder Witten. Hs. der pommersche Greif nach links. Rs. Langes Kreuz, belegt mit einem Schilde, darin b (Bogislaus).

Münzstätte Stettin.

Nur in ihr sind solche Witten geprägt worden, in den andern Münzstätten überhaupt nicht. Im Funde waren solche vorhanden von 1500—1502, 1504—1506, 1510—1512, 1515—1517, 1520—1522. 93 Stück.

Georg 1. und Barnim 2., 1523—1531.

Münzstätte Stettin.

Witten 1524. Hs. Greif nach links. Rs. Langes Kreuz, belegt mit dem Gützkowschen Schilde 2 Stück.

Die pommerschen Herzoge haben in dieser Zeit an kleinen Münzen nur Schillinge und Witten geprägt. Es rechnete 1 Gulden = 48 Schilling, 1 Schilling = 12 Pfg., 1 Witten = 6 Pfg. Die Schillinge hielten $6\frac{1}{2}$ Lot fein, die Witten waren 5lötig. Von Münzbeamten sind bekannt geworden Münzmeister Moriz Kreusel, spätestens seit 1488; es ist dies derselbe Beamte, den ich vorher als Münzmeister Joachims 1. in Frankfurt erwähnt habe, wohin er vor 1502 von Garz übersiedelte.

In Damm bestellte Bogislaus 1492 den Hans Kölpin als Münzmeister und in Stettin nahm er im Jahre 1500 Johann Hund und Hermann Meyse in gleichem Amte an, denen 1511 Benedikt Schröder folgte. Beamtet waren auch noch Tewes Czander und Bartholomäus Schun als „verdwerer und vorweser der munte to Stettin“. Wie Kreusel so trat auch Hermann Meyse in brandenburgische Dienste, — er wurde seit 1511 in der Münzstätte Brandenburg beschäftigt (vergl. vorher).

Pommersche Städte.

In Pommern haben die Städte eine wesentlich bedeutendere Rolle gespielt als z. B. in der Mark. Eine erhebliche Anzahl von ihnen besaß das Münzrecht und übte es von Alters her aus, z. T. seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. Die hauptsächlichste Tätigkeit in Bezug auf den Betrieb ihrer Münzstätten entfalteten sie jedoch im 14. und 15. Jahrhundert.

Im Funde von Beenz sind sie zahlreich vertreten:

Greifswald.

Sechsling. Hs. Greif nach links. Rs. Langes Kreuz mit Balkenschild belegt 6 Stück.

Die pommerschen Sechslinge (Sechspfenniger), in den Urkunden „große Pfennige“ genannt, rühren aus etwa dem Ende des 14. Jahrhunderts her, und sind die Vorläufer der Vierchen.

Garz.

Vierchen. Hs. Rautenblatt, teils frei im Felde, teils im Schilde. Rs. Greif nach links. Viele Varianten 26 Stück.

Golnow.

Vierchen. Hs. Zwei Halbmonde, begleitet von vier Sternen. Rs. Greif nach links 8 Stück.

Pyritz.

Vierchen. Hs. Schild mit Rose darin. Rs. Greif nach links. 23 Stück

Stargard.

Vierchen. Hs. Kreuz mit Stern in jedem Winkel. Rs. Greif nach links 29 Stück.

Stettin.

Witten. Hs. Kreuz, belegt mit einem Schilde, darin ein Greifenkopf. Rs. Greif nach links 1 Stück.

Die Rs. hat den Spruch: *In nomine domini amen.*

Vierchen. Hs. Greifenkopf nach links. Rs. Greif nach links. Viele Varianten 82 Stück.

Die Vierchen (Quadrini) treten als speziell pommersche Münze um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf. Nur in den fünf vorgenannten Städten wurden sie geprägt. Mit den vorübergehend einmal vom Deutschen Orden in Preußen geschlagenen Vierchen, die der vierte Teil eines Halbschoters waren, haben die pommerschen, die vier Pfennige galten, nichts zu tun. Daß in den brandenburgischen Grenzstädten Prenzlau und Königsberg die Vierchen nachgeprägt wurden, ist schon vorher bemerkt worden.

Stralsund.

Schillinge. Hs. Strahl. Rs. Kreuz, mit dem Spruch *Deus in nomine tuo.* 1504—1509, 1512, 1515, 1534, 1538. Viele Verschiedenheiten 82 Stück.

Halbe Schillinge. Wie die Schillinge o. J., 1501, 1505—1509, 1511—1513, 1515 116 Stück.

Stralsund ist diejenige pommersche Stadt die am längsten gemünzt hat, — noch bis 1763. Den übrigen Städten wurde in dem Rostocker Rezess von 1504 von Herzog Bogislaus 10. das Münzrecht entzogen, Stralsund aber verpflichtet nach des Herzogs Schrot und Korn zu münzen, damit jedoch innezuhalten, sobald er nicht prägen würde.

Herzogtum Mecklenburg.

Magnus und Balthasar, 1477—1523.

Münzstätte Güstrow.

Doppelschilling o. J. Hs. Kreuz mit Stierkopfschild belegt. Rs. Drei Schilder, inmitten ein Arm 11 Stück.

Schilling o. J. Hs. Kreuz mit Stierkopfschild belegt. Rs. Wappenschild 2 Stück.

Sechsling o. J. Hs. Kreuz mit Stierkopfschild belegt. Rs. Stierkopfschild, darüber B. 5 Stück.

Desgleichen. Wie vorher, aber ohne B und von feinerem Schnitt. Scheint inediert 1 Stück.

Dreiling o. J. Hs. Kreuz. Rs. Stierkopfschild 31 Stück.

Münzstätte Parchim.

Schilling o. J. Hs. Kreuz auf Stierkopfschild. Rs. Wappenschild 1 Stück.

Eine Verordnung der Herzoge vom 30. Oktober 1492 an ihren Münzmeister Anton Wellens in Güstrow bestimmt die Ausprägung von

Doppelschillingen und Schillingen aus 8lötigem Silber und zu 54 beziehentlich 108 Stück aus der Mark, die Sechslinge und Dreilinge nur 5 $\frac{1}{4}$ lötig und zu 125 bzw. 221 aus der Mark. 1495 war Jakob Brasch Münzmeister in Parchim und 1497 in Güstrow; er macht sich auf den Münzen — vgl. vorstehend den ersten Sechsling — durch ein B bemerkbar. Ihm wurde eine ähnliche Münzordnung vorgeschrieben wie seinem Vorgänger.

Heinrich 5., 1520—1552.

Münzstätte Grevesmühlen.

Doppelschilling 1525. Hs. Kopf des Herzogs nach links zwischen 15=25. Rs. Wappenschild 4 Stück.
 Sechsling 1537. Hs. Kreuz mit Stierkopfschild, oben 3=7. Rs. Stierkopf 1 Stück.
 Sechsling 1538. Hs. Kreuz, in den Winkeln G=W=B=E. Rs. Stierkopf, darüber H H, daneben 3=8 6 Stück.
 Aufzulösen sind G W B E in *Gottes Wort Bleibt Ewig*, und das H H heißt *Herzog Heinrich*.

Dieser Herzog hat nur in Grevesmühlen münzen lassen. Dazu bestellte er als Münzmeister 1525 den Dionysius Blecker, aber schon am 10. März des folgenden Jahres den Dietrich Becker. Dessen Nachfolger sind 1537 Moriz Schacht, 1538 Michael Eckhof und 1549 Joachim Dalemann.

Albrecht 7., 1520—1547.

Münzstätte Güstrow.

Doppelschilling 1527. Hs. Brustbild nach links. Rs. Scepterkreuz, in der Mitte und in den vier Winkeln je ein Schild, oben 15=Z7 2 Stück.

Die Umschrift der Hs. ist durch die Buchstaben H=G=G=B unterbrochen, die aufgelöst des Herzogs Spruch *Help Gott Glück Berot* bezeichnen, der auch ausgeschrieben auf seinen Münzen vorkommt.

Schilling 1528, 1529. Hs. Stierkopfschild, darüber die Jahrzahl. Rs. Wie beim Doppelschilling, aber ohne das Mittelschild . . . 5 Stück.
 Sechsling. o. J. Hs. Kreuz mit Stierkopfschild. Rs. Stierkopfschild 2 Stück.
 Dreiling 1528. Hs. Stierkopf. Rs. Arm mit Ring . . . 16 Stück.

Münzstätte Wittenburg.

Sechsling 1537. Hs. Blätterkreuz mit Stierkopfschild, oben 3=7. Rs. Stierkopf 5 Stück.
 Dreiling o. J. Hs. Stierkopf. Rs. Arm mit Ring. Scheint inediert zu sein 1 Stück.
 Dreiling o. J. Wie vorher, aber ohne Ortsbezeichnung. 1 Stück.

Die beiden Münzstätten Herzog Albrechts wurden schon vor 1528 von dem bereits erwähnten Moriz Schacht besorgt. 1540 war Hans

Lützow Münzmeister in Wittenburg, doch ging der Betrieb dort bald ein. Die sonstigen Münzstätten Albrechts in Ribnitz und Gadebusch waren nach der Zeit, die unser Fund umfaßt, in Betrieb.

Stadt Rostock.

In Rostock prägten die mecklenburgischen Herzoge, von denen die Münzgerechtigkeit im 14. Jahrhundert auf die Stadt übergang, die sie bis zum Jahre 1864 wahrgenommen hat, zuletzt allerdings nur durch Herstellung von kupfernen Dreilingen.

Der Beenzer Fund enthielt

Schillinge. Hs. Greif nach links. Rs. Kreuz, belegt mit einem
 † (Rostock) 217 Stück.

Dreilinge von demselben Typus wie die Schillinge 23 Stück.

Beide Sorten tragen keine Jahrzahlen und führen durchweg den Spruch: *Sit nomen domini benedictus*. Sie unterscheiden sich im einzelnen von einander durch die Beizeichen, die sie neben dem † tragen und nach denen man diejenigen Schillinge mit einem kleinen Hund mit Sicherheit als Erzeugnisse des früheren Stettiner Münzmeisters Johann Hund ansehen kann, der von 1512—1526 im Amte war, während man mit einiger Wahrscheinlichkeit die Stücke mit dem Beizeichen Stern dem Münzmeister Dietrich Becker, 1534—1540, und die mit einem Dreiblatt dem Hans Tengel, 1540—1548, wird zuschreiben können.

Stadt Wismar.

Auch diese mecklenburgische Stadt besaß das Münzrecht von Alters her und hat fleißig davon Gebrauch gemacht bis zum Jahre 1854.

Doppelschillinge 1523, 1530, 1532. Hs. Kreuz mit dem Stadtschilder belegt. Rs. Der heilige Laurentius stehend, in der Rechten einen Palmzweig, in der Linken einen Rost haltend 84 Stück.

Den letzten Jahrgang, von dem nur ein Exemplar im Funde enthalten war, kannte man bisher noch nicht.

Sechslinge 1537, 1538. Hs. Schild mit dem Stadtwappen. Rs. Kreuz mit dem Flaggenwappen belegt 7 Stück.

Für die Zeit des Fundes kommen in Betracht Münzmeister Dionysius Blecker (vgl. bei Grevesmühlen) seit 1522, dem aufgegeben wurde in Übereinstimmung mit Lübeck, Hamburg und Lüneburg zu münzen. Dietrich Becker (vgl. bei Grevesmühlen) seit 1532 und der erstere abermals 1536—1539 († 1543).

Die genannten vier Städte prägten die Doppelschillinge zu $7\frac{3}{4}$ Lot fein mit i. D. 57 Stück auf die Mark. Wegen der Sechslinge kam 1537 eine Vereinigung zustande auf 5 Lot 16 Grän und 184 Stück aus der Mark. Beschränkt wurde deren Ausprägung für jede Stadt auf 800 Mark jährlich.

Stadt Lübeck.

Das Privileg Kaiser Friedrichs 2. vom Jahre 1226 verlieh der Stadt das Münzrecht. Zahlreich und verschiedenartig sind die Prägeerzeugnisse, die sie daraufhin bis 1801 hat ausgehen lassen. Unser Fund ist damit bedacht besonders durch

Doppelschillinge von 1522. Hs. Der heilige Johannes stehend, mit Lamm auf dem linken Arme. Zu seinen Füßen das Stadtschild. Rs. Lilienkreuz, belegt mit dem Doppeladlerschilde 104 Stück.

Die Prägung der Doppelschillinge in Lübeck setzt, nach einem einzelnen Vorläufer von 1502, erst mit 1522 ein. Kein Jahrgang ist in so mannigfachen Verschiedenheiten vertreten wie dieser. Er wird von Hans Frölecke ausgegeben sein, der von 1514—1528 als Münzmeister dort amtierte. Der Spruch auf den Stücken ist *Crux fugat omne malum*.

Sechsling 1537. Hs. Kreuz mit Stadtschild belegt, in den Winkeln je ein Ringel. Rs. Schild mit Doppeladler 6 Stück.

Als Münzzeichen findet sich auf diesem Sechsling ein Blatt, das dem Jürgen Bockholt eignet, der von 1530—1544 im Münzmeisteramte war.

Stadt Hamburg.

Doppelschillinge 1524. Hs. Kreuz, belegt mit einem Schilde, darin das Stadtwappen. Rs. Die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde auf dem Arme. Unten Schild mit dem Nesselblatte 107 Stück.

Die Stücke, die den Spruch *Conserva nos domina* führen, sind in überaus zahlreichen Stempelverschiedenheiten aus dem Funde gekommen, der nur diese eine Sorte Hamburger Geldes geführt hat. Sie sind sicher nicht sämtlich in dem Jahre 1524, das sie im Gepräge angeben, geschlagen worden, sondern längere Zeit hindurch ohne Veränderung der Jahrzahl, die hier hauptsächlich das Jahr der Einführung dieser neuen Doppelschillinge bezeichnen soll. Wie schon weiter vor angedeutet, wurde diese Sorte in Hamburg in Übereinstimmung mit den Doppelschillingen von Lübeck (seit 1522), Wismar (seit 1523), Lüneburg (erst seit 1530) zu 7 Lot $2\frac{1}{2}$ Quentchen fein ausgebracht und die Mark zu 56 Stück ausgeschrotet. Es trat indessen schon nach wenigen Jahren eine Verringerung des Wertes der Doppelschillinge ein.

Die Münze in Hamburg befand sich übrigens im Mittelalter in den Händen der Erzbischöfe und dann der Grafen von Holstein. Die Stadt hatte schon frühzeitig (1189) Einfluß auf die Münze gewonnen, erpachtete sie 1293 von den Grafen und erwarb sie als Eigentum durch Kauf im Jahre 1325. —

Hiermit sind die Länder und Städte, die durch zahlreiche Stücke zum Fundinhalte beigetragen haben, erschöpft. Es folgen nun diejenigen mit verminderter Zahl und Einzelstücken.

Herzogtum Holstein.*Friedrich 1., 1490—1533.*

Doppelschilling 1524, 1526, 1527. Hs. Hüftbild des Herzogs, mit der Rechten das Schwert schulternd, die Linke in die Seite gestemmt. Unten Nesselblattschildchen. Rs. Schild mit den schleswigschen Löwen, darüber die Jahrzahl 4 Stück.

Christian, 1533—1559.

Doppelschilling 1534, 1537. Darstellung sehr ähnlich der bei Herzog Friedrich 5 Stück.

Sechsling 1534. Vierpaß auf Kreuz, darin das Nesselblatt; außen Dreiblattverzierungen. Rs. Schild mit den schleswigschen Löwen. 1 Stück.

Diese Münzen werden in Flensburg geprägt sein, da Herzog Friedrich nach dort im Jahre 1522 seine Münze, die bis dahin in Husum bestanden hatte, verlegte. Der Jahrgang 1524 war bisher noch nicht bekannt; er fehlt selbst in dem großen Werke von Christian Lange über die schleswig-holsteinischen Münzen und Medaillen.

Braunschweig-Wolfenbüttel.*Heinrich d. ältere, 1495—1514.***Münzstätte Helmstedt.**

Mariengroschen o. J. Hs. Glattes Kreuz mit einem Schild in jedem Winkel. Rs. Maria mit dem Jesuskinde 1 Stück.

Am 16. Juni 1510 wurde Bertold Lücke, Bürger aus Braunschweig, zum Münzmeister in Helmstedt bestellt. In seiner Instruktion heißt es:

Itam so mach he slaen laten eynen Großen, shall gelden eynen Markeshen Großen gelick, hundert veir Stucke up de Mark unnd de Mark shall holden viif Loth weniger twe Grän, und de Großen shullen hebben ein Marienbild up der eynen Syden und up der andern Syden eyn Cruce myt den veir Wapen.

Dieser Verordnung entspricht der vorliegende Groschen, wobei es bemerkenswert ist, daß er den märkischen Groschen gleichgesetzt wird, denen er auch im Bilde der Hs. gleicht. Das Stück ist nicht häufig, — ein Unikum aber ist ein Groschen gleicher Darstellung mit einem Blumenkreuze anstatt des glatten Kreuzes (Sammlung E. Bahrfeldt).

Stadt Braunschweig.

Annengroschen 1536, 1537. Hs. Schild mit dem braunschweigischen Löwen. Rs. Die heilige Anna 3 Stück.

Stadt Lüneburg.

Dreiling 1502. Hs. Drei Türme, im Torbogen Löwenschild. Rs. Kreuz 1 Stück.

Doppelschilling 1530. Hs. Kreuz, belegt mit dem Lüneburger Stadtschild. Rs. Der heilige Johannes mit dem Lamm auf dem linken Arme. Mehrere Verschiedenheiten 11 Stück.

Stadt Hildesheim.

Doppelschilling o. J. Hs. Blumenkreuz mit dem Stadtschild
belegt. Rs. Maria mit dem Jesuskinde 1 Stück.

Ein außerordentlich seltenes Stück, nur vier Exemplare sind nachweisbar. Im Gewicht eines halben Talers kommt der Typus bei Cappe, Hildesheim Nr. 447 vor. Im Auktionskatalog der Sammlung von Lehmann (bei H. S. Rosenberg, Hannover 1909) wird das Exemplar in gleicher Schwere wie hier vorliegend als Vierteltaler bezeichnet. Es ist indessen stark zu bezweifeln, daß ein solch Nominal beabsichtigt gewesen ist. Näher liegt, das Stück als Doppelschilling anzusehen wie die Lübecker, Hamburger, Mecklenburger, Lüneburger usw., mit denen es im Gewicht übereinstimmt und unter denen es, wie der Fund zeigt, kursiert hat.

Stadt Goslar.

Mathiasgroschen o. J. Hs. Adler. Rs. Der heilige Mathias
stehend, mit Beil und Buch 1 Stück.

Es handelt sich um die ältere, wesentlich seltenere Sorte mit alten Buchstabenformen und dem Beil in der rechten Hand, aus dem Ende des vorletzten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts. Sie hießen auch „Sechspenniggroschen“ und „Matthier“, 45 Stück rechneten auf 1 rhein. Gulden.

Grafschaft Mansfeld.

Günther 4., Gebhardt 7., Ernst 2., Albrecht 7. und Hoyer 6., 1486—1526.

Groschen 1511, 1515, 1516, 1517. Hs. Vierfeldiges Wappenschild.
Rs. Der heilige Georg nach links reitend 11 Stück.

Halbgroschen 1511, 1514 2 Stück.

Unter beiden Sorten befinden sich bisher noch nicht bekannt gewordene Stempel.

Hoyer 6., Gebhard 7., Albert 7. und Philipp 2., 1531—1540.

Taler 1531, 1534. Hs. Behelmtes vierfeldiges Wappenschild. Rs.
Der heilige Georg nach links reitend 2 Stück

Beide Stempel sind in den gebräuchlichen Verzeichnissen mansfeldischer Münzen nicht enthalten.

Bistum Halberstadt.

Albrecht, Administrator, 1517—1545.

Taler 1526. Hs. Wappenschild. Rs. Der heil. Stephan stehend . 1 Stück.

Domkapitel.

Körtling 1543. Hs. Behelmtes Wappenschild. Rs. Der Heilige
im Spitzoval 1 Stück.

Dieser Körtling ist die jüngste Münze im Funde.

Kurfürstentum Sachsen.

Johann Friedrich und Herzog Heinrich, 1539—1541.

Münzstätte Freiberg.

Taler 1540. Hs. Des Kurfürsten, Rs. des Herzogs Bildnis, in den
Umschriften je 4 Wappenschilder. Münzmeister Hans Hausmann . 1 Stück.

Römisch-Deutsche Kaiser.*Ferdinand I., 1531—1564.*

Taler o. J. Hs. Brustbild. Rs. Doppeladler 2 Stück.

Königreich Norwegen.*Johann, 1483—1513.*

Korshvid. Hs. Gekröntes h. Rs. Löwe 2 Stück.

Königreich Schweden.*Gustav Wasa, 1523—1560.*

Münzstätte Westeraes.

Halbortug. Hs. Krone. Rs. Der Buchstabe A 1 Stück.

Königreich Polen.*Alexander, 1501—1506.*

Denar für Lithauen. Hs. Polnischer Adler. Rs. Lithauischer Reiter, dahinter A 1 Stück.

Sigismund I., 1507—1548.

Ternar 1527. Hs. Adler. Rs. Schild mit dem jagellonischen Doppelkreuze, daneben S = P 1 Stück.

Deutsche Heermeister.*Berndt von der Borg, 1471—1486.*

Münzstätte Riga.

Artiger. Hs. Familienwappen. Rs. Langes Kreuz . . . 1 Stück.

Unbestimmter Meister.

Münzstätte Reval.

Artiger. Hs. Langes Kreuz. Rs. Schild mit dem Revalschen Kreuze 1 Stück.

Bistum Dorpat.*Andreas, 1471—1472.*

Münzstätte Dorpat.

Artiger. Hs. Familienwappen. Rs. Wappen des Bistums 1 Stück.

Johann 2., Bertkow, 1473—1484.

Artiger. Hs. Familienwappen. Rs. Wappen des Bistums 1 Stück.

*Dietrich 4. von Hake, 1486—1496.*Artiger. Hs. Familienwappen. Rs. Wappen des Bistums 1 Stück.
Ein bisher anscheinend unbekanntes Stück.

Ein Beitrag zur Geschichte Neudamms.

Von Dr. Paul Braun.

Der Zufall spielte mir vor kurzem einen Band alter vergilbter Blätter in Pappe, dessen Rücken und Ecken in Leder gebunden sind, in die Hände, in denen ich bei näherem Zusehen eine Familienchronik erkannte, welche mit dem Jahre 1703 (Bl. 1a) beginnt, — der Anfang ist aber wohl verloren, — und mit dem Jahre 1762 (Bl. 14a vgl. auch Bl. 22) endet. Die Blätter erzählen uns von den Leiden und Freuden einer angesehenen Familie der kleinen neumärkischen Stadt Neudamm, Namens Jahn, deren Glieder Angehörige der Tuchmacherinnung waren, daneben aber auch hohe Stellen im öffentlichen Leben, so im Rate der Stadt, wie auch bei der dortigen Schützengesellschaft bekleideten. Kein Wunder daher, daß wir unter den Familiennachrichten, welche uns über Geburt, Heirat, Tod, ersten Abendmahlsgang der Angehörigen, Einzug in ein neues Haus, Erbschaften etc. Kunde geben, auch Verordnungen, welche die Schützengesellschaft (vgl. Bl. 4a) und das Tuchmachergewerbe (vgl. Bl. 6 u. 7a.) angehen, eingestreut finden, und daß auch wieder auf den letzten Blättern (Bl. 19 ff.) vom Weben und Färben der Stoffe, wie auch den Preisen der Wolle¹⁾ die Rede ist. Auch hier, wie dies ja auch sonst in Familienchroniken der Fall ist, finden wir neben Preisverzeichnissen von Lebensmitteln (Bl. 12b u. Bl. 22a) am Ende Hausmittel, Rezepte gegen allerlei Krankheiten (Bl. 14b f.) aufgezeichnet, an welche sich wieder Angaben über die Herstellung eines Gläschens guten Branntweins, verschiedener Aquaviten und Lebenselixiere anreihen, welche besonders für Freunde eines guten Tropfens von Interesse sein dürften. (Bl. 15b ff.). Weit wichtiger aber ist das, was wir aus diesen Blättern über das Wohl und Wehe Neudamms im 18. Jahrh. erfahren, das im April 1725 mit Pallisaden versehen wurde, die mit den drei Torhäusern dem König auf 3000 Thlr. zu stehen kamen, und im Juni 1742 z. Z. des ersten schlesischen Krieges Garnisonstadt unter Oberstleutnant von Winterfeld wurde. (Bl. 8b. Siehe das. auch die Kosten des Militärs).

Blieb Neudamm im 2ten schles. Krieg, in dem die Einwohner im Aug. 1745 sich mit ihrem Hab und Gut hinter die Mauern der Festung Küstrin geflüchtet hatten, (Bl. 4a) auch von den Schrecken des Krieges verschont²⁾, so anders im 3., dem 7jähr. Krieg, in welchem der 10. Aug. 1758 zu einem dies ater in seiner Geschichte wurde. Hatten die Magistratsbehörden schon am Vormittag gegen 11 Uhr gegen Zahlung von 500 Thlr. an den russischen Kommandeur in Soldin das Einrücken eines russischen

¹⁾ Erwähnung verdient wegen seines Stiles ein sich Bl. 9a findender Wechselbrief, der am 1. Januar 1757 eingelöst worden ist.

²⁾ Bekanntlich suchten schon damals die Gegner Friedrichs des Großen die Kaiserin Elisabeth von Rußland zur Teilnahme am Kriege zu bewegen.

Kommandos von 30 Mann abgewendet, so kamen abends um 6 Uhr noch einmal Russen von Landsberg a. W. aus, welche, nachdem sie die kleine Mühle und das Vorwerk geplündert hatten und mit Branntwein bewirtet worden waren, nach Soldin weiterzogen. (Bl. 10b). Um so auffälliger ist nun, falls die betreffenden Blätter im Laufe der Zeit nicht verloren gegangen sind, das Fehlen jeder näheren Nachricht über die Schlachten bei Kunersdorf 12. Aug. 1759, welche gar nicht erwähnt wird, und Zorndorf 25. Aug. 1758, über welche letztere sich eine in wertlosen Knüttelversen gehaltene Notiz (Bl. 14a) findet.

War in den folgenden Jahren die Lage Friedrichs des Gr. eine bedenkliche und gefährliche (Lager bei Bunzelwitz 1761), so trat ein Umschwung ein, als am 5. Januar 1762 die Kaiserin Elisabeth von Rußland starb und ihr Neffe, Peter III., sein Bewunderer, den russischen Thron bestieg, der sofort Frieden mit ihm schloß.

Diesem Umstande hatten es die Neudammer zu danken, daß sie schon am 25. Mai 1762 ihr Sieges- und Dankfest feiern konnten¹⁾, an dem der Magistrat mit 30, resp. 50 Bouteillen Wein und die Bürgerschaft mit einer Tonne Bier auf Kosten der Stadt bewirtet wurden, welche sie im Laufe des Tages von 10 Uhr morgens bis 2 Uhr nachm. zu Ehren des russischen Kaisers und preußischen Königs leerten. Nachdem der Bürgermeister Tempelmann das Friedensinstrument auf dem Markt öffentlich verlesen, sangen die Schulen, von Pauken und Trompeten begleitet, das Tedeum: Herr Gott dich loben wir, und während die Bürgerschaft drei Salven abgab, hielten durch die drei Tore 8 blasende Postillione mit dem Posthalter ihren Einzug. (Bl. 12a u. 14a). Vierzehn Tage später, Sonntag, 6. Juni 1762 wurde ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten. Als nun an diesem Tage der russische Gesandte Neudamm passierte, wurde ihm von den Bürgern mit drei Salven das Geleit gegeben. (Bl. 14a). Interessant ist nun, daß an der Friedensfeier auch die hier stehenden Russen, die infolge des Thronwechsels aus Feinden zu Freunden geworden waren, teilnahmen und, um ihrer Freude Ausdruck zu geben, immer wieder: alles gut, alles gut, ausriefen. (Bl. 14a.)

Aber auch als Freunde waren die Russen nicht gern gesehen und das darf uns auch nicht wundern, kosteten doch die 100 Kosaken, die damals in Neudamm 18 Wochen standen, täglich 10—11 Thlr. (Bl. 22a). Um so größer war daher die Freude, als sie auf Vorstellen des Rates vier Tage später nach Königsberg abrückten (Bl. 12a).

Wie die Stadt Neudamm, so mußte auch die Familie Jahn dem Kriegsgott ihr Opfer bringen. Nicht nur, daß eine Dorothea Elisabeth Jahn einen Unteroffizier Krüger der Neudammer Garnison geheiratet hatte (Bl. 5a), die am 15. Juli 1756 nach Böhmen ausrückte (Bl. 8b),

¹⁾ Endgiltig beendet wurde der 7jährige Krieg erst durch den Frieden zu Hubertusburg 15. Februar 1763.

auch ein Karl Ludwig Jahn, geb. 5. August 1734, mußte als Grenadier Friedrichs des Großen gegen Maria Theresia und ihre Verbündeten ins Feld ziehen.

Geradezu rührend ist es nun, zu lesen, wie der besorgte Vater, wohl in der Ahnung, daß sein Sohn nicht wiederkehren werde, nichts unversucht läßt, ihn vom Militär frei zu bekommen. Aber alle Schreiben, welche er in dieser Sache erließ, alle Wege, die er deswegen machte, alles Geld, das er dafür aufwendete, war umsonst, auch ein Ersatzmann, ein gedienter Dragoner, half nichts, sein Sohn mußte am 16. Februar 1757 mit den Rekruten des Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt aus Berlin ausrücken und an den Schlachten bei Prag, 6. Mai 1757, und Breslau, wohl Leuthen, 5. Dezember 1757, teilnehmen (Bl. 9b und 10). Blieb er auch von der Kugel des Feindes verschont, so waren die Sorgen des Vaters doch nicht unbegründet, denn sein Sohn starb am 12. März 1760 im Postierungsquartier im Königreich Sachsen und wurde dort von seinen Kameraden, fern den Seinen, ins kühle Grab gebettet (Bl. 3a).

Erwähnt sei noch, daß die Gefangenen vom 5. Dezember 1757: 500 Ober- und Unteroffiziere in Frankfurt a. O. und 1400 Österreicher (Panduren) in der Festung Küstrin untergebracht wurden (Bl. 10b).

Wie von den Schrecken des Krieges, welche Neudamm nicht unberührt ließen, erzählen uns diese Blätter auch von verheerenden Feuersbrünsten, unter denen das Städtchen schwer zu leiden hatte. Ging am Weihnachtsfest, 25. Dezember 1733, 11—12 Uhr nachts ein schweres Gewitter mit starken Wetterleuchten noch gnädig vorüber (Bl. 2b), so zündete der Blitzstrahl am 29. April 1757 nachts 2 Uhr und legte 3 Wohnhäuser, 2 Scheunen und 3 Ställe in Asche (Bl. 9b). Am schrecklichsten aber war die Feuersbrunst vom Pfingstfest, 9. Mai 1761, die 2—3 Uhr morgens bei dem Bäcker, Brauer und Branntweinbrenner Henschel ausbrach und in der kurzen Zeit von 3—4 Stunden ca. 5 Wohnhäuser mit den zugehörigen Nebengebäuden niederlegte. Auch der Rathhausturm und das halbe Rathaus, auf welchen das Feuer durch fliegenden Schmer getragen wurde, fielen dem entfesselten Element zum Opfer, ja die Glut war so stark, daß die Rathausglocke davon geschmolzen wurde. War auch der Materialschaden ein großer und bedeutender, so blieb doch der eine Trost, daß, wie früher, auch bei diesem Großfeuer kein Menschenleben zu beklagen war (Bl. 11b).

Neben dem Leiden der Stadt wollen wir zum Schluß auch kurz der Leiden von Mensch und Tier gedenken. Im Februar des Jahres 1755 wurde Neudamm von der ansteckenden Krankheit der Pocken heimgesucht, an denen nicht weniger als 50 Kinder starben (Bl. 8a).

Schon früher in den Jahren 1748/49 war unter dem Rinderbestand eine große Seuche ausgebrochen, der nicht weniger als 70 Stück erlagen, so daß mancher Arme und Kossäte kein Stück mehr sein eigen nennen

konnte, die laut einer Verordnung der Königl. Kriegs- und Domänenkammer 5 Ellen tief begraben werden mußten. Aber erst im folgenden Jahre 1750, nachdem nach einer neuen Verordnung die Ställe mit Wacholder etc. ausgeräuchert worden waren, gelang es, die Senche gänzlich zum Erlöschen zu bringen (Bl. 5 b).¹⁾

Wenn es dem Verfasser unserer Blätter auch in erster Linie darauf ankam, auf ihnen seinen Nachkommen die Schicksale, die frohen und traurigen Ereignisse seiner Familie (Geburts-, Hochzeits- und Todesnachrichten etc.) zu hinterlassen, liefert er uns doch dadurch, daß er damit zugleich das, was damals in seiner Stadt und zu seiner Zeit geschah, aufzeichnet, einen schätzenswerten Beitrag zur Geschichte Neudamms, der es wohl verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Nur durch das gütige und freundliche Entgegenkommen der Besitzerin dieser Blätter, welche dieselben mir in uneigennützig Weise zur Verfügung stellte, war es mir möglich, diesen kleinen Beitrag zur Geschichte der Mark liefern zu können, wofür ihr auch an dieser Stelle bestens Dank gesagt sei.

Sitzungsberichte.

22. (8. ordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. Februar 1914 im Märkischen Museum.

Der bisherige Präsident der Kgl. Regierung zu Potsdam Herr v. d. Schulenburg ist zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg und an seiner Stelle der Geh. Oberregierungsrat Freiherr von Falkenhäusen zum Präsidenten ernannt worden. Beide Herren begrüßen wir als unsere speziellen Patrone ehrerbietig.

Dem hiesigen Feinmechaniker Gustav Schacko, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften, wurde vom Magistrat am 8. d. M. zum 90. Geburtstag herzlichst gratuliert. Der I. Vorsitzende Geheimrat Friedel wohnte der Feier bei und rühmte namens der Brandenburgia die Förderung der brandenburgischen Weichtierkunde sowie der altalluvialen und diluvialen Versteinerungskunde unserer Provinz, die ein dauerndes Verdienst unsers Schacko bilden wird.

Vorlagen: U. M. Herr Redakteur Franz Groger-Spandau hat die zirkulierende, urkundliche Geschichte der Stadt und ehemaligen Festung Peitz nach reichem archivalischem Material verfaßt. Eine dankenswerte Erweiterung unserer engeren Heimatskunde. Obwohl geographisch zur Niederlausitz gehörig, kam Peitz schon im 15. Jahr-

¹⁾ Erwähnt sei auch, daß sich Bl. 12a ein Mittel gegen die Räude bei Pferden findet, das unser Chronist in den Kriegszeiten von einem Fahnschmied erfahren hatte.

hundert an Brandenburg und war nur von 1806—13 vorübergehend königlich sächsischer Besitz.

Herr Mittelschul-Rektor Waase-Rheinsberg, der sich vielfach um unsere Gesellschaft verdient gemacht, übergibt zwei verdienstliche heimatkundliche Schriften von ihm: a) Illustrierter Führer durch den Tempelgarten und das Zieten-Kreismuseum in Neuruppin, sowie b) Kurze Rheinsberger Stadt- und Schulgeschichte. Festschrift zur Einweihung des neuen Schulhauses am 6. Dezember 1913.

Aus den Schriften des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Sitzung vom 14. Januar 1914: Stadtarchivar Dr. Kaerber über das Ehrenbürgerrecht und die Ehrenbürger der Stadt Berlin.

Zum 75. Geschäftsjahr des Hauses Rudolf Hertzog 1839 bis 1914. Reichillustrierte Festschrift mit einem längeren geschichtlichen und statistischen Geleitwort seitens des I. Vorsitzenden Ernst Friedel. Vgl. dazu unsern Sitzungsbericht vom 10. Dezember 1913.

Den Hauptvortrag des Abends hielt Herr Professor Dr. Otto Pniower über „Berliner Plätze und ihre gärtnerischen Anlagen in Vergangenheit und Gegenwart“. Die beifälligst aufgenommenen Mitteilungen wurden durch viele interessante Lichtbilder bestens unterstützt.

23. (15. außerordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres

Sonntag, den 15. März 1914, 11 Uhr

Besichtigung des Gebäudes der Mitteldeutschen Creditbank, Burgstraße 24, neben der Börse.

Die erschienenen Mitglieder und Gäste wurden von dem Bankdirektor Herrn Karl Mommsen und dem Erbauer des Bankgebäudes Herrn Baurat Körte — beide Herren sind auch Mitglieder der Stadtverordneten-Versammlung — in dem Kassensaal auf das Freundlichste empfangen.

Im Anschluß hieran teilte der I. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel folgende auf die nächste Umgebung bezügliche Angaben mit:

Die Burgstraße oder wie Friedrich Nicolai sie um 1786 nennt „die Kaye an der Spree von der Langen Brücke bis an die große Pommeranzenbrücke“ hat eine interessante Geschichte und Vorgeschichte. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts war hier nur ein ganz enger und schlechter Gang an der Spree, daher man diese Gegend bloß „hinter der Heiligen Geiststraße“ nannte. Es waren hier nichts als die Zäune der Gärten und sehr wenige schlechte Häuser oder Buden. 1657 ließ der Rat zuerst auf kurfürstlichen Befehl längs der Spree, soweit das Schloß geht, eine Schälung oder wie man damals sagte, eine Lastadie machen und den Gang erhöhen, der aber zu jener Zeit kaum die Hälfte der späteren Breite hatte. 1677 setzte Hofrentmeister Michael Matthias die Schälung auf seine Kosten längs seines Gartens, soweit um Nicolais Zeit die

Ritterakademie ging, fort und machte sie vorlängs seiner Front steinern. Dafür erhielt er die Erlaubnis, seinen Garten bis an die Spree abzuhegen; ebenso gingen auch nachmals die jenseits liegenden Gärten bis an die Spree. Damals erst kam der Name „Burgstraße“ mit Rücksicht auf die gegenüberliegenden ältesten Teile des Schlosses auf und nur in dessen Länge an der Spree, von der Langen Brücke aus gerechnet, verlief die Burgstraße. 1689 mußte zwar Matthias den „abgehägten“ Gang hinter seinem Garten wieder öffnen, so daß man durch den Durchgang kommen konnte; aber jenseits war noch kein Gang. Daher als K. Friedrich I. 1698 bis 1706 die Straße erhöhen und zu der Breite und Länge bringen ließ, die sie noch beim Ableben Friedrichs II. hatte, ferner die Schälung mit Werkstücken einfassen und mit einem steinernen Geländer abschließen ließ, mußte er von dem Generalauditeur, nachmaligen Staatsminister von Katsch, der da, wo später das Hinterhaus des Joachimsthalschen Gymnasiums stand, ein Haus hatte, den Platz zur Straße mit 4000 Talern erkaufen. So entstand allmählich die Burgstraße in der ungefähren Länge, die sie noch jetzt hat.

Erwähnt habe ich bereits zwei fiskalische Gebäude, welche für die Burgstraße und die parallele H. Geiststraße bis weit in das verfllossene 19. Jahrhundert hinein eine große Bedeutung hatten: die Königliche Ritterakademie und das Königliche Joachimsthalsche Gymnasium.

Auf der Ritterakademie, auch Ecole militaire genannt, wurden junge Edelleute erzogen. Dies Gebäude wurde 1765—69 von Boumann dem Vater auf Gartenland errichtet. Mit der Hauptfront war dies bis zur H. Geiststraße reichende Gebäude nach der Burgstraße zu orientiert. Später war hier die Kriegsschule. Umgekehrt lag das Joachimsthalsche Gymnasium mit der Hauptfront an der H. Geiststraße und die Hintergebäude reichten nach der Burgstraße. Es ist bekannt, daß diese mit einem Internat versehene Lateinschule erst nach der Schaperstraße in Wilmersdorf und vor wenigen Jahren nach Templin kam. Dieses Gymnasium führt den Namen bekanntlich von dem Städtchen Joachimsthal, wo es 1607 von Kurfürst Joachim Friedrich errichtet ward. Von 1714 bis 17 wurde ein weitläufiges Gebäude aus den Einkünften des Gymnasiums aufgeführt. Inwendig hatte es vier Höfe.

Nun zu den Querstraßen zwischen der Burgstraße und der Heiligen Geiststraße. Da lag der sog. Durchgang, eine Straße bei der Ritterakademie. In den ältesten Zeiten war diesseits derselben ein sehr enges Gäßchen, welches das Spreegäßlein, auch um 1644 das Frauengäßlein, wegen der dort hausenden liederlichen „Weibsbilder“ hieß. 1657 befahl der Kurfürst teils wegen der Unreinlichkeit, teils wegen der Feuergefahr, daß der Rat dies Gäßchen breiter machen und pflastern lassen sollte. Weil dieser aber wegen Geldmangels sich entschuldigte, kaufte der genannte Matthias, als Eigentümer der beiden Freihäuser an der Ecke

der H. Geiststraße den Platz zu dem Durchgang von dem auf der Seite des Gymnasiums liegenden Tuchmacher-Full- oder Walk-Garten, ließ die Gasse auf seine Kosten pflastern und den Kanal darunterführen; dafür trat ihm der Rat das alte Gäßchen zur Erweiterung seines Seitengebäudes ab. 1665 verkaufte ihm der Rat die von ihm 1657 neuangelegte Gasse für 300 Taler, worauf er an der H. Geiststraße über derselben bauen, und sie sowohl an der H. Geiststraße als nach der Spree mit einem Torweg verschließen ließ. 1688 aber fingen die Viergewerke über die Gültigkeit des Verkaufs der Straße einen Prozeß an, der 1695 damit endigte, daß die Torwege ausgehoben wurden und die Straße wiedergeöffnet werden mußte. Man nannte sie damals eine Zeitlang die Wassergasse, dann kam der alte Name „der Durchgang“ wieder auf.

Ferner lag in der Nachbarschaft der „Wursthof“, eine nach der Spree zu herabgehende Gasse, vermutlich durch Zuschüttung des Spreearms entstanden, der durch die H. Geiststraße ging. 1695 kaufte Friedrich III. den Wursthof von der Tuchmachergilde. Die ganze linke Seite der angrenzenden H. Geiststraße jenseits des Durchgangs bis an die Spree war bis 1680 beinahe unbebaut. Den Hauptplatz nahm der Full- oder Walk-Platz ein, und nach der H. Geiststraße zu standen, schlechte kleine Häuser und vier Folder- (Fuller-) Buden oder Häuschen die beim Tuchwalken gebraucht wurden. Diese wurden sämtlich nachher weggerissen, und die Häuser diesseits des Gymnasiums waren schon vor 1689 gebaut.

Also der Wursthof war eine kleine Querstraße und zwar längs des Banquier Daniel Itzigschen Hauses, der an der Burgstraße unweit des Gymnasiums ein sehr ansehnliches Gebäude errichtete und ähnlich wie der „Münzjude“ Friedrichs des Großen, Veitel Ephraim, sich ein palastartiges Gebäude am Mühlendamm erbaute. Der General von Montargues baute sich bei der Burgstraße 1724 ein Haus nach dem Modell des Hôtel de Soubise in Paris; dies erwarb 1728 der bekannte baulustige Baron von Vernezobre und ließ es ausbauen. Daniel Itzig kaufte einige nebenstehende Häuser dazu und ließ nun den Bau 1765 nach Boumanns des Sohnes Rissen umbauen und erweitern, wodurch u. a. der linke Flügel symmetrischer wurde.

Die jetzige Lage der Verbindungen zwischen der Burgstraße, Heiligen Geiststraße und Spandauer Straße ist zum Teil wieder eine andere und durch den Bau sowie die Erweiterung der neuen Börse bedingt worden.

Nachdem die älteren Börsenräumlichkeiten am Lustgarten für den Geschäftsverkehr längst zu eng geworden, baute Hitzig den Hauptteil der jetzigen Börse 1859 bis 64. Woltmann sagt von diesem Handelspalast: „Der Bau zeigt die Formen einer geläuterten Renaissance ohne hervorragende Originalität im Aufbau, aber von gediegener Stattlichkeit.“

Dem speziellen Charakter einer Börse gerecht zu werden, hat Hitzig nicht versucht.“ (Vergleiche auch: E. Friedel, die deutsche Kaiserstadt Berlin, 1882 S. 56 und 86.) 1831 wurde auch dieses Börsenheim wieder zu klein und durch den noch jetzt vorhandenen, dem Mitteldeutschen Creditbankgebäude gegenüber belegenen Neubau erweitert. Dabei ward ein Teil der alten Heiligen Geistgasse überbaut und dafür die zwischen den soeben erwähnten zwei Bauten befindliche St. Wolfgang-*Straße* angelegt. Da ich damals und noch lange nachher Dezernent für die Straßenbenennungen Berlins war, wandte sich damals der für alles Altberlinische sehr interessierte Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich, mit dem Ersuchen an mich, ob ich nicht anregen wolle, daß diese Straße mit Rücksicht darauf, daß hier in der Nähe die mittelalterliche Sankt Wolfgangsgilde gewirkt, benannt werde. Mit dieser hat es folgende Bewandnis. Wolfgang Graf von Pfullingen, schwäbischen Adels, wurde Benediktinermönch und 968 Bischof von Regensburg. Er zog sich 972 in die Einöde an den See im Salzburgischen zurück, der nach ihm St. Wolfgangsee heißt, hieb selbst das Holz zu seiner Einsiedelei eigenhändig zurecht und warf das dazu benutzte Beil von einem Felsen ins Tal um da, wohin das Beil fiel, die Einsiedelei aufzubauen. Hier ward er als beispiellos frommer Mann und Wundertäter allmählich bekannt, von Mitgliedern seiner Gemeinde wieder aufgefunden und im Triumph nach Regensburg in seinen Bischofsitz zurückgeführt. Nachdem er hier längere Zeit segensreich gewirkt, starb er auf einer bischöflichen Rundreise in der Kirche St. Othmar i. J. 994, wonächst er als Verbesserer der Kirchenzucht und Schutz- und Schirmherr der Kranken und Armen sowie als Wundertäter heilig gesprochen wurde. Er ist Schutzheiliger gegen Schlagfluß und Patron von Bayern, besonders von Regensburg und Öttingen. Er wird als Bischof mit dem Beil in der Hand oder einem Kirchlein neben sich dargestellt. Nach seinem mildherzigen Vorgange entstanden an vielen Orten, so auch bei uns St. Wolfgangsgilden oder -Brüderschaften, die damals die Stelle mancher unserer modernen wohlthätigen Gesellschaften vertraten, nur daß diese heutigen Vereinigungen sich mehr und mehr nach Spezialitäten in der Wohlfahrtspflege verteilen und benennen. Der Magistrat ging auf meinen Benennungsvorschlag gern ein, und der alte Kaiser Wilhelm genehmigte denselben.

Von der Benennung „Heilige Geistgasse“ hat sich, wie Sie von hier aus leicht übersehen können, noch ein Teil erhalten und diese Gasse mündet in die Heidereutergasse, eine der ältesten Straßen Berlins ein, die eine schmale Verbindung zwischen der Heiligen Geiststraße und Rosenstraße bildet.

Noch einen Blick auf die Vorgeschichte der Gegend. Bei dem Börsenbau, hauptsächlich bei dem Anbau gegenüber dem Gebäude in dem wir tagen, ebenso bei der Verbreiterung und Neuregulierung der

Burgstraße bemerkte ich in dem morastigen Untergrund zahllose Pfahlsetzungen, welche offenbar verschiedenen Perioden angehörten. Abgesehen von regelmäßig gesetzten behauenen Pfählen, die zu der früheren Uferschälung gehört haben mögen, kamen Unmengen roh oder gar nicht behauener, vom Morastwasser schwarz gefärbter, steinharter, senkrechter Baumstämme und auch Querhölzer vor, auf denen Hütten gestanden zu haben scheinen; vielfach wurden sogenannte Urnenscherben, d. h. in diesem Falle die Reste roher wendischer Gefäße, gefunden, die als Hausgeschirre, Kochtöpfe u. dergl. gedient haben mögen und ohne Drehscheibe hergestellt, auch niemals mit Henkeln versehen waren. Aber auch frühmittelalterliche christliche Töpferware der ersten deutschen Ansiedlung, hart gebrannt, blauschwarz, ohne Glasur, aber mit auf der Töpferscheibe hergestellten horizontalen Riefen versehen und gelegentlich mit Henkeln oder Griffen ausgestattet. Das sind die Spuren unserer ältesten berlinischen Vorfahren aus dem 12. und 13. Jahrhundert, sicherlich aus einer Zeit bereits vor der Ummauerung Berlins und vor der ersten urkundlichen Erwähnung des Namens Berlin. In dem Spreeboden sind damals noch ältere d. h. vorwendische, also germanische Topfreste in derselben Gegend gefunden worden. Unter den wendischen Resten befanden sich auch allerhand Küchenabfälle, Knochen vom Torfschwein u. dergl.

Ähnliche Befunde sind auch in dem ebenfalls morastigen Untergrunde des Bankpalastes, in dem wir uns jetzt befinden, gemacht worden. Sie entsinnen sich wohl noch alle der Warenbörse, die hier eine Zeitlang existierte und des hieraus hervorgegangenen weitläufigen Vergnügungsetablissemments, das hier stand und als „Feenpalast“ weit bekannt war. Es haben aber hier keine gütigen Feen obgewaltet. Die Nachbarschaft ist weitherum lediglich Geschäftsgegend und deshalb für Vergnügungspaläste wenig geeignet. Kein Wunder, daß die Besitzer und Verwalter hier nicht auf ihre Rechnung kamen. Die Vorstellungen, welche hier stattfanden, wurden allmählich eingestellt. Das Gebäude wurde u. a. der Stadt Berlin als Unterkunftsraum für das Märkische Provinzial-Museum angeboten und ich erhielt den Auftrag daraufhin, die Räumlichkeiten zu besichtigen. Meist waren sie schon „wüst und leer“. Von den Jagdvorstellungen, die hier u. a. gegeben wurden, bemerkte ich noch im obersten Stockwerk u. a. einen Verschlag, in dem sich eine grunzende Wildsau, eine Bache, mit ihren quiekenden Frischlingen wälzte und frei herumlaufend einen armen verlassenen kleinen Rehbock, der sich uns zutraulich näherte und um Brot bettelte.

Wie nun der Feenpalast verschwunden ist und wie sich aus den Ruinen der Palast der angesehenen Mitteldeutschen Creditbank, in deren vornehmen Räumen wir heut gastlich tagen, gleichsam wie der Vogel Phönix aus der Asche entwickelt hat, das werden wir nunmehr von zu-

ständiger Seite erfahren und zwar zunächst aus einer vor Kurzem seitens des Bankvorstandes gedruckten Beschreibung:

Das von der Mitteldutschen Creditbank bisher bewohnte Haus Behrenstraße Nr. 2 bot bei dem von Jahr zu Jahr wachsenden Geschäftsbetriebe schließlich nicht mehr den erforderlichen Raum. Deshalb erwarb die Bank im Jahre 1909 das von der Burgstraße, St.-Wolfgang-Straße und Heiligegeiststraße begrenzte, 2873 qm große Grundstück, auf welchem früher das Joachimsthalsche Gymnasium, später die Warenbörse gestanden hatten.

Auf diesem im Geschäftszentrum Berlins gelegenen, der Börse und Handelshochschule benachbarten Grundstück wurde in den Jahren 1911 und 1912 der jetzt vollendete Neubau für den Betrieb der Mitteldutschen Creditbank errichtet. Zur weiteren Erläuterung über die Lage des Hauses sei bemerkt, daß man aus den Fenstern der Burgstraße gegenüber jenseits der Spree den Dom, links davon das Schloß erblickt, nach rechts hin sieht man über den Lustgarten hinweg die Museumsbauten.

Das Gebäude bedeckt den Flächenraum von 2184 qm und besteht aus einem Kellergeschoß, einem Untergeschoß, drei Stockwerken und einem ausgebauten Dachgeschoß. Drei Straßenfronten und vier große Innenhöfe sorgen für reichliche Beleuchtung.

Im Äußeren zeigt der Bau über einem Granitsockel eine einfache Renaissancearchitektur mit Pilasterstellung. Eine reichere Ausbildung erfuhr nur das Portal in der Burgstraße, welches zwei allegorische Kinderfiguren, Berlin und Frankfurt a. M. darstellend, schmücken. Die Ausführung erfolgte in bestem Wünschelburger Sandstein.

Von dem Haupteingang in der Burgstraße aus betritt man eine Vorhalle, deren Wände eine Pilasterstellung in französischem Kalkstein schmückt. Drei große Fenster mit Mosaikverglasung geben dem Raum ein gedämpftes Licht. — Auf wenigen Stufen gelangt man zu der großen Kassenhalle. Marmorpfeiler mit Bronzekapitälern trennen die Halle von den umgebenden Büroräumen, überall freien Durchblick gewährend.

Eine gewölbte Glasdecke, von Bronzekassetten umgeben, beleuchtet den Raum in ausgiebiger Weise. Zwei auf den Handel bezügliche Reliefs schmücken die Stirnseiten. Die Mitte des Raumes nehmen Sitzbänke und Schreibpulte für das Publikum ein. An beiden Längsseiten befinden sich die Zahlische mit 22 Glasschaltern für den Verkehr des Publikums mit den Beamten. Mehrere Sprechzimmer und Fernsprechkablen sind für die Kunden der Bank unmittelbar vom Kassenhof zugänglich.

Eine Depositenkasse mit großem, hellem Schalterraum ist in bequemer Lage direkt von der Vorhalle an der Burgstraße aus erreichbar. Ebenfalls von der Vorhalle zugänglich und mit der Depositenkasse in bequemer Verbindung befindet sich im Untergeschoß eine geräumige Stahlkammer mit behaglich eingerichtetem Warteraum und einer Anzahl

Kojen für die Kunden zur Bearbeitung ihrer Depots. Die in zwei Geschossen angelegte Stahlkammer enthält in der oberen Abteilung über 1100 Safesfächer. Die untere Abteilung bietet die Erweiterungsmöglichkeit für Fächer in der gleichen Anzahl und enthält außerdem einen großen, besonders verschließbaren Raum zur Aufbewahrung von Wertgegenständen in größeren Behältnissen (Silberkammer).

Jedes Safesfach enthält einen zusammenarbeitenden Doppelverschluß, welcher nur bei gleichzeitigem Schließen des Kunden und eines Beamten der Bank zu öffnen ist. Die für alle Fächer der Anlage verschiedenen Kundenschlüssel werden bei der Vermietung in zwei Exemplaren ausgehändigt. Zur Erhöhung der Sicherheit sind sämtliche Kundenschlösser auswechselbar. Erscheint einem Kunden ein Schloß nicht genügend sicher, so entfernt auf Ersuchen der Beamte der Bank mit wenigen Handgriffen das alte Schloß, um ein anderes, vom Kunden selbst zu bestimmendes einzusetzen. Zu diesem Zweck werden von der Bank eine Anzahl Schlösser bereitgehalten, welche sich mit den zugehörigen Schlüsseln in plombierten Kartons befinden. Beide Schlüssellöcher jedes Faches können mit einer starken Metallplatte verdeckt und seitens des Kunden mit Vorlegeschloß versichert werden. Außerdem ist in jedem Fach ein starker Blechkasten, welcher vom Kunden nochmals mit Vorlegeschloß versehen werden kann.

Im Untergeschoß befinden sich ferner die beiden großen, ebenfalls in zwei Geschossen angelegten Banktresore, vor diesen geräumige, tageshelle Arbeitsräume für die Tresorbeamten. Jeder der Arbeitsräume hat seine eigene, lediglich dem Verkehr mit der darüberliegenden Effektenkasse dienende Treppe.

Auf die Sicherung der Decken, Wände und Fußböden der Stahlkammer und der Banktresore durch starkes Betonmauerwerk mit eingelegten gedrehten Kreuzeisen, auf die allersolideste Konstruktion der gepanzerten Türen ist der höchste Wert gelegt, so daß ein vollkommener Schutz gegen Einbruchsversuche mit Termit und Sauerstoffgebläse sowie gegen Feuergefahr besteht. Alarmvorrichtungen und Kontrollbeleuchtungen sind vorhanden, außerdem dienen Kontrollgänge der Sicherung der Außenwände dieser Anlagen.

Schließlich sind im Untergeschoß noch die Sekretariatsregistratur, Rohrpostzentrale und Expedition sowie die geräumigen Garderoben- und Toilettenanlagen für die Beamten untergebracht.

Den Verkehr zu den oberen Stockwerken vermitteln eine stattliche Marmortreppe und ein durch alle Stockwerke gehender Personenaufzug. Außerdem sind vier weitere Treppen, die von allen Punkten des Baues bequem zu erreichen sind, vorhanden.

Das erste Stockwerk enthält in dem nach der Burgstraße gelegenen Bauteil, von einem geräumigen Vorraum aus zugänglich, die Zimmer

der Direktion sowie Sprechzimmer und ein Konferenzzimmer, im übrigen die Räume für die Börsenabteilung, Korrespondenz, Rechenabteilung, Memorial und Revision.

Über den Räumen der Direktion liegt im zweiten Stockwerk der große Sitzungssaal. Die Wände sind mit hohem Nußbaumpaneel bekleidet, darüber überspannt eine gewölbte Decke den Raum. An den Schmalseiten befinden sich zwei figürliche Reliefs, die sich auf die Tätigkeit der Bank beziehen. Dem Sitzungssaal schließen sich Sprechzimmer an.

Im zweiten Obergeschoß liegen ferner die Zentrale der Berliner Depositenkassen der Mitteldutschen Creditbank, die Wechselabteilung, die Buchhalterei und die Kontokorrentabteilung.

Das ganz massiv konstruierte Dachgeschoß nimmt das umfangreiche Archiv, die Buchbinderei und ein Kasino für die Angestellten auf. An das Kasino schließen sich die Küche mit Nebenräumen sowie die Wohnung des Ökonomen an. Ferner befinden sich im Dachgeschoß die beiden Telephonzentralen (und zwar eine für den Verkehr mit dem Postnetz, eine zweite, automatische für die im Hause befindliche Selbstverbinderanlage), die Zentrale für die elektrische Uhrenanlage und ein Akkumulatorenraum.

Außer den Geschäftsräumen für die Bank sind eine Dienstwohnung für einen Prokuristen, welcher die Verwaltung des Hauses übernimmt, sowie drei Wohnungen für Maschinenmeister, Heizer und Pförtner vorhanden.

Für eine spätere Erweiterung der Bank ist der Flügel an der Heiligegeiststraße bestimmt, der zurzeit für Geschäftszwecke vermietet werden soll.

Das Gebäude ist in allen seinen Teilen in Wänden und Decken völlig massiv konstruiert. — Zur Erwärmung dient eine Warmwasser-Zentralheizung. Die große Kassenhalle sowie der Sitzungssaal und die Tresore erhalten eine künstliche Lüftung sowie eine Ozonisierung der Luft.

Alle Räume werden elektrisch beleuchtet, Gas ist nur für die Kochapparate zur Verwendung gekommen. In jedem Stockwerke sind Wascheinrichtungen und Aborte vorhanden, Feuerhähne mit Schläuchen reichlich angeordnet. In den Bureaux befinden sich Uhren, die von einer elektrischen Zentrale reguliert werden, an vielen Stellen des Hauses Anschlüsse für die Staubsaugevorrichtung.

Dem Personenverkehr dienen zwei elektrische Aufzüge, für den Verkehr der Bureaux untereinander sind acht ebenfalls elektrisch betriebene Aktenaufzüge und eine Rohrpostanlage mit 18 Stationen vorgesehen.

Die Innenausstattung der großen Kassenhalle, der Depositenkasse, des Warteraums vor dem Safestresor und der Direktionsräume ist in

Mahagoni gehalten, für die Möbel der übrigen Bureaux kam Eichenholz in wasserfester Beizung zur Verwendung. In allen Räumen ist auf einfache, aber dauerhafte Ausstattung unter Verwendung nur bester Materialien Wert gelegt.

Die Grunderwerbskosten einschl. aller Nebenabgaben betragen etwa M. 1 600 000, die eigentlichen Baukosten haben trotz der schwierigen, mit großen Ausgaben verbundenen Fundierung an der Burgstraße den Voranschlag von rund M. 2 000 000 nicht überschritten.

Hieran schloß sich der Umgang durch die einzelnen Räume des Hauses, soweit sie bereits in Benutzung genommen sind.

Im Kasino waren auf den Tischen Erfrischungen aufgestellt, die gern angenommen wurden. Herr Geheimrat Friedel sprach den Führern den Dank der Gesellschaft aus für die sachgemäße Erklärung.

24. (9. ordentliche) Versammlung des XXII. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. März 1914 im Märkischen Museum.

Die heutigen Vorstandswahlen ergaben dieselben Mitglieder.

Herr Professor Dr. Otto Pniower ist zum Bibliothekar, Herr Dr. Kiekebusch (bisher Bibliothekar) zum 2. Schriftwart, Herr Bankier Eugen Preuß zum Pfleger und Vertreter des Herrn Schatzmeisters Plack gewählt. Herr Bürgermeister Dr. Reicke nimmt die Wahl zum Ehrenmitgliede dankend an.

Die Versammlung spricht Herrn Pniower für die 16 Jahre seines Schriftführeramts ihre Anerkennung mit verbindlichstem Dank aus.

Die Neugewählten nehmen ihre Ämter dankend an.

Für die Vorprüfung der Rechnung des am 31. d. M. zu Ende gehenden Geschäftsjahres sind die Mitglieder Herren Dr. Bahrfeldt, Rektor Monke und Rechnungsrat Kerkow gewählt.

Das von der Landesverwaltung genehmigte, vom Geh. Reg.-Rat Wolff im Landeshause in höchst dankenswerter Weise eingerichtete „Denkmalarchiv der Provinz Brandenburg“ ist vom I. Vorsitzenden Geheimrat Friedel besichtigt. Derselbe berichtet darüber höchst günstig und ladet zur fleißigen Besichtigung der Abbildungen des Archivs dringend ein. — Unentgeltlich, werktäglich zwischen 8 und 11 Uhr zu benutzen.

Am 4. feierte Herr Amtsgerichtsrat Dr. Richard Béringuier, I. Vorsitzender des befreundeten Vereins für die Geschichte Berlins, den 60. Geburtstag. Herr B. dankt für den ihm diesseits gewordenen Glückwunsch verbindlichst.

Zum Gedächtnis der für unsere Brandenburgia vielfach sorglich bemüht gewesenen, am Montag, den 9. März am Schlagfluß verstorbenen

Frau Clara Körner erhebt sich die Versammlung von den Sitzen. Die Verewigte trat die Mitgliedschaft in Nachfolge ihres verstorbenen, um unsern Verein hochverdienten Gatten, des Grubenbesitzers Franz Körner, an.

Der Friesen-Feier am 15. März 1914 gedachte der Vorsitzende. Er legte die Schrift über Friesen vor, die unser verstorbenes Vorstandsmitglied Professor Dr. Carl Philipp Euler verfaßt. 2. Auflage. Leipzig und Wien 1899 bei Pichler. Von einem halblödsinnigen Schäfer wurde der edle Freiheitskämpfer am 15. März 1814 in den Ardennen meuchlings erschossen. Turnvater Jahn vergleicht Fr. mit Jung-Siegfried und sagt: „Wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der größte aller Gebliebenen.“ — Das gilt vom Jahr 1814, im Jahr zuvor würde Theodor Körner ihm die Palme streitig gemacht haben. Friesen ist auf dem Invalidenkirchhof an der Scharnhorststraße nahe Scharnhorst bestattet worden.

Auch des märkischen Dichters Friedrich August Schmidt von Werneuchen 150. Geburtstag am 23. März 1914 wurde gedacht. Pfarrer von 1795 bis 20. April 1838, seinem Todestage. Geboren als Pfarrersohn zu Fabrand. Zuerst Prediger am Invalidenhaus. Sein Musenalmanachskalender wurde in der Dichtung „Musen und Grazien“ von Goethe in dem Gedicht „Musen und Grazien in der Mark“ bekanntlich persifliert. Vers 5 lautet:

„Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf,
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.“

Mag man über die dichterische Tätigkeit Schmidts noch so abfällig urteilen, das steht fest, daß er zur ländlichen Heimatkunde der Mark in seinem Zeitalter um die Jahrhundertwende und später sehr wertvolle Aufzeichnungen durch seine Dichtungen hinterlassen hat, etwa — vergleichsweise — wie Johann Heinrich Voß „im siebzigsten Geburtstag“ und den sonstigen ländlichen Idyllen für das östliche Holstein. U. A. gab Schmidt heraus mit E. C. Bindemann den Neuen Berlinischen Musenalmanach, 4 Bde., 1792/95, einige andere Almanache und 1815 seine „neuesten Gedichte“. Hie und da wird der 23. Mai als Geburtstag anscheinend irrtümlich bezeichnet.

In den Mitt. des Fischerei Vereins für die Provinz Brandenburg März 1914 findet sich S. 146 ein lehrreicher biologischer Aufsatz

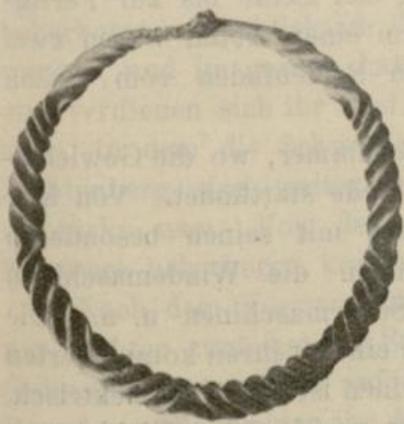
von Dr. Emil Seydel: „Barsch und Krebs“. Im Magen eines dreijährigen Barsches wurden 25 junge Krebse vorgefunden.

Mit Dank entgegengenommen wurde die Festschrift der Firma E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei zum 3. März 1914, dem Gedenktage des 125jährigen Bestehens der Firma. Begründet März 1789 durch den patriotischen Buchdrucker Johann Heinrich Wilhelm Dieterici. Die typographisch und illustrativ vornehm ausgestattete Schrift bildet ein wertvolles Blatt in der Handels- und Literaturgeschichte Berlins.

U. M. Herr Pfandbriefamts-Direktor Dr. Minden übergab eine schöne mit Dank entgegengenommene Photographie von Jakob Plessner's Bronzestatue des Großen Kurfürsten, die unser Mitglied für das Repräsentantenhaus der jüdischen Reformgemeinde gestiftet hat.

U. M. Kunstmaler Herr Bruno Bielefeld hatte eine gebührend bewunderte Ausstellung eigener Werke zur Stelle gebracht. Kunstdrucke nach Bielefeldschen Gemälden, darstellend „Malerische Bauten aus Hohenzollernstädten“.

Herr Dr. Kiekebusch bespricht dann die Rekonstruktion des Bucher Hauses und legt einen dem Märkischen Museum geschenkten Wendelring vor. Über letzteren berichtet Herr Förster im „Deutsch. Reichsanzeiger etc.“ (17. April 1914): „ . . . Herr Dr. Kiekebusch sprach über einen gedrehten, wohl 3000 Jahre alten bronzenen Halsring, gefunden in Werder a. H. und dem Märkischen Museum vom dortigen Besitzer Schilling zum Geschenk gemacht. Auch diese Technik hat Veränderungen, Fortschritte,



Moden erfahren, die ihre Datierung, mit Sicherheit wenigstens die relative Datierung, gestatten. In der älteren Bronzezeit benutzte man ungedrehte, schlichte Halsringe, in der mittleren einfach gedrehte und später solche, die, wie der vorliegende, abwechselnd nach verschiedenen Richtungen gewunden sind. Die gleiche Eigenart zeigte ein im Moor bei Fehrbellin gefundener und daher nicht patinierter Halsring. Der Werdersche Ring gibt Aufklärung über die Technik seiner Herstellung. Man könnte Guß vermuten, aber die deutlich erkennbaren Ansatzstellen einer Zange erweisen, wie man das Rohmaterial, einen vierkantigen Bronzestab erfaßte, drehte und, die Drehrichtung ohne Mühe wechselnd, auszog.“

Die Herstellung dieser Ringe, namentlich die Technik des Drehens, wurde an vierkantigen Messingstäben erklärt, mit denen im Märkischen Museum zahlreiche Versuche angestellt worden sind. Die Wendung des Wendelrings kommt immer da zustande, wo die Zange angreift.

Den Hauptvortrag des Abends hielt Herr Dozent Paul Merbach, der in geistvoller, beifällig aufgenommener Darstellung „Die deutsche Bühne und das Berliner Theater von 1890 bis 1900“ schilderte.

1. (1. außerordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Montag, den 20. April 1914.

Besichtigung der Seidenfabrik von Michels & Co. („Von der Raupe bis zum Versand des Seidenstoffes.“) sowie des Oberlinhauses in Nowawes.

Die Fabrik liegt weit draußen in den Nutewiesen. Vor dem großen Gebäude aus roten Backsteinen befindet sich ein Wasserbecken, in das ein kleiner künstlicher Wasserfall hinabstürzt. Wir sammelten uns in der prächtigen Vorhalle, die ganz in Marmor ausgeführt ist. Sobald man die Treppe emporgestiegen ist, blickt man durch eine hohe und breite Glaswand in den mächtigen Webesaal mit seinen zahlreichen Maschinen.

Hier wurden wir von den Herren Ahrweiler und Ballmann begrüßt, die nun die Gesellschaft in zwei getrennten Gruppen durch das Haus führten.

Der Rundgang begann im Erdgeschoß; hier sind in einem Raume einige kleine Abteile eingebaut worden, welche die Aufzucht der Seidenraupe und die Gewinnung und Verarbeitung der Seide bis zur Fertigstellung in handliche Stränge zeigen. In dem einen Abteil waren zwei junge Italienerinnen damit beschäftigt, den Seidenfaden vom Cocon abzuhaspeln.

Im Obergeschoß befindet sich die Wiegekammer, wo die Gewichtskontrolle der zur Verarbeitung kommenden Seide stattfindet. Von hier gelangt die Seide in den großen Webesaal mit seinen besonderen Maschinen. Es sind hier zunächst zu nennen die Windmaschinen und die Spulmaschinen, dann folgen die Schermaschinen u. a. Die Hälfte aber des Saales nehmen die Webstühle ein mit ihren komplizierten Einrichtungen. Der Antrieb sämtlicher Maschinen ist natürlich elektrisch, und jede hat ihren eigenen Motor. Durch die zweckmäßige Einrichtung des Daches ist das Licht gleichmäßig über die Maschinen verteilt. Wenn die fertigen Stoffe noch einige Hilfsmaschinen passiert haben, kommen sie in die Wiegekammer zurück und schließlich auf das Lager.

Eine der interessantesten Einrichtungen der Fabrik ist die Luftbefeuchtungsanlage und die für Ventilation und Heizung. Es muß in den Arbeitsräumen eine bestimmte Luftfeuchte vorhanden sein, weil sonst das Material leidet. Ein großer Ventilator von 1,5 m Flügel-

durchmesser saugt die Luft an, die unter dem Wasserfall hindurchstreicht und dadurch gereinigt wird, und wirft sie in die Kanäle, die in den Webesaal führen. In dem Hauptzufuhrgange hinter dem Ventilator wird die Luft angefeuchtet, indem aus Düsen Wasser tritt, das sich in Nebel zerteilt. Die Kanäle sind in den Wänden eingebaut und münden an passenden Stellen. Außerdem sind in dem Hauptzufuhrkanal Heizregister eingebaut, welche die durchstreichende Luft im Winter erwärmen. Über dem Mittelbau befinden sich die Durchlässe für die verbrauchte Luft. Für die Luftzirkulation im Winter sind besondere Einrichtungen getroffen. Im Keller liegen die Speiseräume, Garderoben u. s. w. für die Leute. Zum Abschied erhielt jeder Besucher ein seidenes Bildnis des Kronprinzen geschenkt.

Nachdem wir uns von unseren Führern mit Dank verabschiedet hatten, wanderten wir unserem zweiten Ziele zu, dem Oberlinhause in Nowawes.

In dem schönen Saal des Hauses fanden wir den Kaffeetisch für uns gedeckt. Herr Anstaltsdirektor Pfarrer Th. Hoppe berichtete über die Geschichte der Oberlinhäuser in der Umgegend Berlins. Die Häuser führen ihren Namen nach dem Pastor Oberlin aus dem Elsaß, der zuerst Ziele und Wege fand für die Erziehung der körperlich und geistig Rückständigen. Das Haus in Nowawes ist begründet worden als Kinderheim von einem Baron von Bissing. Daran hat sich dann ein Krüppelheim und schließlich eine Taubstummblindenanstalt angegliedert. Die Aufgabe der Krüppelheime besteht darin, den Krüppel in einem Handwerk, das für ihn paßt, bis zur Selbsthilfe zu bringen. Das Haus beherbergt augenblicklich 60 Lehrlinge, die von 6 Meistern ausgebildet werden, und im ganzen haben 60 Krüppel die Gesellenprüfung bestanden und verdienen sich ihr Brot. Es befindet sich hier auch ein Diakonissenheim, in dem die Schwestern in allen Berufen ausgebildet werden. In Lichtenberg sind weiter vorhanden ein Krankenhaus, ein Kinderhort, Apotheke usw. Von den 230 Krüppeln, welche das Oberlinhaus in Nowawes beherbergt, kommt fast die Hälfte aus Berlin.

Nach dem Vortrage übernahmen mehrere Schwestern die Führung; wir suchten zunächst den Saal auf, in welchen für die Krüppel die orthopädischen Instrumente aufgestellt sind, dann durchwanderten wir einen Raum, wo die Kleinen ihr Abendbrot erhielten, wir blickten in die Schlafsäle, Spielzimmer usw. Wir besuchten dann Zimmer, wo Mädchen Strümpfe, Handschuhe, Röcke usw. herstellen und andere, in denen z. B. Feinstickereien aller Art oder Körbe, Bürsten usw. angefertigt wurden. Endlich wanderten wir nach dem Maria-Marthahaus, in dem 35 Taubstummblinde behütet und erzogen werden. Eine der Schwestern sprach mit einem der Mädchen und einem Knaben mit Hilfe des Fingeralphabetes. Diese unglücklichsten aller Menschenkinder und ihre mit rührender Geduld

gepflegte Ausbildung machten auf alle Anwesenden einen tiefergreifenden, unauslöschlichen Eindruck.

Herrn Hoppe und den Anstaltsschwestern sprechen wir unsern herzlichsten Dank aus.

2. (I. ordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. April 1914, 7^{1/2} Uhr im großen Sitzungsaal des Brandenburgischen Landeshauses, Matthäikirchstr. 20/21.

Die Wahl für den Ausschuß 1. April 1914 bis 31. März 1916 ergibt folgende Namen: Professor Dr. Georg Galland, Obmann, Professor Rudolf Buchholz, Obmann-Stellvertreter, Rentner Burkhardt, Landesversicherungsinspektor Hermann Maurer, Professor Robert Mielke, Rektor Otto Monke, Rentner Ernst Rönnebeck, Rentner Thulcke, Buchdruckereibesitzer Frickert und Rechnungsrat Kerkow. Neugewählt: Thassilo Graf von Schlieben in Lindnerspark bei Birkenwerder und Admiralstabssekretär Christoph Voigt.

Die Verwaltungsrechnung des Schatzmeisters Herrn Emil Plack ist von den Herrn Revisoren Dr. Bahrfeldt, Kerkow und Monke geprüft und richtig befunden. Der Vorstand beantragt die Entlastung, welche von der Versammlung bewilligt wird unter Danksagung an Herrn Plack für seine Mühewaltung. Ein Kassenauszug für das Jahr 1913/14 wird beigelegt in Anlage A. — Desgleichen trägt Herr Plack (vergl. Anlage B) den Etat für 1914/15 vor, welcher Genehmigung findet.

Einladungen liegen vor zu dem Hohenzollern-Festspiel im Juni zu Friesack, wo E. v. Wildenbruchs Quitzows von 100 Einwohnern der Stadt aufgeführt werden. — Desgleichen vom Verein für Heimatkunde zu Eberswalde für morgen zu einem Lichtbildervortrag „Wanderung durch das Oderbruch und die Märkische Schweiz“ von unserem Mitglied Herrn Redakteur Rudolf Schmidt, desgleichen zur Deutschen Anthropologen-Versammlung in Hildesheim vom 2. bis 6. August.

Unser Ehrenmitglied Herr Bürgermeister Dr. Georg Reicke hat den Charakter als Geheimer Regierungsrat erhalten. — Herr Professor Buchholz bedankt sich für das Glückwunschsreiben zum 75. Geburtstag. Die „Woche“ vom 18. d. Mts. enthält S. 654 ein wohlgelungenes Bild unseres verdienten Ausschußmitgliedes. — Dem Vorsitzenden der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin, Geheimrat Dr. Lemcke ist zur goldenen Hochzeit gratuliert worden. — Von dem Ableben unseres berühmten Landsmanns, Paul Heyse, geb.

in Berlin am 15. März 1830, † in München am 2. d. Mts., hat die Brandenburgia mit aufrichtiger Trauer Kenntnis genommen.

Vorlage: Nr. 1 der Monatsblätter des Touristenklubs für die Mark Brandenburg 1914 enthält einen orientierenden Aufsatz unseres Mitgliedes R. Scharnweber über das von deutschen Freimaurern für deren Witwen und Waisen angelegte ansehnliche Viktoriastift in Dahme.

Märkisches Museum Sommer 1914. Heut mittag ist im Ausstellungssaal und dem angrenzenden Zimmer eine Ausstellung (Begrüßung durch Herrn Bürgermeister Dr. Reicke, Festrede von unserem Vereinsmitgliede Herrn Dr. Kiekebusch) eröffnet worden, an der viele unserer Mitglieder teilnahmen. Es handelt sich um die neusten vorgeschichtlichen Funde, insbesondere das bronzezeitliche Dorf bei Buch und Haus- und Dorfforschungen an anderen Fundplätzen der Mark, welche wir unserm unermüdlichen Vorstandsmitglied Herrn Dr. Kiekebusch verdanken. 1. Steinzeitsiedelung bei Trebus nahe Fürstenwalde a. Spree. 2. Vorgeschichtliches Dorf bei Nackel, Kreis Ruppin, 2. und 1. Jahrtausend vor Chr. — 3. Gräberfeld mit Lausitzer Keramik bei Sonnenwalde, Kr. Luckau, 12.—7. Jahrhundert vor Chr. — 4. Siedelung und Gräberfeld von Paulshof, Kreis N.-Barnim. — 5. Gräberfeld und Siedelung bei Breddin, Kr. Ostprignitz. Etwa 1400 bis 100 vor Chr. Siedelungsspuren; Grundriß; Gräber. Beigaben: Gewandnadeln, Gürtelhaken usw. Vergl. Zeitschrift für Ethnologie 1912 Seite 413—426. — 6. Altgermanische Siedelung bei Stüdenitz, Kr. Ostprignitz. (Etwa 1. und 2. Jahrh. nach Chr. Geb.) Rädchentechnik und Mäanderverzierung. Grundriß. (Korrespondenzblatt d. Deutschen Anthropolog. Gesellsch. 1913 S. 91—92.) — 7. Altgermanische Siedelung bei Klein-Beeren, Kr. Teltow. (1. und 2. Jahrh. nach Chr. Geb.) Grundrisse; Wandreste; Mäander; Hundeskelett in Herdgrube; Kochgefäße; Spinnwirtel; Bronzeanhänger. (Großberliner Kalender 1913 Seite 149—155.) — 8. Altgermanische Siedelung von Lagardesmühlen bei Cüstrin. (1. und 2. Jahrh. nach Chr. Geb.) Grundriß; Backofen; Stempel mit lateinischen Buchstaben; Mäanderornament. — 9. Altgermanische Siedelung bei Paulinenaue, Kr. Westhavelland. (3. und 4. Jahrh. nach Chr. Geb.) Grundriß; Hundeskelett in der Herdgrube. (Prähistorische Zeitschrift 1912 S. 152—165.) — 10. Frühwendisches Runddorf bei Hasenfelde, Kr. Lebus. (7. und 8. Jahrh. nach Chr. Geb.) Dorfanlage; Spinnwirtel. — 11. Wendische Gräber (9.—11. Jahrh.) in älterem Hügel mit Steinkranz am Plagesee bei Chorin (Uckermark). Urne mit Leichenbrand. — 12. Klössnitz. Wendisches Dorf aus dem 9.—13. Jahrh. nach Chr. Geb. Der Name wird in einer Urkunde von 1261 genannt. Das Dorf bestand also noch zur Zeit der deutschen Kolonisation. 1417 war es bereits verschwunden. (Fredrich: Die Stadt Cüstrin. 1913. S. 73.) — 13. Deutsches Bauernhaus bei Nieder-

Görsdorf, Kr. Jüterbog. (12.—14. Jahrh. nach Chr. Geb.) Schwellenbau; Stall; Krippe; Schlüssel. (Dr. Kiekebusch: Vorgeschichte der Mark Brandenburg, Landeskunde Bd. III, S. 455—458.) (Eine ausführliche Beschreibung dieser Ausstellung erscheint mit zahlreichen Abbildungen im Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1914.)

Ein Modell der Kurbrandenburgischen Fregatte, „Friedrich Wilhelm zu Pferde“, benannt, wurde mir kürzlich von Herrn Markthallen-Inspektor Hauptmann a. D. Schönbeck, Reinickendorfer Str. 6, gezeigt. Es ist über 1 m lang und auf das Sorgfältigste in allen Teilen von Herrn Schönbeck nachgebildet, der früher schon dergleichen Schiffsmodelle in seinen Mußestunden angefertigt hat. Das Modell hat einen Wert von 2000 M. und wird auf verschiedene Ausstellungen für Marine- und Kolonialzwecke entsendet. Zwei wohlgelungene Abbildungen dieses Orlogschiffs überreiche ich für unsere Bildersammlung.

Herr Pfarrer Th. Hoppe, Direktor des Oberlinhauses in Nowawes, der uns am 20. v. Mts. dort freundlichst empfing, hat die große Güte gehabt, uns nachträglich zwei bestens unterrichtende Schriften zuzusenden, welche er persönlich verfaßt hat: a) Die Taubstummenblinden in Wort und Bild (Stiftungsverlag, Potsdam 1914). Dies Buch schildert die Geschichte der Erziehung und Verpflegung dieser hilflosesten aller Menschenkinder, von denen leider etwa 250 in Deutschland vorhanden sind, und gibt Bilder aus der Taubstummlindenfürsorge in Nowawes. — b) Anfang, Fortgang und Bestand der Krüppelpflege im Oberlinhause, ebenfalls mit guten Abbildungen ausgestattet. Herzlichen Dank für beide Schriften.

Vorlage „Neue Kunst“, Mitt. der photographischen Gesellschaft vom April 1914. Enthält zwei Artikel: „Ivans Hals“ von Max J. Friedländer und „Holzschnitte“ von Kurt Schäfer (Weimar) von Dr. Max Osborn. Die photographischen Bilder sind einzeln verkäuflich.

Rotationstiefdruck. Dies bislang unübertroffene Reproduktionsverfahren für Zeitschriften und gewöhnliche Zeitungen wurde vor einigen Jahren seitens unseres Mitgliedes Professor Dr. Mertens, jetzt zu Freiburg im Breisgau erfunden; ich machte hierüber Vorlagen und gab Erläuterungen in der Brandenburgia-Sitzung vom 26. Oktober 1910 (vgl. Jahrgang XIX S. 412). Ich prophezeite bei diesem Anlaß diesem Verfahren, bei dem die Abbildungen wie in Kupferdruck oder Sepiamanier der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts aussehen, eine große Zukunft. Damals hatte sich von größeren führenden Organen erst die Frankfurter Zeitung zu der Annahme dieses Verfahrens entschlossen, jetzt sind auch in Berlin sehr große Verlagsfirmen wie Mosse und Ullstein dazu übergegangen. Auch der Verlag Scherl stellt Versuche an. Ich lege zur Kennzeichnung dieser neusten Technik den Weltspiegel vom 23. d. Mts. vor.

Hierauf hielt der neue Assistent am Märkischen Museum Dr. Hilz-heimer einen sehr beifällig aufgenommenen Lichtbildervortrag: „Wie hat das Mammut ausgesehen?“

Schließlich gesellige Zusammenkunft im Hofbraühaus, Leipziger Str. 127.

3. (2. außerordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 3. Mai 1914. Wanderung durch Berlin—Dahlem.

Gegen $\frac{1}{2}$ 10 Uhr vormittags hatten sich vor dem Rathaus zu Steglitz etwa 70 Mitglieder und Freunde der Brandenburgia eingefunden, um unter Geheimrat Friedels Leitung die von u. M. Rechnungsrat Kerkow wohl vorbereitete Wanderung durch Dahlem zum Zwecke der Besichtigung der Königlichen Gärtnerlehranstalt und der Kirche anzutreten. Unterwegs wurde die Marmorbüste des verstorbenen Professors Dr. Friedrich Paulsen*) in Augenschein genommen.

In der Gärtnerlehranstalt Königin Luisenstraße 23 begrüßte der Direktor Ökonomierat Th. Echtermeyer den Verein in liebenswürdiger Weise und hielt einen kurzen einführenden Vortrag.

Er teilte mit, daß die Anstalt durch Königlichen Erlaß vom 20. August 1823 gestiftet und 1824 durch den General-Gartendirektor Dr. P. J. Lenné errichtet wurde. Sie befand sich zuerst in Schöneberg, dann in Potsdam (Wildpark) und wurde 1903 nach Dahlem verlegt. Sie steht unter der Oberaufsicht des Königlichen Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten und wird durch einen Ausschuß geleitet, bestehend aus dem Vertreter des Ministeriums als dem Vorsitzenden (Geh. R. R. Dr. Oldenburg), dem Direktor der Anstalt (Königlichem Gartenbau-Direktor und Ökonomierat Th. Echtermeyer), dem K. Hofgartendirektor Zeimiger, dem Direktor des K. Botanischen Gartens und Museums Prof. Dr. Engler und dem Delegierten des Vereins zur Förderung des Gartenbaus, Ökonomierat O. Beyrodt.

Die Anstalt ist in ihrer Art die älteste Fachanstalt der Welt, zugleich auch die bedeutendste, da sie, bei der Aufnahme der Zöglinge die höchsten Anforderungen voraussetzend, die gründlichste wissenschaftliche Ausbildung auf ihrem Gebiet erstrebt und die höchsten Ziele zum Wohle der Allgemeinheit verfolgt. Sie will einen gebildeten Gärtnerstand heranziehen, den heimischen Markt durch erhöhte Leistungen im Obst- und Gemüsebau von der Herrschaft des Auslandes befreien, für die Anlage der durch gärtnerischen Schmuck verschönten Freiplätze als

*) Von seinen Schülern und Kollegen errichtet. Am 16. Juli 1846 in Langenhorn geboren. Hervorragender pädagogischer und philosophischer Schriftsteller. „Gesch. des gelehrten Unterrichts“ 1885, „Gesch. der Philosophie“ 1892. — „Immanuel Kant. Sein Leben und seine Werke.“ 3. Aufl. 1899 u. s. f.

Lungen der Großstädte eintreten und einen Teil der Zöglinge zur Lösung dieser Aufgabe befähigen, durch sorgfältige Pflege des Obst- und Gemüsebaus sowie durch zweckmäßige Obst- und Gemüseverwertung gesunde Volksnahrungs- und Genußmittel gewinnen lehren, um die Volksgesundheit zu fördern und damit auch die Volkskraft zu heben.

Die Schüler haben bei der Aufnahme eine vierjährige gärtnerische Tätigkeit nachzuweisen und den militärischen Berechtigungsschein vorzulegen, falls sie nicht anderweitig eine entsprechende Vorbildung genossen haben. Schülerinnen müssen eine zehnklassige Schule durchgemacht haben und 4 Jahre lang gärtnerisch tätig gewesen sein. Der Unterricht ist ein wissenschaftlicher und vollzieht sich in 4 einjährigen Lehrgängen. Das erste ist der allgemeinen Ausbildung gewidmet; der Unterricht ist hierbei für alle verbindlich. Durch eine Abschlußprüfung wird die Berechtigung zur wahlfreien Beteiligung an einem oder mehreren der 3 anderen Lehrgänge für Gartenkunst, Obstbau und Pflanzenbau erworben, an denen ausnahmsweise auch solche Zöglinge teilnehmen dürfen, die den Besitz der durch den allgemeinen Lehrgang vermittelten Kenntnisse in einer Prüfung oder durch Zeugnisse einer anderen gärtnerischen Lehranstalt nachweisen. Zöglinge der Anstalt dürfen nebenbei auch Vorlesungen an der Landwirtschaftlichen Hochschule und an der Universität hören, falls sie den Aufnahmebedingungen hierfür genügen.

Die Anstalt wird besucht von „Hörern“, die jährlich 250 M. (Ausländer 400 M.) zahlen, und von Hospitanten, von denen 300 M. bzw. 500 M. zu entrichten sind.

Die Zahl der Hörer beträgt 90.

Außerdem werden alljährlich kürzere Lehrgänge zu 9 M. für Damen und Herren eingerichtet.

Nach Beendigung der Lehrzeit, die durch eine Prüfung zum Abschluß gebracht wird, sowie nach einer weiteren gärtnerischen Betätigung von 3 Jahren kann durch eine besondere Prüfung der Titel eines „staatlich diplomierten Gartenmeisters“ erworben werden.

Neben ihren Sammlungen und Hilfsmitteln für den Unterricht besitzt die Anstalt eine Einrichtung für Obstverwertung, eine pflanzenbiologische Versuchsstation mit einem Hause zur Beobachtung des Wurzelwachstums, 4 große Pflanzenkultur-Gewächshäuser, 3 Weintreibhäuser, 1 Pfirsichtreibhaus, 1 Champignonhaus, Palutmauern für feines Obst und ein teils Zieranlagen, teils dem Obst- und Gemüsebau und dem gärtnerischen Pflanzenbau gewidmetes Gelände, welches mit den Versuchsfeldern etwa 30 Morgen umfaßt. Die Anstalt enthält 7 Lehr- und Sammlungsräume und 2 Zeichensäle. Vermöge Allerhöchster Vergünstigung stehen ihr die Anlagen der Königlichen Gärten bei Potsdam zum Zwecke der Belehrung der Zöglinge zur Verfügung. Außerdem bieten die benachbarten Einrichtungen des Botanischen Gartens, der Universität Berlin in Dahlem,

der biologischen Anstalt und der Versuchsfelder der Landwirtschaftlichen Hochschule Gelegenheit zur Belehrung.

Die Besichtigung der Anstalt wird Gartenfreunden vom Direktor (Sprechstunde Dienstag und Freitag 11–12¹/₄ Uhr) gern gestattet. An die Mitglieder der Brandenburgia aber richtete der Vortragende insbesondere die Bitte, den Besuch der Anstalt recht oft zu wiederholen, da es ja auch ihre selbstgewählte Aufgabe sei, die Kenntnis und Wertschätzung der Heimat zu fördern und die Allgemeinheit von der hohen Leistungsfähigkeit heimischer Betriebe zu überzeugen.

Die Mitglieder der Brandenburgia, die den Ausführungen des Vortragenden mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht hatten, bezeugten ihren lebhaftesten Beifall und folgten nun der Führung von Direktor Echtermeyer, Dr. Koch, Herrn Weinhausen und Martin durch die Gartenanlagen und Gebäude der Anstalt, wobei zahlreiche Einzelheiten erläutert wurden.

Die Vorrichtungen zur Erzeugung von Schmokfeuer in kalten Frühjahrsnächten bestehen aus tiefen Kohlenbecken. Der entstehende Rauch hält die bei wolkenlosem Himmel für die Niederstämme gefährliche Wärmeausstrahlung des Bodens zurück, so daß zwar nicht von einer Heizung der Gärten, wohl aber von einer Verhütung des Verlustes vorhandener Wärmemengen gesprochen werden kann. Die Wände, an denen Obst gezogen wird, sind mit Kalk weiß getüncht. Der ätzende Kalk und der später sich entwickelnde feine Kalkstaub dringen in die Atmungswege der Ungezieferbrut und bewirken deren Abtötung, während pflanzliche Schädlinge durch Kupferlösungen (bordeleser Brühe) vernichtet werden. Der alte Satz, daß man Obstbäume nicht für sich selbst, sondern für seine Kinder pflanze, wird in der Gärtnerlehranstalt dadurch hinfällig, daß man die Fruchtbildung durch geeignete Wurzelschnitte, die eine zu reichliche Holzbildung verhindern, so beschleunigt, daß die Stämmchen bereits nach 1 bis 2 Jahren Früchte tragen. Das Beschneiden wird andererseits auch in der Weise überflüssig gemacht, daß man die Zweige der niedrigen Stämmchen wagerecht über gezogenen Drähten sich entwickeln läßt. So lassen sich auch die Blüten und Fruchtsätze in kalten Nächten leicht durch Überdecken schützen.

Durch sorgsame Pflege ist es gelungen, Äpfel bis zu einem Gewicht von 550 Gramm und zu einem Verkaufspreise von 3 M. für das Stück zu erzielen. Früchte dieser Art finden in Berlin freilich nur dann Absatz, wenn der Verkäufer den Apfel im Laden als „französischer Winter-Calville“ auszeichnet. Nur dann zahlt der deutsche Philister für einen solchen Apfel 3 M. mit einem Händleraufschlag von 2 M.; aber die beste deutsche Ware, die ausländische Erzeugnisse weit übertrifft, schmeckt ihm nicht, wenn sie nicht durch „Vorspiegelung falscher Tatsachen“ über ihren Ursprung versüßt wird. Vielleicht werden daher die an zahlreichen

schmucken Laubengängen gezogenen Birnen den Beifall des Publikums finden, da wenigstens die Laubengänge selbst dem französischen Geschmack des 18. Jahrhunderts entsprechen, also vielleicht auf die Früchte einen zarten Hauch von Ausländerei vererben werden und patriotischen Händlern die Berechtigung geben, die Ware als „gezogen in Laubengängen in französischem Geschmack“ anzupreisen.

Für Erdbeeren werden Preise mitunter von 25—30 Pfennigen für das Stück erzielt. Sie wurden bereits hier seit 14 Tagen verkauft.

Die Veredlung des Calville-Apfels hat in Dahlem gute Fortschritte gemacht. Nur zu berechtigt war früher das Urteil des Kaisers, der einst, als ihm ein „märkischer Calville“ angeboten wurde, äußerte: „Ach bleiben Sie mir damit vom Leibe; die schmecken alle mufflig!“ So war's früher in der Tat, weil man den Boden nicht zu durchlüften und zu trocknen verstand. Das geschieht heut durch Einlegen von „Klamotten“ mit bestem Erfolge, so daß der Apfel in Dahlem von reinstem Geschmack ist.

Die Beete sind mit in Holzrahmen gefaßten billigen Rohglasplatten abgedeckt, die sich auch zur Herstellung kleiner Gewächshäuser benutzen lassen.

Märkische Treibhausweintrauben decken meist nur gerade die Betriebskosten und können nur dann einen Scheingewinn abwerfen, wenn der Züchter von irgendeiner Seite erhebliche Zuwendungen für Versuche erhält.

Bei der Besichtigung der Obst- und Gemüseverwertungsanstalt machte Direktor Echtermeyer u. a. darauf aufmerksam, wie heut billige Himbeermarmeladen künstlich hergestellt werden. Von den Früchten kommen selbstverständlich nur die völlig wertlosen ausgepreßten trockenen Kerne zur Verwendung, die zentnerweise in den Handel gelangen. Man vermischt die Masse dann mit gleichwertigem Syrup und überzeugt den Käufer von der Echtheit des süßen Schlammes, indem man auf die wirklich vorhandenen echten Kerne hinweist. Demgegenüber empfahl Direktor Echtermeyer eine gleichfalls sehr billige, aber bessere und gesündere „Volksmarmelade“, die in seiner Anstalt aus Karotten, Rhabarber Hollunderbeeren und ähnlichen bekömmlichen Pflanzenteilen gewonnen und unter richtiger Bezeichnung in den Handel kommt. Nur durch Offenheit und erhöhte Leistungen können die deutschen Betriebe den Wettbewerb ausländischer Erzeugnisse mit Erfolg bekämpfen. Dieser hervorstechende Zug der Ehrlichkeit und der vaterländischen Gesinnung ist es, der der Anstalt von vornherein die Anerkennung aller Wohlmeinenden sichert.

Alsdann wurden die Gewächshäuser besichtigt, die einen überwältigend schönen Blumenflor darboten. Die in einem Treibhaus vor 3 Wochen gesteckten Gurkenkeime hatten bereits reife Früchte gezeitigt.

Zum Schluß wurde das Hauptgebäude mit der Aula, den Hör- und Experimentiersälen besichtigt und dem Herrn Direktor sowie den übrigen

liebenswürdigen Führern seitens des I. Vorsitzenden der wärmste Dank ausgesprochen.

Zu weiterer Orientierung über die Anstalt empfehlen wir die im Herbst 1913 in der Verlagsbuchhandlung Paul Parey in Berlin SW. 11, Hedemannstraße 10 und 11 erschienene Denkschrift: „Die Königliche Gärtnerlehranstalt Dahlem 1903—1913.“ Die Denkschrift enthält eine Beschreibung aller Anstaltseinrichtungen sowie auch der einzelnen Lehrgänge, ferner als Anhang ein Verzeichnis aller ehemaligen Hörer, welches u. a. auch Aufschluß gibt, in welche Stellungen die Besucher der Anstalt gelangt sind. Der Preis der Denkschrift beträgt 6 M.; ohne Anhang als „Führer durch die Königliche Gärtnerlehranstalt Berlin-Dahlem“ 2 M.

Herr R. R. Kerkow führte uns alsdann in einer kleinen halben Stunde durch die Podbielski-Allee hinauf, rechts vorbei am Luisenstift, links vorbei an den prächtigen neuen Villen des Museumdirektors Wiegand zur Mittagsstation „Landhaus Dahlem“. Während der Tafel toastete der I. Vorsitzende auf die Brandenburgia, die heut — wie im Vorjahr — ihr Stiftungsfest in Form einer belehrenden Wanderfahrt feiere. Herr Kerkow brachte ein Hoch auf den Vorsitzenden, Herr Freiherr von Puttkammer ein solches auf die Damen aus.

Hierauf wurde die Wanderung nach Dahlem fortgesetzt und zunächst ein Besuch im Gutshof des Dominiums Dahlem abgestattet, woselbst uns der Kgl. Administrator Herr Zarnack freundlichst empfing und etwa Folgendes vortrug:

Die Königliche Domäne Dahlem hat noch jetzt ein Areal von ca. 2400 Morgen. Sie war bis Johanni 1901 verpachtet und wurde von diesem Zeitpunkt an vom Staate in eigene Verwaltung genommen. Gleichzeitig wurde mit der Aufteilung der Domäne begonnen. Es wurden Straßen nach einem aufgestellten Bebauungsplan angelegt, für die Kanalisation und Regenwasserbeseitigung und für alle sonstigen einer modernen Villenkolonie nötigen Einrichtungen Sorge getragen.

Wenn Sie nun heute hierhergekommen sind, um unsere Domänenwirtschaft zu besuchen, so hat Sie wohl nur der Zweck hierhergeführt, zu sehen, daß in so unmittelbarer Nähe der Großstadt noch ein landwirtschaftlicher Großbetrieb möglich ist. Ich bitte Sie, bei dem nun folgenden Rundgang durch die Wirtschaftsräume nicht einen sogenannten Musterbetrieb bei uns erwarten zu wollen. Wir haben keine mit glasierten Kacheln ausgelegten Ställe und keine auf eisernen Trägern gewölbten Kuhställe. Die vorhandenen alten Gebäude werden, so gut es geht, genutzt und ebenso auch der Acker. Die Zerstückelung dieses erschwert die ordnungsmäßige Bestellung außerordentlich. Es mußten aber alle Flächen und jede Ecke beackert, bestellt und in Ordnung gehalten werden, um dem sich hier ansiedelnden Villenbesitzer grüne Felder zu bieten und nicht, wie es ohne diese Arbeit sein würde, trostlose, mit Unkraut be-

wachsene, mit Abfällen und Schutt bedeckte Flächen. Diese Arbeit ist, wie schon vorher erwähnt, nicht leicht und wird erschwert durch die vorhandenen Straßen, deren Bürgersteige geschont werden müssen, und durch die vielen Zäune sowie durch die Ausführung der nötigen Straßen-, Kanalisations- und sonstigen Erdarbeiten.

Eine finanzielle Sicherstellung des Betriebes ist unter diesen angeführten Momenten auch nur dadurch möglich, daß die Gutswirtschaft eine Kuhhaltung von 230—250 Kühen und einen Milchverkauf direkt an die Kundschaft hat.

Außer diesen Kühen werden noch 18 Zugochsen, 24 Acker- und 20 kleinere Pferde gehalten.

Die Anzahl der Zugtiere und der Ackerpferde erscheint zu der jetzt noch in Bewirtschaftung befindlichen Fläche von ca. 1200 Morgen etwas hoch, erklärt sich aber dadurch, daß die Ackerpferde auch gleichzeitig den Dienst der neuen Villenkolonie, wie Straßenbesprengen, Kehrriicht-abfahren und Feuerwachdienst, mitversehen müssen. Außerdem ist in Betracht zu ziehen, daß im Sommer das Futter für die vielen Kühe von dem 2 Meilen entfernten Rieselgut Groß-Beeren anzufahren ist. Die kleinen Pferde dienen ausschließlich nur dem Milchgeschäft.

Angebaut werden Roggen, Hafer, Kartoffeln, Futterrüben und Grünfutter wie Mais und Gemenge.

Wiesen besitzt die Domäne nicht mehr, das in der Wirtschaft verfütterte Heu muß gekauft werden.

Die Besiedelung der Kolonie Dahlem, die im Jahre 1902 allmählich begann, ist bis auf den heutigen Tag derart vorgeschritten, daß wir heute schon 5500 Einwohner haben. Außerdem sind eine große Menge Staatsinstitute hierher verlegt, die wohl Gelände in Anspruch nehmen, aber keine Einwohner beherbergen.

Die neue, vom Staate angelegte Schnellbahn begünstigt jetzt die Ansiedlungsmöglichkeit außerordentlich. In 20—25 Minuten kann man bequem im Zentrum Berlins sein.

Auch darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daß in Dahlem keine Kommunalsteuern erhoben werden, sogar die Hundesteuer fehlt hier. Die Einwohner haben nur die Kreis-, Schul- und Kirchensteuer zu zahlen, die zusammen noch keine 50 % der Staatseinkommensteuer ausmacht.

Nach dem mit Beifall aufgenommenen Vortrag des Herrn Administrators Zarnack wurde ein Rundgang durch die Stallungen, Scheunen und Wirtschaftsräume (letztere mit elektrischem Antrieb) vorgenommen.

Alles ohne Luxus, nicht etwa wie auf den Renommiergütern der Berliner Millionäre, wohl aber gediegen, zweckmäßig und den neuesten technischen und wirtschaftlichen Erfahrungen angepaßt. Das Vieh in vorzüglichem Zustande, insbesondere die Kühe — und das alles inmitten von Groß-Berlin, das Scharen von Sonntagsausflüglern auf die einst so

stille Dorfstraße von Dahlem ergossen hatte. Ein seltsames Spiel der Gegensätze von Land und Großstadt!

Mit herzlichem Dank schieden die Teilnehmer aus dem Gutshofe.

In dem zum Schluß der Wanderfahrt besuchten Kirchlein von Dahlem machte Geheimrat Friedel erklärende Mitteilungen.

Herr Provinzialkonservator G. Bluth, unser verstorbenes Mitglied, lieferte für das Monatsblatt der *Brandenburgia* Jahrg. 3 1894/95 S. 281 flg. einen ausführlichen Bericht „Über die Wandgemälde in der Kirche zu Dahlem“, der sich z. T. anlehnt an einen Bericht des Prof. Dr. Georg Voß im Jahrbuch der Preuß. Kunstsammlungen 1894. (Vgl. auch Jahrg. 4 S. 63 des Monatsblatts.)

Schon 1375 wird das Dorf als Dalm und 1540 als Dalem erwähnt. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts gehörte es mit Steglitz der Familie von Spil, wurde aber im 30jährigen Kriege zusammen mit Zehlendorf eingäschert. 1671 kam es in den Besitz der Familie v. Wilmersdorf, von 1799 ab besaßen es die Grafen von Podewils, Justizminister Beyme und später seine Tochter, Frau von Gerlach, die es 1841 mit anderen Ländereien an den Fiskus veräußerte.

Der ursprüngliche Kirchbau war — wie in Tempelhof und anderen Kirchen des Teltow — aus Granitfindlingen gebaut, mit flacher Decke. Der darüber aufgeführte Aufbau, überhaupt der Ausbau von 1470 erfolgt in Backstein. Aus jener Zeit rühren noch einige schmale Fenster her, der geschnitzte Flügelaltar aus der Cranachschen Schule und die 1894 unmittelbar auf der Wandfläche entdeckten Wandgemälde. Die großen Fenster und der Turm stammen aus neuerer Zeit.

Im Innern Fahnen, Waffen und Grabsteine der Familie von Wilmersdorf. Auf dem Dachreiter der Kirche befand sich in den 50er Jahren des vor. Jahrh. der erste optische Telegraph.

Auch Spuren mittelalterlicher Glasfenster wurden in der Kirche bemerkt, die jetzt aber verschwunden sind. Das kleine Glasgemälde, den Gekreuzigten nach Albrecht Dürer darstellend, ist Stiftung eines Konfirmanden. Beiläufig mag erwähnt werden, daß der Sohn des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg, unseres Ehrenmitgliedes, ebenfalls hier eingeseget worden ist.

1893 fand an der nördlichen Kirchenwand Herr Bluth mit den Architekten Koerner und Techow in einer Höhe von 2,15 m über dem Fußboden bis in eine Höhe von 2,30 m Spuren von Wandgemälden, d. h. bis an die ursprüngliche Balkendecke. Diese Gemälde sind bei den Um- und Neubauten leider vielfach durchschnitten worden. Dasselbe gilt von den an der Südwand aufgefundenen Fresken. An der Nordwand war erkennbar die H. Anna mit dem Jesuskind und der Maria im Schoße, links davor eine knieende weibliche Figur. Helle Vertikalstreifen links oben im Hintergrunde hat Herr Voß für 3 Paar Krücken

(Votivdarstellungen) erklärt. Daneben ein Kinderhemdchen, ebenfalls als Votivgabe zu denken.

Dann folgt Christus mit dem Kreuznimbus und eine weibliche Gestalt, welche auf einer mit Polstern belegten Bank sitzen: vielleicht der Heiland, seiner Mutter die Weltkugel reichend. Folgen dann 3 sehr zerstörte Bilder, am besten erhalten auf dem zweiten Bilde eine sitzende Heilige mit Krone und Nimbus.

An der Süd wand von Osten ab. Zunächst wahrscheinlich Christus kniend auf dem Ölberg. Dann der Heiland mit der Dornenkrone und weiterhin auf der Empore die Gestalt eines Königs mit Krone, Reichsapfel und Szepter, ein Bischof mit der Mitra und dann noch wahrscheinlich ein Kriegsmann.

Alles das in naiver Ausführung ohne Schattenwurf.

Eine vollständige Übermalung und Restauration hat sich nicht empfohlen, weil die Spuren zu undeutlich sind. Doch ist das Mögliche zur Erhaltung geschehen.

Ferner zu beachten ein Flügelaltar 16. Jahrhundert, die H. Barbara mit Turm und Kelch, links die H. Katharina mit Schwert und zerbrochenem Rad.

Zwei Fahnenstangen gehören Regimentern an, die von einem Herrn von Wilmersdorf kommandiert und nach damaliger militärischer Sitte, die erst im 18. Jahrhundert aufhörte, in die Kirche, wo die betr. Kommandeurs ihre Ruhestätte fanden, mitgenommen wurden. Es sind richtige Reiterstandarten, deren Tücher längst vermodert sind, hoch an der Decke angebracht. Daneben ebenfalls hoch oben ein Offiziersdegen mit Scheide aus gleicher Periode.

Nach der Besichtigung der Kirche wurde auch der Kirchhof besucht, auf dem neben seinem Kollegen Mohn unser berühmter Maler Knaus die letzte Ruhestätte gefunden hat. Rechnungsrat Kerkow machte zum Schluß auf eine schlichte Marmortafel an der südlichen Außenwand der Kirche aufmerksam. Die Tafel trägt die Inschrift:

Käthe Branco

geb. Helmholtz

geb. 22. Juni 1850

gest. 25. April 1877.

Wer hat euch Wandervögeln

Die Wissenschaft geschenkt,

Daß ihr auf Land und Meere

Nie falsch die Flügel lenkt?

Daß ihr die alte Palme

Im Süden wieder wählt,

Daß ihr die alte Linde

Im Norden nicht verfehlt?

Es ist die Tochter des großen Naturforschers Helmholtz, der diese Tafel gewidmet ist. Sie war in Italien einem Lungenleiden erlegen, hatte aber kurz vor dem Tode noch den Wunsch geäußert, das Grab in märkischer Erde unter den schattigen Linden neben der alten Dahlemer Kirche zu finden. Ein eigenartiger Zauber ruht auf dieser friedlichen Stätte, und wer den stillen Friedhof betritt, nimmt wohl von hier etwas von diesem Zauber mit heim, ein wenig Heimatssehnsucht und Heimatsliebe der armen Dulderin, die in den letzten Träumen noch die Kronen der alten Linden an der Dahlemer Kirche wie Heimatssang rauschen hörte. — Das ferner hier befindliche Grabmal des Kommerzienrats Leichner, der sich um das Richard Wagner-Denkmal im Tiergarten verdient gemacht, ist in poliertem Granit prächtig hergestellt.

Zu bemerken ist endlich noch, daß wir die Stelle passierten, wo sich früher die Hauptzierde der Dorfstraße, eine gewaltige mehrhundertjährige Linde, erhob. Sie wurde leider im August 1904 vom Blitz getroffen und der Baum selbst alsdann, wie es heißt, von abergläubischen Bauern umgehauen.

Das schönste Frühlingswetter begleitete diese lehrreiche Wanderfahrt, die uns noch lange in angenehmer Erinnerung bleiben wird.

Otto Monke.

Kleine Mitteilungen.

Das Mammut (Rekonstruktionsversuche). Von den Resten diluvialer Tiere ist bei uns bei weitem am häufigsten das Mammut. Seine Reste finden sich fast in jeder Kiesgrube. Bei dieser Häufigkeit hat man schon früh Knochen von ihm gefunden. Das Altertum und Mittelalter hielt sie für Reste von Riesen. So stellte auch der erste 1584 von Felix Platter unternommene Rekonstruktionsversuch nach Mammutknochen, die bei Luzern ausgegraben waren, einen Riesen vor. Die nächste 1749 von Leibniz unternommene, in seinen Prolegomena nach Funden aus dem Harz entworfene Zeichnung ist ein reines Phantasiegebilde. Es stellt ein Tier ohne Hinterbeine mit einem mächtigen Horn auf der Stirn dar. Der Gelehrte hielt nämlich die von ihm untersuchten Knochen für die des Einhorns. Gegen Ende des 17. und im Laufe des 18. Jahrhunderts brach sich allmählich die Erkenntnis Bahn, daß die Knochen Elefanten angehörten. 1800 stellt Cuvier dann fest, daß dieser Elefant von den rezenten verschieden sei. Er nannte diesen ausgestorbenen Elefanten *Elephas mammontheus*, ein Name, der später von Blumenbach durch *Elephas primigenius* ersetzt wurde.

Bedeutend gefördert wurde die Kenntnis von der Natur und dem Aussehen des Mammut durch sibirische Funde. Hier kannte man diese Tiere schon lange und glaubte, daß sie unterirdisch lebten etwa wie Maulwürfe und daß sie sterben müßten, sobald sie ans Tageslicht kämen. Die Sage war natürlich dadurch entstanden, daß wiederholt mit Haut und Haaren erhaltene Mammutleichen aus dem ewigen Eise herausgeschmolzen waren. Die erste

derartige Leiche, von der größere Teile erhalten wurden, war das Adamssche Mammut. Es wurde so genannt, nach dem Forschungsreisenden Adams, der von Resten des Tieres barg, was zu bergen war. Der Kadaver war nämlich schon 1799 entdeckt worden, aber erst 7 Jahre später kam Adams an Ort und Stelle. Natürlich war der Leichnam schon arg zerstört. Immerhin war noch ein Ohr erhalten, das einzige, das bis heute gefunden ist, der größte Teil des Skelettes und Reste der hier zum erstenmal festgestellten Behaarung. Dieses Adamssche Mammut, zu dem noch einige unwesentliche Funde kamen, blieb lange Zeit die wichtigste Grundlage für unsere Kenntnis vom Aussehen des Mammut, wie es uns in den zahlreichen Rekonstruktionversuchen des vorigen Jahrhunderts entgegentritt. Alle diese haben aber verschiedene Fehler, in der Behaarung, in der Form des Rückens, in der Länge des Schwanzes u. a. m. Vor allen Dingen aber in der Form der Stoßzähne. Ein großer Teil dieser Fehler wurde erkannt durch Entdeckung neuer Mammutreste. Hiervon ist das wichtigste sibirische Mammut, das 1901 v. O. Herz und Fizenmeyer geborgene Beresovkamammut, welches zum erstenmal mit Sicherheit die Form und Kürze des Schwanzes zeigte. Wertvoll ist noch das Sangajurachmammut, bei dem zum erstenmal der Rüssel gefunden wurde. Leider fehlte die Spitze. Doch konnte festgestellt werden, daß er voll behaart war.

Über eine ganze Anzahl noch strittiger Punkte geben die Mammutbilder auf französischen Höhlenzeichnungen Auskunft. Wie genau diese Zeitgenossen des Mammuten zeichneten, läßt sich nicht nur aus dem Vergleich ihrer Darstellungen mit anderen noch bekannten Tierarten erschließen, sondern auch aus der genauen Übereinstimmung mit Details, die sich an den sibirischen Mammutleichen zeigte. Besonders die Art der Behaarung, der Wangenbart, Bauch und Brustmähne werden durch diese Zeichnungen sichergestellt. Schließlich wurden in neuester Zeit noch in Deutschland 3 mehr oder minder vollständige Skelette ausgegraben, die besonders für die Kenntnis der Form und Stellung der Stoßzähne wichtig sind.

Nach allen diesen Dokumenten stellt sich nun das Mammut dar als ein Elefant mit größerem Kopf, dickerem Rüssel und stärker abfallendem Rücken, wie es der heutige indische Elefant ist. Der Schwanz war kurz und trug am Ende eine Haarquaste. Das Tier trug einen Pelz aus dichtem, rotbraunem Haar, das sich auf dem Kopf verlängerte, an Brust und Bauch eine Art Mähne, an der Wange einen Bart bildete. Das kleine Ohr war ganz im Pelz versteckt. Die Zähne krümmten sich auswärts, einwärts und aufwärts, so daß sie mit der Spitze aufwärts, rückwärts und einwärts wiesen.

M. Hilzheimer.

Die Königin Luise - Scheune. U. M. Herr Max Minck schreibt mir am 1. Oktober 1913: „In Bezug auf die Frage 2 Seite 64 der Brandenburgia gebe ich umstehend den Plan der Scheune bzw. deren Beschreibung, wo die Leiche der Königin Luise vor ihrer Ankunft in Berlin aufgebahrt war. — Wo die Pankstraße und Reinickendorfer Straße von der Weddingstraße gekreuzt werden, stand das Wohngebäude des Wedding-Gutsbezirks der Kolonie Wedding. Der Beamte hieß Meixner, sein Enkel ist beim Magistrat von Berlin

als Beamter angestellt. Um 1850 herum und bis in die Neuzeit hieß der Besitzer der Scheune — Platz.“ Der genannte Herr, jetziger Oberstadtsekretär Meixner, teilt mir ergänzend am 22. Oktober 1913 Nachstehendes mit.

„Die vorstehenden Angaben des Herrn Minck kann ich nach den Überlieferungen meiner Vorfahren, die bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf dem betreffenden Grundstück „Pankstr. 50“ gewohnt haben, bestätigen. Die Scheunentenne, auf der die sterbliche Hülle der Königin Luise vor ihrem Einzug in Berlin über Nacht aufgebahrt gewesen sein soll, habe ich als Kind öfters betreten. Das Grundstück Pankstr. 50, das „Vorwerk Wedding“, gelangte 1817 in den Besitz der Stadt Berlin und wurde von meinem Großvater als städt. Beamten bis zu seinem in den vierziger Jahren erfolgten Tode verwaltet. Bei der städt. Grundeigentums-Deputation sollen Akten vorhanden sein, aus denen die geschichtliche Begebenheit bezüglich des Leichnams der Königin Luise ersichtlich ist. Leider ist es mir bisher nicht gelungen, diese Akten einzusehen, die dem Bureau-Vorsteher Geuder und dem Ober-Stadtsekretär Bockmann in der städt. Grundeigentums-Deputation wohl bekannt, zurzeit aber nicht auffindbar sind.“

Der B. L. A. bringt unter dem 23. Oktober 1913 folgendes:

Der sagenhafte Baum auf dem Hofe des ehemaligen Vorwerks Wedding an der Ecke der Reinickendorfer und Weddingstraße galt als Erinnerungszeichen an den Trauerzug der Königin Luise, deren Leichenwagen in der Nacht vom 26. zum 27. Juli hier in einer Gutscheune gestanden haben soll, um am 27. Juli nach Berlin gebracht zu werden. Der Baum durfte deshalb, wie man sagte, nicht umgehauen werden; trotzdem ist er beim Neubau des Hauses Reinickendorfer Straße 26-27 entfernt worden, das jetzt an der Stelle des ehemaligen Schäferwohnhauses steht. Die alte Scheune stand dahinter; der Baum aber gehörte einer viel späteren Zeit an. Doch sind noch zwei Denkmäler vorhanden, die an den Trauerzug im Jahre 1810 erinnern; das eine, ein einfaches Postament bei Fischerwall, eine Viertelstunde südlich von Dannenwalde, bezeichnet die Stelle, wo Landrat von Zieten den Trauerzug beim Passieren der märkischen Grenze erwartete, während das andere auf dem Luisenplatz in Gransee steht. Hier hielt der Leichenwagen in der Nacht vom 25. zum 26. Juli, um am nächsten Morgen die Fahrt nach Berlin fortzusetzen.

Noch ausführlicher äußert sich unter gleichem Datum unser A.-M. Herr Rektor Otto Monke.

„Die Aufbewahrung der Leiche der Königin Luise in der Weddingscheune.“ Zu der in Nr. 4 des 22. Jahrgangs aufgeworfenen Frage nach der Aufbahrung der Leiche der Königin Luise bemerke ich folgendes: Der Leichenzug erreichte am 25. Juli 1810 die märkische Grenze südlich von Dannenwalde in der Nähe von Fischerwall. Ein einfaches Postament auf einem Platz an der Westseite der heutigen Chaussee bezeichnet jetzt die Stelle, wo ihn der Landrat des Ruppiner Kreises erwartete. In der Nacht vom 25. zum 26. Juli stand der Leichenwagen auf dem Luisenplatz in Gransee, den seit 1811 das von Schinkel entworfene Denkmal schmückt. In der Nacht vom 26. zum 27. Juli soll nun, wie die Ortssage berichtet, die königliche Leiche auf dem Leichenwagen in der sogenannten Weddingstraße vor den

Toren Berlins gestanden haben. Diese Scheune, die noch vor 20 Jahren vorhanden war, stand parallel der Reinickendorfer Straße etwa an der Ecke der Weddingstraße hinter dem Hause Weddingstraße Nr. 7. Das niedrige Hinterhaus in der Reinickendorfer Straße, das davor stand, trug früher die Nummer 16, nach der Umnumerierung der Reinickendorfer Straße im Jahre 1905 aber die Nummer 27; es machte 1908 dem Neubau Reinickendorfer Straße 26-27 Platz. Bei dieser Gelegenheit wurde ein mit allerlei Verzierungen geschmückter Stein aus dem alten Amtshause Wedding, den das Märkische Museum umsonst haben sollte, aber nicht abholen ließ, wieder in den Neubau so eingemauert, daß er jetzt nicht mehr zu sehen ist, und eine Kastanie gefällt, von der die Volkssage berichtet, sie sei zum Andenken an die Aufbahrung der königlichen Leiche gepflanzt worden. Das entspricht indessen nicht den Tatsachen. Nach Angabe des Besitzers des Eckhauses, Herrn Buchhändlers Schelchan, hat dessen Bruder den Baum sehr viel später gepflanzt. Er befindet sich übrigens im Besitz einer bildlichen Darstellung des Hinterhauses.“

Den Herren Minck, Meixner, Monke verbindlichsten Dank seitens der
Brandenburgia. E. Friedel.

Märkischer Brückenzauber und Brückenspuk. Zwischen Eberswalde und dem Wasserfall führt über die Schwärze eine Holzbrücke, im Volksmunde die „Wunderbrücke“ genannt; wenn ein Sonntagskind im Vollmondschein darüber geht, so wird ihm sein Herzenswunsch erfüllt wie dem unter der Bittschriftenlinde an der Langen Brücke zu Potsdam Harrenden, der zum Fenster Friedrichs des Großen in der Nacht emporschaut. In Potsdam gibt es eine „Fortunabrücke“, und wer ein Lotterielos kaufen will, muß vorher darüber gehen; dann gewinnt es gewiß. Der Große Kurfürst verläßt in der Neujahrsnacht zwischen 12 und 1 sein Postament auf der Brücke und reitet durch seine Stadt, um zu sehen, was daraus geworden ist. Zwischen Steinhöfel und Demnitz bei Fürstenwalde führt der Weg über die „Spukbrücke“, deren Zauber jedoch jetzt laut Inschrift gebrochen ist. Früher zeigte sich dort ein Schäfer mit einem Dudelsack. Südlich von Königswusterhausen gibt es ebenfalls eine Spukbrücke, in deren Nähe sich nachts zwischen 12 und 1 ein Reiter ohne Kopf sehen läßt. Auch an der Aalkastenbrücke bei Biesenthal ist's nicht recht geheuer, und auf der Briesebrücke neben der ehemaligen Untermühle bei Birkenwerder erscheint zuweilen eine schwarze Frau, die verzweifelt die Hände ringt und sich dann ins Wasser stürzt, weil dort ihr einziges Kind einst ertrank. Kreuze und Heilige stellt man gern auf oder neben eine Brücke. Die Kreuze gelten meist als Erinnerungsdenkmäler für eine dort begangene Mordtat, so bei Lietzow in der Nähe von Nauen, bei Garenchen nicht weit von Luckau und am Lisenkrüz bei Eberswalde. Vielleicht helfen sie auch nebenbei gegen Brückenspuk. Von den Brückengeheiligen ist in der Mark keiner mehr übrig geblieben. Sie waren auch nicht Zauberer, sondern Schutzheilige bei Wassersnot, und die heilige Gertrud auf der Gertraudenbrücke in Berlin hat sich trotz aller Anerkennung ihres künstlerischen Wertes das volkstümliche Bürgerrecht noch nicht in dem Maße erworben, wie sie es verdient. O. Monke.

Im Zerbster Stadtarchiv (II. 2167) befinden sich zwei Briefe von „M. Ernestus Wulstorf, des Churbrandenburgischen Joachimsthalischen Gymnasii Rector“.

Zerbst am 28. August 1656 und Berlin am 10. Mai 1657.

Der Inhalt betrifft die früheren Dienstobliegenheiten W's am Gymnasium in Zerbst und einen Streit des Mieters des W'schen Grundstückes in Zerbst mit seinen Nachbarn.

Dr. Th. Schulze.

Bücherschau.

Elisabeth Lemke: „Asphodelos und Anderes aus Natur- und Volkskunde“. In dankenswerter Weise hat die Verfasserin 15 Aufsätze und Vorträge zusammengestellt, welche unseren Mitgliedern teilweise bekannt sind. Die Titel lauten: Der Wachholder, die Rose, der Birnbaum, die Pimpinelle, der Judasbaum (*Cercis Siliquastrum*), der Kaffee, Mäuse und Ratten, der Rabe, die Krähe, die Gans, Frösche und Kröten, der Karpfen, Honig und Wachs, die rote Farbe. Etwas fremd mutet uns der erste Aufsatz „Asphodelos“ an, der dem Buch den Gesamttitel gegeben hat. Es ist die Pflanze, welche im Schattenreich in der Wiese wächst, auf der sich die abgeschiedenen Seelen ergehen. (Frl. L. hatte zur Illustrierung frische aus Sardinien eingesandte blühende Asphodelos-Pflanzen vorgelegt, wie sie mir persönlich noch von der Umgebung des berühmten Poseidon-Tempels bei Paestum und von Karthago her in der Erinnerung sind.)

Die Aufsätze sind ebenso belehrend wie unterhaltend und so recht geeignet Stimmung wie für die Naturkunde so für die Kulturgeschichte in den weitesten Kreisen gebildeter Leser zu erwecken. Möge das Buch diesen Zweck erfüllen und recht viele Käufer finden.

E. Fr.

Kalender für den Kreis Nieder-Barnim 1914, herausg. von Walter Möller in Oranienburg. Der Red. und M. Herr Lehrer Max Rehberg in Oranienburg hat interessante Beiträge gesammelt, darunter von ihm selber herrührend über Eiszeit-Pflanzenrelikte und den Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin. Wünschenswert wäre ein Inhaltsverzeichnis, das diesmal fehlt. — Gleichzeitig überreicht Herr Max Rehberg den von ihm verfaßten „Führer durch Oranienburg“, 3. Auflage. Ein recht guter, mit Plan und Bildern ausgestatteter Beitrag zur engeren Heimatkunde. Der Preis, 20 Pf., ist überaus billig.

E. Fr.

Das Wappen Benjamin Raules. Unter dieser Überschrift hat unser eifriges, in der Marinegeschichte wohl erfahrenes Mitglied, Herr Admiralstabssekretär Christoph Voigt, in der Zeitschrift „Der deutsche Herold“ 1914 Nr. 3 den heut vorliegenden Aufsatz veröffentlicht. Besitzen wir auch — leider — kein Bild von Raule, so ist uns wenigstens sein Wappen mehrfach in den Akten des Kgl. Geh. Staatsarchivs erhalten. Die obere Hälfte des Wappens ist silbern (weiß) und wiederum durch einen auf- und niederstehenden Pfeil halbiert, sie weist zwei einander zugewendete Löwen von roter Farbe auf. Die untere blaue Hälfte enthält sechs goldene Sterne. Die Helmzier zeigt ebenfalls einen springenden Löwen. Voigt sagt: „Über das

Vorkommen dieses Wappentieres in unserem Siegel gibt uns das Geburtsland Raules, die zu Seeland gehörige Insel Walcheren, Auskunft. Raule war ein echter und rechter Seeländer; und das Wappen von Seeland zeigt von Alters her den aus dem Meere aufsteigenden Löwen mit dem Sinnspruch: *Luctor et emergo* = „Ich ringe und tauche auf“, ein überaus geeigneter Wahlspruch für ein Land, das dem wilden Meere in harter Mühe abgerungen ist.“

Und fügen wir hinzu: ein passender Wahlspruch für Raule selbst und für die brandenburgische Marine- und Kolonialgeschichte des 18. Jahrhunderts, nur schade, daß dem Auftauchen ein gänzlichliches Versinken folgen sollte.

Ferner mache ich auf Herrn Chr. Voigt's neueste Arbeit in den Kolonialen Monatsblättern Nr. 4, April 1914, 16. Jahrgang, aufmerksam: **„Gross-Friedrichsburg unter holländischer Herrschaft.“** — Der vollständigste geschichtliche Abriß über das traurige Ende der brandenburgisch-preußischen Kolonialherrschaft. 1718 verkaufte Preußen die Kolonien an die Niederländisch-Westindische Kompagnie. — 1871 fällt die holländische Goldküste durch Verkauf an die Engländer. — 1884 Besuch Groß-Friedrichsburgs durch S. M. S. Sophie: Mitnahme eines brandenburgischen eisernen Geschützrohres. — 1912/13 wurde der Rest der in den Ruinen befindlichen alten Kanonen mit Genehmigung König Georgs V. nach Deutschland gebracht. Voigt schließt mit den Worten: „Von den Rohren werden einige an die Marineakademie zu Kiel und an die Stadt Pillau abgegeben, die übrigen werden dem Zeughaus zu Berlin einverleibt.“ Ich füge hinzu, daß ich ein Kanonenrohr von Groß-Friedrichsburg unlängst auch in der Neuaufstellung des Museums für Meereskunde und Marine in der Georgenstraße bemerkte.

E. Fr.

Fragekasten.

N. N. Alter Dorotheenstädtischer Friedhof, Berlin, Chausseestraße 126. Mit Anlage des Friedhofs Chausseestr. 126 wurde i. J. 1763 begonnen. Die erste Beerdigung aus der Dorotheenstadt fand dort am 16. Februar 1770 statt, aus der Friedrich-Werderschen Gemeinde im Mai 1771. Hierzu sei bemerkt, daß beide Kirchen zwar gemeinschaftliche Eigentümer sind, dagegen die Verwaltung und Aufsicht von der Dorotheenstadtkirche ausgeübt wird. Bei der Verbreiterung der Hannoverschen Straße i. J. 1889 wurde ein Teil des Friedhofs in diese miteinbezogen. Dies machte die Verlegung eines Teils der Gräber, darunter mehrerer historisch merkwürdiger (die Philosophen Fichte und Hegel), auf Kosten der Stadtgemeinde notwendig. Einen gedruckten, mit 31 Abbildungen geschmückten Führer durch die vielen historischen Gräber daselbst hat Unterzeichneter im Auftrag des Gemeindevorstandes von Dorotheen in Arbeit. Das Büchlein wird in einer Auflage von 2000 Exemplaren i. J. 1915 erscheinen und für ein Billiges käuflich sein.

E. Fr.

Für die Redaktion: i. V. Dr. A. Kieckebusch, Berlin, Märkisches Museum. Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten. Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

Zur Besiedlungsgeschichte der Provinz Brandenburg im 12. Jahrhundert.

Von Robert Mielke.

Wilhelm Schwartz war in seinen letzten Lebensjahren bestrebt, die Herkunft der deutschen Kolonisten Brandenburgs durch sprachliche Untersuchungen näher zu ermitteln. Nachdem er durch den volkstümlichen Namen „Muggel“ für Kröte auf die Spur eines bemerkenswerten Nachlasses der vorlawischen germanischen Bewohner des links- und rechtsseitigen Havelgebietes gekommen war¹⁾, glaubte er auch in der vereinzelt an und auf dem Fläming vorkommenden Bezeichnung „Kukkuluren“ für Kiefernzapfen einen der spärlichen Überreste der holländischen Besiedlung gefunden zu haben. Wieweit die Ermittlungen, die er mit gewohnter Energie und Umsicht einleitete, seine Annahme bestätigten, ist mir nicht bekannt geworden; jedenfalls ist er zu einer Bearbeitung seiner Beobachtungen nicht mehr gekommen. Das ist zu bedauern, denn trotz der anscheinend verbürgten Nachricht, daß Bewohner aus Holland, „Hollandini qui et Flamingi nuncupantur“, wie 1152 Bischof Wichmann von Naumburg, der spätere Erzbischof von Magdeburg, sie bezeichnet, nach Sachsen und Brandenburg gezogen wären, haben sich sichere Reste ihres Volkstums nur wenig und vereinzelt erhalten. Im Gegenteil sind die Berichte der alten Chronisten, besonders des Pfarrers Helmold von Bosau, dessen Chronik der Slawen fast die einzige zusammenhängende Quelle für diese Zeit bildet, durch die wissenschaftliche Kritik stark in Frage gestellt worden. Namentlich seit Th. Rudolph in seiner Schrift „Die niederländischen Kolonien in der Altmark im 12. Jahrhundert“ (Berlin 1889) die von dem hannoverschen Landdrosten A. v. Wersebe²⁾ Anfang des 19. Jahrhunderts geäußerten Zweifel über die Stärke der holländischen Einwanderung durch eine kritische Untersuchung für berechtigt gefunden hat, ist man den Äußerungen des gutgläubigen, aber sich vielfach biblischer Wendungen bedienenden Helmold gegenüber etwas vorsichtiger geworden. Das war um so nötiger, als der Holländer E. de Borchgrave in einem größeren

¹⁾ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde V. 1895 S. 246f. (mit Karte).

²⁾ A. v. Wersebe. Über die niederländischen Kolonien, welche im nördlichen Teutschland im 12. Jahrhundert gestiftet wurden. 1815 u. 1816.

Werke¹⁾ das Nachleben von niederländischen Volksliedern und Volks-sitten in Deutschland ermittelt hatte und F. Adlers baugeschichtliche Untersuchungen²⁾ die Vorstellung einer zielbewußten starken Besiedlung erweckt hatten, hinter der die Teilnahme anderer Volksstämme völlig zurücktrat. Adlers verdienstvolle, aber einseitige Forschungen sind von O. Stiehl³⁾ berichtigt worden und dahin ergänzt, daß der Backsteinbau nicht von Holland, sondern von der Lombardei aus beeinflußt wurde. Die allgemeineren volkskundlichen Nachweise von Borchgraves bleiben indessen bestehen, obwohl sich aus ihnen Andeutungen über die Heimat der einzelnen Kolonistengruppen nicht gewinnen lassen.

Keineswegs ist aus der sehr reichen wissenschaftlichen Literatur, die außer den genannten Werken noch eine große Zahl von Einzelschriften, Dissertationen, Programmen und Aufsätzen umfaßt, zu folgern, daß das niederländische Bevölkerungselement zu streichen sei. Das ist unanfechtbar nachgewiesen; nur die Richtung und Ausdehnung der Einwanderung ist zweifelhaft; daneben aber bleibt auch die Frage zu untersuchen, aus welchen niederländischen Gegenden die sogenannten Holländer stammen und wie weit noch andere Stämme an dieser Kolonisation des Ostens, besonders aber der Mark Brandenburg, beteiligt sind. Im allgemeinen wurde bisher der Strom der Auswanderer mit verheerenden Sturmfluten in Verbindung gebracht und daraus gefolgert, daß sie aus der Nähe des Meeres, besonders aber aus der Umgebung der Südersee stammen. Zuständig für die endgültige Lösung dieser Fragen wird in letzter Linie die Sprachforschung sein, die methodisch die märkischen Dialekte untersucht und bereits einen umfangreichen Stoff zusammengebracht hat. Der fünfte Band der Landeskunde der Provinz Brandenburg, für den bereits grundlegende Vorarbeiten gemacht worden sind, wird auch darüber neue Ergebnisse vorlegen. Daneben aber werden auch andere volkliche Äußerungen in Betracht zu ziehen sein, die Aufschluß verheißen.

Ein kleiner Beitrag soll im nachstehenden von der Hausforschung aus versucht werden, die jetzt, nachdem bereits die großen Typengebiete festgestellt sind,⁴⁾ diese Untersuchung von den einzelnen Hausformen weiterführen kann. Wiederholt habe ich auf das märkische Dielenhaus hingewiesen, das sich im großen und ganzen als ein Abkömmling des Alt-

¹⁾ E. de Borchgrave. Histoire des colonies belges, qui s'établirent en Allemagne pendant le 12^{ème} et le 13^{ème} siècle. 1865.

²⁾ Märkische Forschungen VII. 1861 S. 110–127 und Festschrift der Technischen Hochschule zu Berlin 184 S. 192f.

³⁾ O. Stiehl. Der Backsteinbau romanischer Zeit, besonders in Oberitalien und Norddeutschland. Leipzig 1898.

⁴⁾ Ein abschließendes Bild habe ich in dem 3. Bande der Landeskunde der Provinz Brandenburg zu geben versucht, nachdem ich bereits im Globus LXXXIV 1903 S. 3f. eine

sachsenhauses zeigt. Das Haus, von dem ich ausgehe,¹⁾ befand sich in dem Dorfe Schlalach bei Treuenbrietzen und ist nach einer Inschrift 1727 erbaut worden. Es war von neueren An- und Umbauten ziemlich verschont geblieben und darf als ein lehrreiches Beispiel für den älteren Typus dieser Gegend betrachtet werden. Vor dem Wohnhause und fest mit ihm verbunden steht ein schmalerer Speicherbau, der von jenem keinen Zugang hat, sondern durch eine besondere Tür von außen zu betreten ist. Durch den Giebeleingang kommt man auf den Flur. Links von ihm liegt die Stube mit einem neueren Ofen; rechts sind drei kleine Gelasse angeordnet. Hinter dem Flur ist die Küche, auf ihrer linken Seite eine nur von der Stube aus betretbare Kammer, auf ihrer rechten ein später eingerichteter Kuhstall mit besonderem Ausgang nach dem Hofe. Hinter der Küche und von hier aus zugänglich erstreckt sich der alte Kuh- und Pferdestall über die ganze Breite des Hauses. Dieser Stall, der natürlich einen besonderen Ausgang nach dem Hofe hatte, liegt etwa 60 cm tiefer als die anderen Räume. Es war dadurch innerhalb des ganzen Stalles eine Grube entstanden, in der der Dung früher liegen blieb und nur ein- bis zweimal im Jahre auf die Felder — zum meist zu Lichtmeß — gefahren wurde. Man holte dann jedesmal bis zehn Wagen Dung aus dem Stalle. Andere Häuser in Schlalach zeigten dieselbe Eigentümlichkeit oder waren nach örtlichen Angaben früher in gleicher Weise eingerichtet. Auch in den benachbarten Dörfern, in Linthe, Wendisch-Bork, Nichel, Krahnepuhl, Mörz, Schäpe, Fresdorf, Dippmannsdorf, Ragösen, selbst bis nach dem nördlich Brandenburg gelegenen Marzahne, östl. Pritzerbe, sollen früher alle alten Häuser den vertieften Stall gehabt haben.

Daß alte Häuser einst häufig vertieft waren, ist vielfach belegt — in Norwegen kennt man sie noch aus dem 19. Jahrhundert —; sie sind aber seit langer Zeit, vermutlich schon seit Beginn unserer Zeitrechnung, in ebenerdige umgewandelt; nur vertiefte Scheunen und Ställe haben sich gehalten. Die Gebiete beider, der vertieften Scheunen und der vertieften Ställe, fallen jedoch nicht zusammen. Von den letzteren waren bisher nur zwei, ein nordwestliches und eins in Tirol bekannt. Zu diesen tritt nun als drittes Gebiet der südwestliche Teil der Provinz Brandenburg, der sich voraussichtlich noch über das sächsische Grenz-

Karte der Haustypen veröffentlicht hatte. Das reiche Material, das ein von mir mit Mitteln der Rudolf Virchow-Stiftung herausgegebener Fragebogen zusammenbrachte, konnte ohne jahrelange örtliche Untersuchung bisher nicht eingehend verarbeitet werden; doch habe ich immerhin über dreißig Karten angefertigt, die sich mit den Fragebogen im Original in der Bibliothek der Berliner Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte befinden. Als eine Fortführung auf Grund der Fragebogen ist diese Abhandlung zu betrachten.

¹⁾ Abgebildet in Landeskunde III S. 42 Abb. 34. Jetzt ist es abgebrochen. Eine Nachbildung im Maßstabe 1:20 befindet sich in der Kgl. Sammlung für Volkskunde.

land und in das Havelland erweitern wird. In dem übrigen Gebiete des Dielenhauses in Brandenburg scheint der vertiefte Stall zu fehlen, wenigstens sind mir bisher noch keine Beobachtungen bekannt geworden. Weder im Oberbarnim, in der Neumark, noch in der Uckermark, in der Prignitz und dem Ruppiner Kreise, wo Dielenhäuser vorkommen, sind solche nachgewiesen. Vielleicht werden sie eines Tages noch bemerkt, was ich jedoch aus bestimmten volkskundlichen Gründen für ausgeschlossen halte; sollten sie gefunden werden, dann würde das brandenburgische Gebiet erweitert, aber das merkwürdige Vorkommen in der Provinz selbst würde keineswegs erklärt.

Denn die isolierte Lage der brandenburgischen vertieften Ställe hat ein besonderes Interesse dadurch, daß in dem zunächst gelegenen Gebiete dieser Stall eine bemerkenswerte stammesartige Beziehung hat. Es handelt sich um das alt-sächsische Gebiet, das sich südlich des Rheines bis an die gegenwärtige holländische Südgrenze erstreckt. Im Westen reicht es bis in die Gegend von Breda, nach Osten dürfte der Rhein die Grenze bilden. Es umfaßt die holländische Provinz Brabant und den nördlichen linksrheinischen Teil des Regierungsbezirkes Düsseldorf bis etwa zu einer südlichen Linie Roermond—M.-Gladbach—Neuß—Düsseldorf. Heute sind freilich auf deutscher Seite die vertieften Ställe kaum noch zu finden, aber der Gewährsmann, der die erste Kunde über diese Ställe bringt, der alte Landwirtschaftslehrer Schwerz,¹⁾ rückt die Grenze für den Anfang des 19. Jahrhunderts weit in die Rheinprovinz hinein und zwar in ein Gebiet, das in einer merkwürdigen T-förmigen Ausbildung des Grundrisses bereits eine Auflösung des alt-sächsischen Hauses zeigt. Einen Grundriß des Hauses mit vertieftem Stalle hat Elard H. Meyer in seiner „Deutschen Volkskunde“ (Abb. 5 S. 65) veröffentlicht. Es ist ein alt-sächsisches Haus in dem Dorfe Staphorst an der Südersee mit breiter Diele und gleich breitem Wohnteil, der indessen gegen jene durch eine später eingebaute Wand abgetrennt war. In mancher Beziehung ist hier die alt-sächsische Bauart schon durch niederfränkische und friesische Einflüsse eingeschränkt worden. Besonders hat die Diele das ehemalige große Scheunentor verloren und dient, da hier vorwiegend Milchwirtschaft betrieben wird, als Heuplatz, während die Diele unmittelbar vor dem Wohnteil quer zur Längsrichtung des Hauses liegt. Dadurch ist der Eingang zur Diele an die Langseite geschoben, was durchaus unsächsisch ist. Zwischen dieser Diele und dem alten Dielenplatz, dem neuen Heustapelplatz, der an friesische Einrichtungen erinnert, liegt, an den Langseiten von dem Ständerwerk des Sachsenhauses eingeschlossen, der etwa 1,25 m tiefe Stall, der nach Schwerz den Namen „Potstall“ führt.

Nach Schwerz ist dieser Gruben- oder Potstall in Brabant zuhause, wo er aber um 1800 sich nicht mehr als Teil eines Einbaues, sondern

¹⁾ Anleitung zur Kenntnis der belgischen Landwirtschaft 1808 Bd. 3 S. 294f.

als selbständiges Stallgebäude darbot. Dieses hatte hinter den Kühen eine gemauerte Vertiefung bis zu $1\frac{1}{2}$ m, in die der Mist hineingekehrt wurde und bis Lichtmeß liegen blieb. Die Kühe standen bei dieser offenbar schon nicht mehr ursprünglichen Einrichtung auf dem Trocknen, und nicht auf dem Mist selber. Gerade die nur teilweise Anlage eines Potstalles in einem besonderen Stallhause, das doch Raum genug für die Einsenkung des ganzen Stalles bot, zeigt, daß die Einrichtung einem anderen Haustypus entnommen und als fertiges Ergebnis übertragen sein mußte. Als dieser Haustypus kommt das Altsachsenhaus umso mehr in Betracht, als das letztere einst auf niederländischem Boden ein größeres Ausdehnungsgebiet einnahm als heute. Bei dem Altsachsenhause erlauben die Seitenställe, die Kübungen, die durch eine kojentartige Abtrennung der Kuhstände an und für sich beengt waren, keine Vertiefung des Ganzen, weil der Mist sich dann nur mit Schwierigkeiten entfernen läßt. Man ist ihrer dadurch Herr geworden, daß man die Mistgrube laufgangartig hinter den Ständen anlegte, von wo er leicht durch Fenster herausgeschafft werden konnte.

Heute zeigen diesen rinnenartigen Potstall (aber ohne diese Bezeichnung) nur noch sehr alte Häuser in Oldenburg und Hannover. Und der Mist bleibt auch nicht den ganzen Winter über in der Grube, sondern wird in jeder Woche entfernt. Aus dem Artlande, im südlichen Teil des Regierungsbezirks Osnabrück, wird aber noch berichtet, daß er einst den Winter über lagerte.¹⁾ Daß die Eintiefung des sächsischen Hauses auch im Münsterlande nicht fremd war, geht aus einer „Anweisung zur Verbesserung des Ackerbaues und der Landwirtschaft des Münsterlandes“ hervor (bei Lindner S. 693), nach der die Haussohlen nicht im Grunde liegen sollen und man nicht in den Grund hineinbauen soll, wie es die Alten taten, um wind- und wettergeschützt zu sein.

Die gleiche Anlage eines Potstalles findet sich nach Rhamm²⁾ weiterhin tief in der holländischen Provinz Drenthe, dem zwischen der Ems und der Südersee, südlich der Provinz Groningen und nordwärts der Provinzen Gelderland und Overyssel gelegenen Gebiete. Der erwähnte, von Meyer veröffentlichte und von Rhamm wesentlich genauer gegebene Grundriß stammt aus Staphorst, östlich von der Südersee, in Overyssel gelegen. Ähnliche sollen nur noch in der Nachbarschaft, in Rouveen und in Friesenveen bei Almelo vorkommen, während die Drenther Häuser wie die altsächsischen eine Rinne hinter den Ständen haben; doch stehen die Tiere noch wochenlang auf dem Mist, bevor er in die Rinne gefegt wird. Also auch der Stall ist ein wenig vertieft und zeigt

¹⁾ Lindner in „Beiträge zur Geschichte des westfälischen Bauernstandes“, herausgegeben von Fhrn. v. Kerckerinck zur Borg. Berlin 1912 S. 694f.

²⁾ C. Rhamm. Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. Braunschweig 1908 II. 1. Bd. S. 33.

dadurch, daß wir es hier in Drenthe mit einer Übergangsform zwischen dem Brabanter Potstall und dem altsächsischen Stall mit der Rinne zu tun haben. Da jedoch der Staphorster Potstall vollständig von dem Rinnenstallgebiet umgeben ist, so ist er entweder der Überrest einer einst weiter verbreiteten Einrichtung oder er ist aus Brabant übertragen. Im ersteren Falle müssen die Übergangsformen jünger sein. Es spitzt sich die für unsere brandenburgischen Häuser wichtige Frage dahin zu: Ist der vertiefte Stall eine altfränkische oder altsächsische Form?

Nun ist auch die Brabanter Bauweise in getrennten Häusern, wie sie uns Schwerz schildert, keineswegs ursprünglich, sondern aus einem Einbau entstanden,¹⁾ von dem sich Reste noch südlich Dortrecht und der Maas und in der Gegend von Herzogenbusch finden, aber mit Merkmalen, die ihm nach Rhamm eine selbständige Stellung neben dem Altsachsenhause anweisen. Früh schon muß dieser alte Einbau seine Selbständigkeit verloren haben, auf der einen Seite durch das sächsische Haus, auf der anderen durch fränkische Einflüsse, die vom Süden her in Brabant eindrangen und die alte Bauart auf einen schmalen Bezirk südlich der Maas und auf jene kleine Dorfgruppe in Overybel zusammendrängten. Rhamm hält die letztere für Kolonien, d. h. für jünger; dem aber widerspricht es, daß eine so kennzeichnende Eigenart wie der Potstall auch bei den Inselfriesen erhalten ist, deren Hausbau in ein sehr hohes Alter weist. Auf der Insel Föhr wird der Kuhmist der vom November bis 12. Mai aufgestellten Tiere in einen „Potstall“ gekarrt, der außerhalb des Hauses liegt,²⁾ um erst im Frühjahr entfernt zu werden.

Es ist demnach sicher, daß der Grubenstall drei alten Einbautypen gemeinsam angehört hat, dem friesischen,³⁾ dem altsächsischen und dem salfränkischen, daß er aber seinen dichtesten Verbreitungsbezirk in Brabant, einem alten salfränkischen Boden, hat. Da man aber die Gegend der größten Dichtigkeit einer alten Bauform immer als die Heimat derselben ansehen darf, so folgert daraus, daß der Ursprung des Grubenstalles in Brabant und den östlich angrenzenden Teilen der Rheinprovinz zu suchen ist. Mit der fränkischen Heimat des Grubenstalles steht es im Einklange, daß sich die Sitte, den Mist in gemauerten, außerhalb des Hauses angelegten Gruben zu sammeln, auf dem linken Rheinufer bis nach der Rheinpfalz hin verbreitet hat, während er sonst bei den deutschen Stämmen nur in leicht ausgehobenen Erdgruben aufbewahrt wird.

¹⁾ Einen solchen fand ich vor mehreren Jahren südlich von Dortrecht auf dem linken Ufer der Maas.

²⁾ Häberlin in „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ 1912 S. 370.

³⁾ Daß der friesische Bau auch an weit entfernten Orten seine Eigenart bewahren kann, beweist die verblüffende Gleichgestaltigkeit der Fischerhäuser auf der Insel Marken (Südersee) und der Halbinsel Hela bei Danzig. S. Zeitschrift für Ethnologie XXXXIII 1911 S. 368—370.

Der Grubenstall ist indessen auch sehr alt. Das geht schon daraus hervor, daß er sich auch in Tirol erhalten hat und hängt mit der altgermanischen Sitte zusammen, den Mist nur ein- oder zweimal im Jahre auf die Felder zu fahren. In Tirol finden sich vertiefte Ställe vorwiegend im oberen Inntale und in Verbindung mit einem Streubau, der in ein hohes Alter zurückgeht¹⁾ Sicher ist diese Bauweise nicht fränkisch, sondern geht in eine Vorzeit zurück, in der die Bewohner des Inntales noch mit den nördlichen Germanen Berührung hatten, in der wenigstens die Franken noch nicht diesen Sammelnamen der verschiedensten Westgermanenstämme führten. Die salischen Franken haben dann den Grubenstall herausgebildet und als Potstall (wohl ein verhältnismäßig junges Wort) erhalten, während er bei den ripuarischen Franken durch den Einfluß des Berglandes, das ihnen zunächst den alten Einbau zu einem Streubau wandelte, zu einer viereckig fest ummauerten Grube außerhalb des Hauses wurde. Die Sachsen und die Bajuwaren in Tirol, die übrigens noch vielfach an dem Einbau festhalten, sind bei dem Langstall mit Rinne geblieben, wenn auch die Ausbildung sich im einzelnen anders gestaltet hat.

Für unseren märkischen Grubenstall ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß er aus Brabant und dem benachbarten nördlichen Rheinlande stammt. Damit erklärt sich auch eine Eigentümlichkeit des Dielenhauses, die aus seiner Herkunft aus dem Altsachsenhause nicht ganz zu erklären war, nämlich die Verschiebung des Kuhstalles an das Ende des Hauses. Wenn wir nun aber als den unmittelbaren Vorläufer unseres Hauses einen Einbau annehmen, bei dem die typische Geschlossenheit des Altsachsenhauses sich noch nicht durchgekämpft hatte, dann können wir ihn nur bei den Salfranken vermuten. Über seine Einrichtung ist nicht viel bekannt; wir können sie nur aus den Gesetzen erschließen und allenfalls noch nach Rhamms Hinweisen den Einbau der Zipser Bauern im nördlichen Ungarn heranziehen, die im 12. Jahrhundert vom Niederrhein nach ihrer gegenwärtigen Heimat gewandert sind. Sicher ist aber, daß der Stall, der übrigens in der Zips nicht als Grubenstall bekannt ist,²⁾ nicht in demselben festen Verhältnisse zum Einbau stand wie im sächsischen Hause. Es würde sich aus dieser Herkunft die Lage des Stalles am Ende des Hauses einigermaßen erklären. Darüber hinaus aber gewänne das märkische Dielenhaus eine sichere Stellung in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Bauernhauses, eine Stellung, die ihm einen großen Wert in der Hausforschung gibt, weil wir hier einen Haustypus aus einer frühen Zeit vor Augen haben, in der sich die stammesartigen Typen erst zu festigen begannen.

¹⁾ Rhamm. A. a. O. S. 960.

²⁾ Fuchs in den Mitt. der Anthropol. Gesellschaft, Wien XXIX S. 1f.

Wir müssen also annehmen, daß die Kolonisten in der südwestlichen Mark aus Brabant und dem nördlichen Teil des Regierungsbezirks Düsseldorf gekommen sind. Es findet diese Annahme eine Bestätigung in der Wiederkehr gleicher Ortsnamen in beiden Gebieten. Schon von älteren Forschern ist auf die Ähnlichkeit zwischen Niemeck und Nymwegen, zwischen Grüningen und Groningen, zwischen Brück und Brügge hingewiesen, ohne jedoch mit diesem Hinweis durchzudringen. Viel anzufangen ist mit ihm freilich nicht, denn bei Brück und Grüningen kann es sich um zufälligen Gleichklang mit Brügge und Groningen handeln, die zudem von Brabant noch sehr weit entfernt sind, und Niemeck, das früher Niemic, Nyemic, Nymk, Niemeke geschrieben wurde, kann nach Analogie von Niemitzsch (früher Niempsi, Nymytsch) bei Guben, Niemitsch bei Liegnitz, Nimptsch bei Breslau und vielen anderen ähnlichen Ortsnamen im slawischen Sprachgebiet sehr wohl aus dem wendischen niemec, ursprünglich = stumm, unverständlich, dann im weiteren Sinne = deutsch hergeleitet werden. Bei dem Bestimmungswort von Ortsnamen ist es überhaupt immer bedenklich, Schlüsse zu ziehen, wenn man nicht ganz bestimmte Anzeichen einer Übertragung hat.

Solche liegen für den brandenburgischen Südwesten in einzelnen Endungen vor. Wenn man eine Karte der Rheinprovinz zur Hand nimmt, fallen neben den typischen Ortsendungen wie -bach, -feld, -burg, -dorf einzelne wie -nach, -ich, -rath, -broich, -scheid, -horst und -dung oder -dong auf. Das Wort „dung“, „dong“ oder „tung“, unser jetziges „Zunge“ (engl. tongue) bezeichnet eine von Wassergräben, Moor oder Sumpf umgebene Landspitze, eine Landzunge. In Westfalen ist die „Donk“ ein durch Dämme gegen Wasser geschütztes Feld, das man in Holland als einen Polder bezeichnet.¹⁾ Solche Dong-Dörfer finden sich besonders zahlreich in dem brabant-rheinischen Gebiet (und anscheinend nur hier in Deutschland). Wir haben hier Dungs und Neersdonk bei Kempen, Niederdonk bei Neuß, Donk bei M.-Gladbach, Winnekendonk bei Cevelaer, Wachtendonk bei Geldern, Cranen-, As-, Loendonk und Uedonk bei Viersen, Axendonk südlich der holländisch-belgischen Grenze, Dongen bei Breda.²⁾ Alle diese liegen in sumpfigen Gegenden. Der einzige Dungs, Ochtendung, der weit südlich von unserem Gebiete auf dem Eifelgebirge zwischen Coblenz und Mayén liegt, soll früher Osterding geheißen haben, was keineswegs unwahrscheinlich ist.³⁾ Nun finden

¹⁾ In Thüringen: Tüngedä, örtlich „Tüngen“ und Tonga, Thamsbrück, früher Thungisbrucken, alle bei Langensalza.

²⁾ Die Schrift von M. Buyt, „Die untere Niersgegend und ihre Donken (Nieuwerkerk 1867)“, die ich bisher noch nicht habe zu Gesicht bekommen können, zählt allein in diesem Flußgebiet 127 Donken auf.

³⁾ Er liegt überdies, wie ich mich im Sommer 1914 persönlich überzeugte, auf offener Bergeshöhe.

wir auffallend zahlreiche Flurnamen mit —dung auch in unserem märkischen Grubenstallgebiete. Zwischen Genthin und Vehlen erscheint ein Wolfsdunke und ein Dunkelfort, bei dem Dorfe Mötlitz, zwischen Plaue und Pritzerbe eine Dunk-Brücke; eine „hohe Dunke“ liegt im Fiener Bruch. Südlich Brandenburg liegt bei Reckahne ein Rittergut Mesdunk (1375 Mosdunk). Auf der linken Seite der Planeniederung sind zu bemerken ein Vorwerk Rosdunk und der kleine Waldbusch „der Clawedunk“. Aus Urkunden sind bisher festzustellen gewesen: 1375 ein Clapeduk, der in einem Reverse einige Jahre später Klapdunge¹⁾ geschrieben wird, und 1539 der Plumperdunck bei Döberitz, unweit Pritzerbe.²⁾ Alle diese „Dung“ liegen an den breiten Sümpfen der Havel, Plane und des Fiener Bruchs, was in einer merkwürdigen Übereinstimmung mit den Dungorten an der deutsch-holländischen Grenze steht, die hier zumeist an den sumpfigen Ufern der Niers, einem rechten Nebenfluß der Maas, liegen.

In gleicher Weise überraschen die zahlreichen Ortsbezeichnungen mit fort in beiden Gebieten. Im Nordwesten haben wir Diersfordt bei Wesel, Lintfort bei Mörs, Neußerfurth bei Neuß, Illervoort in Brabant. Ihnen entsprechen in Brandenburg eine Clingforts- und eine Ochsenfortsbrücke nordwärts von Plaue, eine Zimmerfurt- und Rohrfurtsbrücke im Fienerbruch, die flache Fort bei Treuenbrietzen, der Sandfortsgraben bei Reckahne, Gottesfort bei Schobsdorf, Magdeburger Fort bei Leitzkau, vielleicht auch Fohrde bei Brandenburg und eine große Anzahl gleicher Verbindungen im südlichen Teile des Kreises Jericho. Den Horstnamen: Horst in Brabant, Vinkenhorst bei Geldern können wir in Brandenburg eine Horstlake bei Jerchel, unweit Pritzerbe, Sophienhorst, Birkhorst bei Clasdorf, den hohen Horst bei Burg, einen Mierenhorst bei Goltzow an die Seite stellen³⁾.

Das sind nur zufällige, gelegentlich auf Wanderungen oder als Lesefrüchte notierte Namen. Wenn wir erst einmal eine Flurnamensammlung haben werden — noch sind wir davon leider weit entfernt — dann werden sich bedeutend zahlreichere Gegenstücke finden. Im Verein aber mit dem merkwürdigen Grubenstall beweisen sie schon jetzt alte Beziehungen zwischen beiden Gebieten. Jetzt erscheinen auch die Ortsnamen in einem anderen Licht, um so mehr als auch ein Rhin, der zwischen Görzke und Rottstock in die Buckau fließt und durch diese in den Breitling-See bei Brandenburg entwässert wird, in unserem Gebiete ist. Groningen werden wir vorerst preisgeben können, da die westfriesische Stadt dieses Namens für unser Grüningen oder Gränigen (beide Orte sind vertreten, dazu der Gränert bei Brandenburg und Dorf

20 ¹⁾ Berghaus. Landbuch der Provinz Brandenburg I. S. 587.

22 ²⁾ Fidizin. Territorien III. S. 14.

³⁾ Auf Horst möchte ich nicht viel Wert legen, weil es möglicherweise erst unter Friedrich Wilhelm I. eingedrungen ist. Dafür sprechen die vielen Horstorte im Havelluch.

Gräningen bei Rathenow) nicht in Betracht kommt. Die Gleichung Nymwegen—Niemegk gewinnt Halt durch unser Brück oder Brückermark bei Reckahne, dem in Brabant ein Brügge (nicht die alte Flamenstadt!) und ein Brüggen bei Viersen zur Seite stehen. Die alte Burg Rabenstein, die früher Ravenstein geschrieben wurde, entspricht dem Brabanter Orte Ravenstyn, Linthe, ehemals Linthorp, vielleicht dem Brabanter Lent oder Linne bei Roermond oder dem schon erwähnten Linthorst bei Mörs, Boeke bei Viesen, vielleicht dem flandrischen Boekel. Borne bei Belzig und die wüste Mark Katerborn können mit Born bei Brüggen und mit Materborn bei Cleve in Beziehung gebracht werden. Erwähnt seien noch, weil sie zu einem Vergleich locken: Viesen bei Gräningen und Vessem in Brabant, Dalen bei Goerzke und Dahlen bei M.-Gladbach, Krahnepuhl bei Belzig und Cranenburg bei Cleve, Rosental bei Plane und der bekannte holländisch-belgische Grenzort Rosendaal, der gleichfalls noch in Brabant liegt.

Bei einzelnen dieser Ortsnamen liegt vielleicht nur eine zufällige Ähnlichkeit vor, die Gesamtreihe, die sich zweifellos noch erweitern läßt, scheint jedoch mit der Kolonisation des 12. Jahrhunderts zusammenzuhängen. Auffallend ist auch der Name des Dorfes Mörz bei Belzig, der 1161 als Burg Mordiz erscheint und sowohl mit einem sagenhaften Grafen Moritz wie mit dem slawischen Gau Moraciani zusammengebracht wird. Das erstere ist nicht ernst zu nehmen; dem anderen steht entgegen, daß der genannte Gau nur bis ungefähr zur gegenwärtigen Grenze der Provinz reichte, im wesentlichen von hier bis zur Elbe ging und Mörz gar nicht mehr zum Gau Moraciani gehörte. Wenn wir dagegen im Regierungsbezirke Düsseldorf, dem das Hauptgebiet der rheinischen Gruben- oder Potställe zugerechnet werden muß, die Stadt Mörs, bei Düsseldorf ein Dorf Mörsenbroich und weiterhin im linksrheinischen Frankengebiet ein Dorf Mörschbach, eine Mörschenmühle, einen Ort Mörsdorf, bei Coblenz sogar zwei Ortschaften namens Mörz zu finden, dann werden wir die Gründer des brandenburgischen Dorfes auch unter den fränkischen Kolonisten suchen müssen.

Die Angaben Helmolds und anderer Chronisten würden also dahin zu berichtigen sein, daß die Kolonisten des 12. Jahrhunderts, die den Kreis Belzig, die Zauche und die sächsischen Grenzgebiete besetzten, nicht von der Wasserkante stammten, sondern aus den salfränkischen Gebieten Brabant und dem benachbarten Rheinland. Wenigstens in der Hauptsache. Daß auch noch kleinere Trupps aus anderen Gegenden Niederdeutschlands gekommen sind und sich innerhalb der salfränkischen Kolonisten niedergelassen haben, das soll in einer späteren Arbeit nachzuweisen versucht werden.

Gottfried Arnold.

Von E. Haase, Oberlehrerin in Perleberg.

Vor nun 200 Jahren ist in dem märkischen Städtchen Perleberg ein Mann aus dem Leben geschieden, der nicht nur Theologie und Kirche seiner Zeit aufgeregt, sondern auch die Nachwelt nachhaltig beeinflußt hat. Das war Gottfried Arnold. Mehr als 50 bedeutungsvolle Werke hat er in die Welt hinausgehen lassen, die, jedes einzelne, große Bewegung hervorriefen; viel verehrt ward er, aber auch grimmig, unversöhnlich gehaßt. Aus dem unbeschreiblich starken, vielstimmigen Für und Wider seiner Person und Geistesrichtung, aus der Fülle seiner Werke und dem Wirrsal der Kampf- und Angriffsschriften wider ihn heraus ein unparteiisches und klargeschautes Bild des Vielgeliebten und Vielgehaßten zu schaffen, hat schon 1873 Dr. Franz Dibelius unternommen, der einst Dozent an der Berliner Universität und dem Kgl. Dom-Kandidaten-Stift war. Seinem Gelehrtenfleiß standen außer den selten gewordenen Werken Arnolds viele bisher unbekannte und später verschollene Schriften zur Verfügung, so daß wir in diesem verdienstvollen Werk die beste Darstellung des Lebens und der Bedeutung Arnolds besitzen.

Auf Gottfried Arnold paßt das bewährte Bibelwort auf des Großen Friedrich Gedenksäule in Tamsel „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch trage in seiner Jugend.“ Hart war die Kindheit des am 5. September 1666 geborenen ersten Kindes des spärlich besoldeten 6. Lehrers der Lateinschule zu Annaberg in Sachsen. Siebenjährig verlor er die Mutter, dreizehnjährig mußte er durch Stundengeben verdienen helfen, statt die eigene Ausbildung fördern zu dürfen. Durch frühe Selbständigkeit, durch angestregtes Arbeiten auf dem Gymnasium zu Gera unter den allerdürftigsten Verhältnissen ward der fromme Jüngling zum in sich gekehrten, zum einsamen Menschen. Sein Sehnen nach Geist und Wahrheit, sein Durst nach tieferer Erkenntnis ward nicht gestillt, als er sich vollen Herzens der Theologie hingab; denn das einst vom Lebenswasser überquellende Wittenberg war die Stätte ödster Buchstabentheologie nachlutherscher Zeit geworden. Aus Tholucks „Akademischem Leben“ kann man von dem wüsten und seichten Studentenleben jener Zeit, von dem verknöcherten Gelehrtentum vieler Dozenten, von den trocken abstrakten Predigten lesen, wodurch Begabte und nach ihnen alle, die sich nach neuem frischen Geistesleben sehnten, zu Vorläufern des Pietismus wurden. Es war wie ein Wunder, daß in diesen Zeiten tiefster geistiger und leiblicher Not nicht die Universitäten verdorrten, da z. B. 1640 in Greifswald weder ein Professor noch ein Student der Theologie zu finden war. Das Volk besuchte viele und lange Gottesdienste an Sonn- und Wochentagen, auf der Kanzel wurde viel gestritten, viel ödes Buchstabenwerk dargeboten, unter der Kanzel viel geschlafen.

Arnold gewann weder mit seinen Studiengenossen, noch mit seinen Lehrern Föhlung. Unter Entbehrungen rang er sich einsam und mühselig durch die Studienjahre. Scharfen Blicks erkannte er die Schäden der Kirche und ward, seiner Neigung und Anlage gemäß, Historiker des christlichen Altertums. Für ein praktisches Kirchenamt konnte er sich nicht entschließen; die Hohlheit des Buchstabens verachtete, harten Gewissenszwang fürchtete er. Finsterstem Aberglauben opferte man Tausende von Frauen, schrieb man doch Hunger und teure Zeit, Feuers- und Wassersnot, ansteckende Krankheiten und Seuchen den Hexen zu. 1640—1651 wurden allein in der Grafschaft Neiße 1000, in Osnabrück in dem einen Jahr 1640 80 dieser Unglückseligen am Marterpfahl verbrannt. Daneben stand das wüste Schwelgen — am Tag des Herrn mehr Schuld und Schande als an den Wochentagen — in jenen Lastern, gegen die auch heut wieder alle deutschen Volksfreunde die Stimme erheben. Dagegen sah und malte Gottfried Arnold das harmonische, schlichte Liebesleben der ersten Christen in den lichtesten Farben gegenüber der als unverbesserlich düster angeschauten Gegenwart. Durch sein zurückgezogenes Leben ging ihm mit der Entfernung vom Laster auch das Bildungsmittel des Verkehrs verloren; dazu wuchs sein Ehrgeiz. Sehr bald schon errang er die Magisterwürde, deren er sich später aber als einer unchristlichen Hochmutstat so schämte, daß er den rechtmäßig erworbenen Magistertitel seinem Namen nur in seinen Erstlingswerken vorangesetzt hat. Diese Schriften behandelten die ersten Märtyrer und überhaupt die älteste Christenheit, darunter war eine deutsche Ausgabe der Briefe des Barnabas und des Clemens Romanus. Aber Arnold mußte einem Brotquell zustreben. Der edle Philipp Jakob Spener ward ihm zum väterlichen Freund, dem er sich mit völliger Hingabe anschloß. Spener sah gleich ihm die Schäden der Kirche; aber er wandte sich nicht verbittert und hoffnungslos ab, sondern er baute an dem „Kirchlein in der Kirche“ und brachte wie sein Freund und Schüler A. H. Francke das Bibelstudium und statt der Rechtgläubigkeit die rechte Gläubigkeit wieder zu Ehren. Daß wie einst das Buchstabenwesen erstarrte, nach ihm der Pietismus in Unwissenschaftlichkeit und Frömmerei ausartete, war nicht in Speners Geist. Spener verschaffte dem jungen Arnold eine Erzieherstelle, zu der der herbe, an selbständige Abgeschlossenheit Gewöhnte jedoch wenig paßte. Als Speners sänftigender Einfluß nach dessen Berufung an die Nikolaikirche zu Berlin aufhörte, kam es zum Bruch. Der treue Spener verschaffte ihm eine ähnliche Stelle im Hause des Stifthauptmanns von Stammer in Quedlinburg. Hier stärkte sich sein Vorsatz, kein geistliches Amt in der geistverlassenen Kirche anzunehmen. Da brachte ihm nach 4 Jahren sein erstes größeres Werk plötzlich die Berufung zum Geschichtsprofessor nach Gießen. In diesem Buch „Die erste Liebe, das ist wahre Abbildung der ersten

Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben“ malte er mit den Sehnsuchtsfarben seiner heißen Seele die ersten Christen so, wie er sie sich wünschte und wie sie ihm erschienen, und zeigte dem lebenden Geschlecht sein herrliches, sein weltenfernes Urbild. Dies Werk machte Arnold berühmt; viele, auch Spener, schätzten es hoch, obwohl mancher die geschichtliche Treue vermißte. Durch sein akademisches Amt sah sich Arnold in ein buntes Leben gerissen, das seinen Anschauungen widersprach. In der Welt der Welt zu entfliehen vermochte er nicht, deshalb legte er plötzlich — zu allgemeiner Verwunderung — sein Amt nieder und kehrte nach Quedlinburg zurück. Seine Freunde priesen seine Tat, seine Feinde griffen ihn und seine wissenschaftliche Tüchtigkeit heftig an. Als Gast des Hofdiakonus Sprögel, seines treuen Gesinnungsgenossen, vertiefte er sich in wissenschaftliche Arbeiten. 1699 erschien Teil I und II, 1700 Teil III und IV seines Hauptwerkes „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“, das einen ungeheuren Sturm entfesselte; sprach doch Arnold als Erster kühn und unverhohlen aus, manch Frommer sei unschuldig geschmäht worden, und gerade Hirten und Bischöfe, Konzilien und Synoden hätten die fromme Herde verfolgt. Ganz neue Bahn wies er der Beurteilung der Ketzer, nicht die Schmähschriften der Feinde, nein, ihre eigenen Werke legte er und nach ihm die spätere Forschung zugrunde. Goethe betont in „Dichtung und Wahrheit“ (Teil II, Buch 8) den Einfluß dieses Buches auf ihn selber. Zahlreiche Urkunden, ausführliche Zitate aus den Schriften der Ketzer, die sonst schwer zugänglich oder ganz verloren sind, erhöhen den dauernden Wert des Meisterwerkes, das seinem Namen Unsterblichkeit verlieh. Mit der ehrlichen Absicht, unparteiisch zu sein, fand er gerade an den verurteilten Ketzern die wahren Christen, wie er bei den Pietisten seiner eigenen Zeit die rechte Herzensfrömmigkeit wahrnahm. Der Kirche Schäden geißelte er schonungslos. Eine Flut von Gegenschriften, Reden von Kanzeln und Kathedern wogte heran zur Verteidigung der hart angegriffenen Kirche. Noch 1745, also mehr als 30 Jahre nach Arnolds Tode (1714), verdamnte eine umfangreiche Widerlegungsschrift das Buch in Grund und Boden. Die Marburger Universität litt um ihn; seine Fehler hob man zum Riesengroßen, gegen das Wohlbegründete schloß man die Augen. Auch Verteidiger fand Arnold, und nicht nur unter den Pietisten. Thomasius in Halle pries das Werk hoch; aber Spener ließ sich nicht bestimmen, das viel angefochtene Werk überhaupt zu lesen; er wollte sich jedes Urteils enthalten können! Leider ward Arnolds gesunder Pietismus durch den nahen Verkehr mit Schwärmern auf die abschüssige Bahn eines krankhaften Mystizismus gerissen, wovon sein höchst wunderliches, phantastisch-mystisches Werk „Das Geheimnis der göttlichen Sophia“ Zeugnis ablegt. Er bereute später selbst, es geschrieben zu haben. Unendlich

stürmische Zeiten folgten: Feindschaft der fanatisch-orthodoxen Quedlinburger Geistlichkeit, unberechtigte Verdächtigungen seines Wandels, Ausweisungsandrohung durch die Äbtissin. Der getreue Sprögel wird suspendiert. Da beruft die den Pietisten wohlgesinnte Herzogin von Sachsen-Eisenach Arnold als Hofprediger nach Allstädt! So sehen wir ihn, seinem Grundsatz zuwider, im geistlichen Amt, dem geharnischten Bekenntnis in seiner „Sophia“ entgegen, 1703 mit Anna Maria Sprögel den Ehebund schließen! Neuer Sturm! Kein Friede auch im Amt! Denn zu dem verlangten Eid auf Luthers Bekenntnisschriften kann er sich nicht entschließen. Bei dem edlen Spener findet er während kurzer Tage Frieden und neue Kraft. Auf Speners Wunsch verwandte sich Preußens König, der als Kurfürst schon die Hand über ihn gehalten, für ihn beim Herzog. Vergebens! Nach neuen Kämpfen ernannte ihn der gütige König, ein Hort der Gewissensfreiheit, zu seinem Beamten. Eilig — drohte doch der Herzog mit schnellen Gewaltmaßregeln — sandte ihm König Friedrich vom Schloß Oranienburg unterzeichnet, die Bestallung — die allererste dieser Art — zum Historiographen des Königlich Preußischen Staates, voll Anerkennung und Vertrauen und unter Versicherung seines königlichen Schutzes. Dennoch glaubte der Herzog „den durch seine Schriften höchst verdächtigen Arnold nicht ohne Gefahr in seinem Lande dulden zu können“, der König möge doch „aus faveur für seinen Historiographen“ ihn in den preußischen Landen „employieren.“ So hielt denn nach drei schweren Sturmjahren Arnold am Sonntag Exaudi 1705 vor seiner gnädigen Herzogin seine schmerzliche Abschiedspredigt über die auch auf ihn passende Stelle: Joh. 15,26—16,4. Durch Sprögels Versetzung nach Stolpe in Pommern war nämlich die Stelle zu Werben für Arnold frei geworden. Das preußische Pfarramt also ward dem sturmgeprüften Kämpfer zum Friedenshafen für seine neun letzten Lebensjahre. Sein Geistesschwert durfte nun ruhen, seine Gaben stellte er völlig in den Dienst von Kirche und Schule. Zwei Jahre nur wirkte er in Werben; denn Perleberger städtische Abgeordnete, sehr selbständig den sonst üblichen Vorschlägen der Regierung zuvorkommend, hörten den vielgerühmten Mann und gewannen ihn als Oberpfarrer und Kreisschulinspektor. Sinnreich wählte er zum Text seiner Antrittspredigt in Perleberg das Gleichnis von der köstlichen Perle. Er gelobte, den Perlebergern durch gewissenhafte Seelsorge die Perle des Reiches Gottes ans Herz zu legen und erbitten zu helfen. „Ich würde sehr irren“, so sprach er, „wenn ich meinem Beruf damit meinte ein Genügen getan zu haben, daß ich etwa wöchentlich ein- oder zweimal eine Stunde zu euch insgemein redete, hernach aber mich weiter um nichts bekümmerte.“ — „Überdies wird mir obliegen, Gott Tag und Nacht zu bitten, daß er mir gebe einen unsträflichen Wandel unter euch, damit keiner sich durch mein Exempel entschuldigen könne, als hätte er

es von seinem Lehrer nicht besser gesehen.“ Mit Ernst und Eifer widmete er sich der Gemeindepflege. Mit Wort und Schrift bekämpfte er Sonntagsentheiligung und Trunksucht und das Übermaß schwelgerischer Gelage bei Tag und Nacht, die in wüsten Straßenlärm, wilde Raufereien und „heidnische Ruchlosigkeiten“ ausarteten. „Ein jeder rette darin seine Seele und helfe dem großen Verderben steuern, weil es noch Zeit ist“. Auch „dem sündlichen Schlafen unter den Predigten“ rückte er mit einer Ermahnung von der Kanzel zu Leibe. Zur Erfrischung soll man dann und wann vom Platz aufstehen, oder, wer eine Bibel besäße, möge sie mitbringen; auch könne man sich bei ihm unentgeltlich ein Einleitungsbüchlein zu Luthers Katechismus holen. Sorgfalt wandte er auch dem Schulunterricht und der Katechisation der Kinder und ihrer Vorbereitung für die erste Kommunion zu, und für die Erwachsenen hielt er des Sonntags Betrachtungen über Arnds „Wahres Christentum“. Statt der geringen Zahl auswendiggelernter Lieder sollen in der Kirche mehr Lieder gesungen werden, die vom Prediger auszuwählen und vom Küster anzuschreiben sind. Endlich sollen in der Schule mehr Sprüche gelernt und mehr biblische Bücher — griechisch und deutsch — gelesen werden. Auch Arnolds literarische Arbeit geschah für die Gemeinde. Ihr gab er Erbauungsschriften heraus, wie Thomas a Kempis, ihr verfaßte er Evangelien- und Epistel-Postillen, schrieb über die Psalmen, die Weisheit Salomos und andere biblische Bücher. Unter den zahlreichen Werken aus früheren und späteren Jahren muß das bereits in Allstädt begonnene Buch „Die geistliche Gestalt eines evangelischen Lehrers“ genannt werden, worin man wieder die tiefe, gewissenhafte Auffassung des Seelsorgeramts gewahrt bei einem Manne, der sich einst so ablehnend dagegen verhalten hatte und nun völlig darin aufzugehen wußte. „Wem selbst der neue Leib mangelt, von dem können nicht Ströme auf andere fließen.“ — „Ein Hauptfordernis des evangelischen Lehrers ist die Demut, „die wahre, ungeheuchelte Niederträchtigkeit, zumal viel Verlockung zum geistlichen Hochmut vorhanden ist.“ Auf seine frühere eindringende Gelehrten-tätigkeit, die seiner Eigenart so angemessen war, griff er zurück in seiner „Lehre von der Führung und Verwaltung des geistlichen Amtes nach dem Sinn-Exempel der Alten“, einem Werk, das durch die Fülle von Zitaten aus den Kirchenvätern und Mystikern besonders wertvoll ist. Seine Meisterschaft im Kirchenlied ist bekannt, noch heut enthält das Gesangbuch eine Anzahl seiner Lieder, wie das kräftige „O Durchbrecher aller Bande“ und „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen“. Die Gemeinde lohnte aber auch ihrem Oberpfarrer seine treue, hingebende Fürsorge durch Dankbarkeit und Liebe. Leider haben die Kämpfe und Unruhen, sowie seine rastlose Tätigkeit Arnolds Wirken vorzeitig ein Ziel gesetzt. Seines Lebens Wonne, seine beiden Kinder, entriß ihm jäh

eine heimtückische Krankheit; der erschütterte, allzeit glaubensstarke Vater vermochte ihnen noch ein poetisches Denkmal zu setzen. Bereits 1702 hatte er Egers Heilquellen aufsuchen müssen. Immer ausschließlicher gehörte seine Kraft dem Beruf. „Gleich einem Licht“, so schreibt sein erster Biograph, „verzehrte er in seinem Amt sich selbst je mehr und mehr.“ 1713 ergriff ihn eine schwere skorbutische Krankheit, die eine große Schwäche zurückließ; er fühlte, erst 47 Jahr alt, sein nahendes Ende; nur mit größter Anstrengung verwaltete er sein Amt. Ein roher Gewaltstreich ward Anlaß zu seinem Tode. Bei der Abendmahlsfeier am Pfingstnorgen 1714 drangen plötzlich preußische Werber ins Gotteshaus ein und rissen aus der Schar der Kommunikanten einige Jünglinge vom Altar weg zum Kriegsdienst. Schreck und Empörung über solchen Frevel versetzten Gottfried Arnold den Todesstoß. Mit sinkender Kraft hielt er noch am Nachmittag eine Leichenfeier. Die drei letzten Tage saß er dann still im Lehnstuhl, vertieft in Gott und göttliche Dinge. Der Tod nahte; Ängste wechselten mit seligen Bildern. „Wie wohl, ach, wie wohl ist mir!“ sagte er zu seiner treuen Gattin. „Siehst du nicht die Engel? Ach, wie schön!“ Dann richtete er sich mit Kraft noch einmal auf und rief laut: „Frisch auf, frisch auf, die Wagen her und fort!“ Das waren seine letzten Worte. Fast die gesamte Gemeinde Perlebergs gab dem treuen Mann das Trauergeleite. Tiefbewegt rühmte sein Amtsgenosse Kruse des Heimgegangenen Kraft und Treue, jeder ersehnte für sich selbst das selige Scheiden dieses Gerechten. Die dankbare Gemeinde setzte ihm einen mächtigen Stein voll Dankes- und Glaubensworten. Die Inschrift kennen wir nur aus einer Schrift; ihr Umfang im weitschweifigen Stil damaliger Zeit läßt auf eine ungeheuer große Grabplatte schließen, die ohne feindselige Vernichtung kaum zerbrochen und in allen Teilen verloren gegangen wäre; nicht einmal eine Gedenktafel hat das vergeßliche Geschlecht der Nachgeborenen ihm bisher gestiftet. Darum ist mit dieser schlichten Darstellung eine Ehrenpflicht Perlebergs erfüllt. Denn auch die Asche eines Hus ist in den Rhein gestreut, der Leichnam Savonarolas verbrannt, und siehe, sie leben dennoch.

So starb am 30. Mai 1714 Gottfried Arnold, der mannhafte Kämpfer und Glaubensheld, der Forscher und Kirchenliederdichter, viel gehaßt, aber auch viel geliebt. Seine Zeit in Unruhe, seine Hoffnung auf Gott!

Längst sind seine Feinde verstummt und seine Freunde zu Staub geworden. Die Stadt aber, in der er mit Weisheit und Hingabe guten Samen ausgestreut, blüht und gedeiht, das Gotteshaus, in dem er gewaltet, ist frisch erstanden. Ist auch die Stätte nicht mehr zu finden, wo der müde Leib des Gottesmannes zur letzten Rast gebettet ward, so werde doch von den Nachgeborenen seiner alten Gemeinde sein gedacht bei

der 200. Wiederkehr seines Todestages und fernerhin! Das Gedächtnis des Gerechten bleibe in Segen!

* * *

Im Märkischen Museum befindet sich in dem Saal für graphische Künste ein Porträt Gottfried Arnolds, von der Hand des Berliner Kupferstechers G. P. Busch, des Lehrers von Georg Friedrich Schmidt. Es erschien als Titelbild zu einer Biographie Arnolds, die zwei Jahre nach seinem Tode in Leipzig und Gardelegen herauskam. — Die hohe Bedeutung Arnolds, des hervorragendsten Schülers Speners, den wir als den Begründer des Pietismus anzusehen haben, für die Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts wird von der Wissenschaft mehr und mehr erkannt. Besonders verdankt die Poesie der großen Zeit im letzten Drittel des Jahrhunderts der pietistischen Strömung viel von ihrer seelischen Vertiefung und Gefühlsinnigkeit. Wie auch in der nüchternen Mark Brandenburg die Bestrebungen der „Erweckten“ Boden fanden, wäre einmal darzulegen.

D. R.

Backofengeräte.

Von Dr. A. Kiekebusch.

Gelegentlich der Ausgrabungen des Märkischen Museums bei Lagardesmühlen in der Nähe von Cüstrin gelang es mir, drei altgermanische Backöfen aus der Zeit der ersten nachchristlichen Jahrhunderte aufzudecken und zu untersuchen. Einer dieser Backöfen ist im Märkischen Museum wieder aufgebaut worden. Über den Bau der Öfen habe ich in der Prähistorischen Zeitschrift VI 1914 ausführlich berichtet.

Da wir durch die Funde von Lagardesmühlen zum erstenmale etwas genaueres über altgermanische Backöfen erfahren, dürfte eine möglichst vielseitige Behandlung aller mit dem Backofen zusammenhängenden Fragen wünschenswert erscheinen, umsomehr als die Beziehungen der altgermanischen Backöfen zu den noch heute auf dem Lande gebräuchlichen „Feldbacköfen“ geradezu auffällig sind. Der Unterschied besteht eigentlich nur darin, daß die alten Backöfen, nicht aus Ziegel- sondern aus Feldsteinen gebaut, in den Boden eingetieft waren und daß die Decke nicht gewölbt sondern flach gewesen ist. Bei der Ähnlichkeit der Anlagen aus alter und neuer Zeit ist es nicht zu verwundern, daß bei der Benutzung des Backofens in ältester wie in neuester Zeit auch dieselben Geräte verwendet wurden. Außer der „Brotschaufel“ von Vimoor¹⁾ dürfte sich schwerlich ein Backofengerät aus alter Zeit erhalten haben. Dennoch sind wir durch sprachliche Überlieferung über die Bezeichnungen der betreffenden Geräte gut unterrichtet und ersehen daraus, daß, soweit unser Sprachgut uns in die deutsche Vergangenheit zurückführt, jeder-

¹⁾ Abb. bei Engelhardt, Vimose Fundet; bei Sophus Müller: Nord. Altertumskunde II Abb. 96 u. Hoops' Reallexikon der germ. Altertumskunde S. 151, Abb. 26.

zeit dieselben Geräte am Backofen verwendet wurden, die von der deutschen Bauersfrau noch heute benutzt werden. Weiter ist die Gefahr vorhanden, daß gewisse Bezeichnungen, die heute schon nur noch in einigen Gegenden bekannt sind, nach und nach ganz in Vergessenheit geraten.

Ich bezeichne die Backofengeräte zunächst mit den Namen, die zwischen 1870 und 1890 und teilweise auch noch später in meinem Heimatdorfe Waßmannsdorf im Kreise Teltow gang und gäbe waren.

Es kommen neben dem zum Ablöschen der Geräte überall gebräuchlichen und notwendigen Wassereimer in Betracht die „Ofenstange“, der „Ofenwisch“, die „Krücke“ und die „Schütze“ (oder „Schitze“).

1. Die Ofenstange ist ein 4—5 Meter langer einfacher Stab, mit dem die im Ofen verbrennenden Reisigbündel immer und immer wieder gelockert werden. Dieses Lockern ist unbedingt nötig, damit das Feuer durch die in sich zusammenstürzenden Bündel nicht erstickt wird, letztere vielmehr vollständig verbrennen. Bei jedesmaligem Stochern fängt die Holzstange natürlich selber Feuer; sie wird dann im Wassereimer abgelöscht, muß aber häufig erneuert werden. In anderen Gegenden wird diese Stange ganz richtig und sinngemäß auch als Ofenstab oder Schürstab bezeichnet. Den bisher besprochenen Ausdrücken entsprechen in althochdeutscher Zeit vollkommen die Namen ovenstange, ofenstab, ovenstaph, ovenstaf, schurstab, schorestecke [M. Heyne: Deutsche Hausaltertümer II S. 280 u. Grimms Wörterbuch].

An nicht wenigen Orten wird heute anstatt der gewöhnlichen Stange auch die „Ofengabel“ benutzt. In vielen Fällen gebraucht man dann einfach das auch zu anderen Zwecken verwandte Gerät, das auf keinem Wirtschaftshofe fehlt, die mit zwei oder drei Eisenzinken versehene Gabel, vielfach Forke genannt. Höchstens versieht man die Forke mit einem recht langen Stiel. Nicht selten werden Stange und Gabel auch nebeneinander verwendet. Mit der Gabel werden die Reisigbündel in den Ofen eingeführt. Zum Schüren dient jedoch die Stange. Auch die Gabel ist schon in altdeutscher Zeit als Backofengerät bezeugt unter der Bezeichnung ofengabel, fuergabel (also „Feuergabel“) und vorck („cum qua ignis movetur in fornace“).

2. Die Ofenkrücke. Ist der Ofen lange genug geheizt worden, so tritt die „Krücke“ in Tätigkeit, die in anderen Gegenden auch Kisse oder Scharre genannt wird. Am Ende einer horizontal in den Ofen eingeführten ebenfalls 4—5 Meter langen Stange sitzt quer ein nicht ganz vertikal gestelltes, meist viereckiges, zuweilen oben etwas ausgeschweiftes Brett. Mit dieser „Krücke“ wird die noch vorhandene Glut, d. h. der Rest des noch glimmenden und noch nicht völlig verkohlten Holzes links und rechts in die Ecke gescharrt. Die verglimmenden

Kohlen werden also durchaus nicht immer, wie Moritz Heyne¹⁾ meint, aus dem Feuerungsraume entfernt. Ein derartiges Verfahren wäre sehr unpraktisch und könnte allenfalls in einer großen Bäckerei angewendet werden, um mehr Raum für Backware zu erhalten. Jede Bäuerin weiß, daß gerade die im Ofen zurückgelassene Glut dazu beiträgt, eine möglichst gleichmäßige „Backofenhitze“ auf Stunden hinaus zu erzielen. Bei Heynes übrigens irrthümlicher Annahme²⁾ eines besonderen Feuerungsraumes bei alten Backöfen wäre das Herausnehmen der glühenden Holzkohlen erst recht unverständlich. Wenn die Glut beiseite geschoben ist, versucht der Heizer festzustellen, ob der Backofen wirklich die nötige Hitze erlangt hat. Die Krücke wird auf der heißen Ebene hin- und hergeschoben. Wenn dabei die Funken sprühen, so ist der Ofen heiß genug. Die anfangs durch die Rauchentwicklung geschwärzten Steine sind mittlerweile bis zur Weißglut erhitzt. Die Bezeichnung Ofenkrücke ist ebenfalls sehr alt [Beispiele bei Grimm]. Heute wird die Ofenkrücke in Bäckereien nur noch im Feuerraum verwendet. Dagegen ist sie wegen ihrer Handlichkeit sogar bei den mit Kohlen geheizten Kesseln moderner Fabriken noch in Gebrauch.

3. Der Ofenwisch. Wenn die Asche beiseite gescharrt und so für die Brote Platz geschaffen worden war, wurde der heiße Herd vor dem „Einsetzen“ mit dem Ofenwisch gründlich gesäubert. Auch die letzten Aschenreste fegte man in die Winkel. Hierzu bediente man sich einer langen Stange, deren Ende mit Stroh oder Lappen umwickelt war. Dieser „Ofenwisch“ wurde zunächst im Wassereimer völlig durchnäßt und dann in den Ofen eingeführt. Dabei fing er trotz aller Durchnässung bald Feuer, wurde im Eimer abgelöscht und weiter benutzt. Auch er mußte jedoch naturgemäß häufig erneuert werden. Der aus Lappen bestehende Wisch war selbstverständlich widerstandsfähiger als der aus Stroh hergestellte. Der Ofenwisch ist in althochdeutscher Zeit belegt durch die Ausdrücke ovinwisc, ovenwisc, ovenwisc und glossiert das lateinische furnitergus.

Die Anwendung dieses Gerätes bis in die neueste Zeit hinein wird uns allein schon durch eine Bemerkung bei Jeremias Gotthelf bezeugt³⁾. In vielen Gegenden Deutschlands ist der Ofenwisch denn auch heute noch bekannt. In meiner Heimat wurde er in ursprünglicher Art nicht mehr verwendet. Die notdürftigste Säuberung des Backraums besorgte man mit der Krücke. Daß dieses Gerät den Ofenwisch nicht ganz ersetzen konnte, geht schon daraus hervor, daß an der Unterseite des fertiggebackenen „Bauernbrot“ nicht selten Asche haftete, die allerdings mit einem

¹⁾ Deutsche Hausaltertümer II, S. 280.

²⁾ Heyne spricht von einem „Backraume über der Feuerung“ II, S. 279.

³⁾ Uli der Pächter (Grimm sp. 1163).

Messer leicht abgekratzt werden konnte. Mit dieser notwendigen Reinigung der Unterseite des Brotes hängt dann eng zusammen die bei Bauernfrauen beliebte und viel geübte „Bekreuzigung des Brotes“ vor dem Anschneiden. Als altes Überbleibsel und als Erinnerung an die ehemalige Verwendung des Ofenwisches ist dann aber die Reinigung des kalten Ofens von der seit dem letzten Backtage im Innern verbliebenen kalten Asche vor dem jedesmaligen Heizen des Backofens zu betrachten. Diese Reinigung wurde meist sehr gründlich ausgeführt, indem dabei ebenfalls ein Wisch aus Stroh oder Lappen oder sogar ein Fledderwisch, d. h. ein an das Ende einer Stange gebundener Gänseflügel verwendet wurde. Ein dem Ofenwisch nahe verwandtes Gerät ist übrigens der durch polizeiliche Verordnung überall geforderte „Feuerwisch“, der gewöhnlich mit den übrigen Feuerlöschgeräten (Feuerleiter und Feuerhaken) unter dem Vorsprung des Strohdaches befestigt war und dazu diente, durch Befeuchtung des Strohdaches und Ausschlagen der Funken das Übergreifen einer Feuersbrunst von Nachbarhäusern her zu verhüten. Der Ofenwisch in seiner ursprünglichen Gestalt ist auch aus den modernsten Bäckereien mit ihren „Patentöfen“ noch nicht ganz verschwunden und wird hier zur Säuberung der bei diesen zwischen Feuerraum und Backraum liegenden Eisenplatte verwendet. Die kalte Eisenplatte wird mit dem Wisch vom Staube gereinigt.

4. Die Schütze. Ist der Ofen heiß und sauber, so wird das Brot hineingeschoben. Das geschieht mit der „Schütze“. Hochdeutsch würde das „Schütze“ heißen und alle, die sich Mühe gaben, hochdeutsch zu reden oder, wie es im Dorfe hieß, zu „sprechen“, sagten auch „Schütze“. Auch in allen anderen Bedeutungen [Jäger, Schutzbrett] wurde dieses Wort gewöhnlich „Schütze“ ausgesprochen. Die Backofenschütze ist ein flaches Brett, das horizontal an einer langen Stange sitzt, und zwar ist das Ende der Stange fast immer in die Ausschweifung des Brettes eingelassen. Dieses Gerät wird anderwärts auch als Brotschaufel oder Schieber bezeichnet. Der Ausdruck „Schaufel“ hat allerdings nur einen Sinn, wenn man die Form in Betracht zieht. Auch dann aber muß man von den bei jeder Schaufel vorhandenen erhöhten Kanten absehen. Die zur Handhabung der „Schütze“ notwendige Bewegung ist allerdings eine ganz andere als die bei der Schaufel, und aus diesem Grunde paßt der Name „Schieber“ besser. Die Bezeichnung „Schaufel“ ist aber bereits sehr alt. Moritz Heyne (279) bringt (nach Diefenbach 438b) die Form brotschuffel [Über die ruderartige Brotschaufel von Vimoor, vgl. meine Ausführungen Prähist. Zeitschr. VI 1914]. In ganz engem Zusammenhange mit dem Worte Schieber stehen nun die beiden Bezeichnungen des Gerätes, die augenscheinlich in die älteste Zeit zurückgehen, „Schütze“ und „Schieße“. Beide gehen aus von demselben Verbum, nämlich von schießen. Schon Adelung erklärt „schießen“ auch als „eine mit Werfen verbundene Art des Schiebens“. „Schiesse“ wäre danach

also fast dasselbe wie Schieber. Der Ausdruck „Schiesse“ findet sich bei M. Heyne (S. 279), bei Grimm (von M. Heyne bearbeitet), Adelung u. a. Aus älterer Zeit notiert Diefenbach nun das Wort „schiezschüssel“ und zwar für dasselbe Gerät, das sonst auch (M. Heyne) schussel, ovenschussel, ofenschissel, nd. scotel —, backofschissel, offenschissel, offenschusslin, ofenschussel, brotschussel — —, ovinscuzil, ovencuzile, ovencuzzil [Steinmeyer, Diefenbach] genannt wird. Durch diese Ausdrücke werden die lateinischen Bezeichnungen misellius, miscellus, pistendrum glossiert. Ohne weiteres ist hier das Wort Schüssel kenntlich. Man muß da annehmen, daß das Brot zu irgend einer Zeit oder in irgend einer Gegend in einer Schüssel in den Backofen gebracht wurde. Ein Brett oder eine Schaufel wird man schwerlich als Schüssel bezeichnen, wobei wohl zu beachten ist, daß diese drei Begriffe eine Reihe bilden. Die Schaufel kann sehr wohl als Brett mit erhöhten Seitenrändern aufgefaßt werden, bei der Schüssel sind dann die Ränder allseitig erhöht. Eine schiezschüssel wäre eine Schüssel, mit der das Brot in den Ofengeschossen, geschoben wird. Die schiezschüssel setzt aber vielleicht nicht nur andere Schüsseln, sondern auch andere Brotschüsseln voraus. Es wäre also möglich, daß in frühester Zeit das Brot nicht in den Ofen geschoben wurde. Beim Backofen von Lagardesmühlen kann das Brot unmöglich hineingeschoben worden sein. Ich nahm von vornherein an, daß es hinuntergelassen worden ist und dachte, weil mir die Bezeichnung des Schiebers als Schüssel nicht gegenwärtig war, z. B. an das Korbbrot. Diese Beziehung ist aber auch aus anderen Gründen durchaus nicht von der Hand zu weisen. Schüssel und Korb können ja dieselbe Form haben. Der „Korb“ beim Korbbrot ist geradezu flach und rund, also schüsselförmig, wobei zu beachten ist, daß engl. scuttle noch heute sowohl „flacher Teller“ als „Korb“ bedeuten kann. Die als „Korb“ bezeichnete und zur Herstellung des Korbbrottes verwendete geflochtene Schüssel wurde auch vielfach Schwinge [auf dem Dorfe „Schwengel“] genannt. „Schwinge“ oder „Schwengel“ war und ist z. B. die gewöhnliche Bezeichnung für die ebenfalls geflochtene Mulde oder Wanne, mit der den Pferden Hafer und Häcksel in die Krippe geschüttet wird. Die Futterschwinge ist jedoch länglich rund. So könnten sich mit einem Schlage zwei Rätsel lösen, die alte Bezeichnung des Schiebers als Schüssel und die Abweichung des altgermanischen Backofens von Lagardesmühlen vom heutigen Feldbackofen in Bezug auf die Lage der „Ofentür“. Nun darf auch nicht übersehen werden, daß in den nordischen Sprachen das Wort Schüssel nicht in der uns geläufigen Bedeutung sondern nur in der Bedeutung „Tisch, Tischblatt“ vorhanden ist (Grimm, S. 2071 f. altnord. scutill). Fast allgemein wird Schüssel aus dem lat. scutella abgeleitet. Die Entnahme setzt Grimms Wörterbuch „vor dem 8. Jahrh.“, Kluge (Etym. Wörterbuch) im 6. Jahrh. an.

Bei Grimm (Sp. 2071) wird „der Schüssel“ aber auch als Nebenform zu dem zweifellos von schießen [Wurzel skut] abzuleitenden Schössel [Grimm Sp. 1599] = Bäckerschaukel angegeben.¹⁾ — Als neuere Bezeichnungen des in Frage stehenden Backofengerätes kommen in erster Linie in Frage: Brotschaukel, Bäckerschaukel, Brotscheibe, Schieber, Schiebe, Brotschiebe, Schiesse, Schoß, Schosse, Schusse [schles. Grimm sp. 1598] Schösser, Schössel, Schüssel, Ofenschüssel, Ofenschiesel, Schießschüssel, Backofenschüssel. Sonderbarerweise habe ich den in meinem Heimorte einzig und allein gebräuchlichen Namen „Schitze“ oder „Schütze“ bis jetzt nirgends gefunden. Bei der Behandlung des Wortes „Schütze“ und seiner vielfachen Bedeutung (z. B. auch als Wächter (Flurschütz), Weberschiffchen, Schutzbrett oder Schieber (beim Wasserbau, am Scheunentor) habe ich schon die Erwähnung der Schütze als Schutzbrett am Wagen vermißt, ebenso das in gewissem Zusammenhange mit diesem Gegenstande stehende, in meiner Heimat ganz geläufige Wort „Schoßkelle“. So fehlt auch meines Wissens in allen Wörterbüchern die Bezeichnung Backofenschütze, ein Ausdruck, der nach den obigen Ausführungen seine volle Berechtigung hat und bisher wohl nur übersehen worden ist. Das Wort „Schütze“ in diesem Sinne ist ebenso von schießen abgeleitet wie die Bezeichnung Schütze in jeder anderen Bedeutung.

Über die verschiedene Form der heutigen Feldbacköfen wird später einmal zu reden sein. Es ist höchste Zeit, daß die noch vorhandenen Typen gesammelt werden, ehe sie nach und nach verschwinden.

Sitzungsberichte.

4. (2. ordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Mai 1914, 7¹/₂ Uhr im Ausstellungssaal des Märkischen Museums.

Der I. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel berichtete über die, hauptsächlich Dank der Initiative unsers Mitglieds Geheimen Hofrats Karl Siegismund, in Leipzig errichtete neue deutsche Bücherei, die sich wesentlich von der Einrichtung, dem Inhalt und den Zwecken der K. Staatsbibliothek Preußens in Berlin unterscheidet. Nach § 2 der Satzung hat die D. B. den Zweck, die gesamte vom 1. Jan. 1913 an erschienene deutsche und fremdsprachliche Literatur des Inlands und die deutsche

¹⁾ Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rödiger schreibt mir zu diesem Widerspruch: „Vielleicht hat man zwei Wörter Schüssel auseinander zu halten: 1. lat. diminut. scutella, 2. zu schießen gebildet wie Schlüssel zu schließen oder Windel zu winden oder Schaukel zu schieben usw.“

Literatur des Auslands zu sammeln. — Ausgeschlossen sind die Musikalien und täglich erscheinenden periodischen Druckschriften.

Schon diese Umstände unterscheiden beide Bibliotheks-Institute ganz wesentlich. Es wurde die Korrespondenz zwischen Exz. Dr. von Harnack und dem Leipziger Ausschuß mitgeteilt und hinzugefügt, daß darnach von einer Eifersüchtelei, wie man sie zwischen den beiden Riesenunternehmen zu befürchten schien, glücklicherweise in Zukunft keine Rede mehr sein könne.

Demnächst wurde die „Bugra“ besprochen: die Buch- und Graphik-Ausstellung, welche kürzlich ebenfalls in Leipzig eröffnet und höchst sehenswert ist, so daß der Vors. zu ihrem Besuch dringend einlud. U. A. hat auch das Märkische Museum von seinen literarischen Schätzen nach dorthin ausgeliehen.

Die Monatsblätter des Touristenklubs für die Mark Brandenburg vom 1. d. M. enthalten S. 51 flg. einen lesenswerten Bericht über eine Wanderfahrt nach Wilsnack und alles dort Sehenswerte nebst geschichtlichen Nachrichten.

Ferner vorgelegt wurde: „Die Gartenkunst, 2. Aprilheft 1914. Darin befinden sich zwei reichillustrierte Vorträge unseres Vereinsbibliothekars Prof. Dr. Otto Pniower betitelt: „Berliner Gartenkunst im 17. und 18. Jahrhundert“ und „Berliner Plätze und ihre Anlagen“. Wir erinnern uns hierbei dankbar, daß der Herr Verf. der Brandenburgia manches auf die gleichen Themen bezügliche gelegentlich eines interessanten Lichtbildervortrags am 25. Februar d. J. hier im Vortragssaal des Märkischen Museums vorgeführt hat.

Herr Sekr. Adolf Gloe legte eine Photographie vor, die die Unterschrift „Dreizehn Linden“ trägt und ein auf einem Grabhügel (?) aufgerichtetes Kreuz zeigt. Herr Gloe fragt, wo der Ort liegt und was die Photographie genauer darstellt. Der Vorsitzende bemerkt, einen Ort „Dreizehn Linden“ gäbe es s. W. in der Provinz Brandenburg nicht. Auch sonst vermochte niemand aus der Gesellschaft eine Auskunft zu geben.

Hierauf hielt Herr Dr. Kiekebusch über die in dem Saal aufgestellte Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer des Märkischen Museums einen lehrreichen Vortrag, wobei er die Methode der Ausgrabung, die Deutung insbesondere der Hauspfostenspuren, die ausgestellten Photographien und Zeichnungen usw. mit vielem Beifall erläuterte. — Eine Aufzählung der einzelnen Ausstellungsgruppen usw. befindet sich bereits in unserm Berichte vom 29. v. M. Nach Schluß fanden sich die Mitgl. und Gäste im Ratskeller zum freien Meinungsaustausch zusammen.

5. (3. außerordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 17. Mai 1914. Wanderfahrt nach Golm und Eiche westlich von Potsdam.

In Altenkrug zum Lindenbaum in Golm, traulich im Grünen belegen, versammelten sich die Teilnehmer, deren Zahl beständig auf der Wanderung sich vermehrend, etwa 120 Personen ausmachte. Die Aussicht vom Golmberg ist eine köstliche und weitumfassende. Das Panorama wurde von unserem Führer, Mitglied Dr. Netto, ausführlich erklärt. Den Rutschberg hinunter zur Kirche, die 1883—86 zum Gedächtnis der Silberhochzeit Kaiser Friedrich III. erbaut wurde. Sie ist für eine Dorfkirche ungewöhnlich geschmückt: acht Fenster mit Wappen brandenburgischer Adelsgeschlechter, von der Kaiserin Friedrich geschenkte Teppiche, das schöne Altarbild „Die Hochzeit zu Cana“ von Meister Knille. Die Kanzel prächtig stilisiert. Auf der Orgel wurde von dem Organisten ergreifend gespielt. Die Sakristei enthält Erinnerungen an die Jerusalemwallfahrt des Kaisers.

Auch in dem freundlichen Dörfchen Eiche, wurde neben dem interessanten Friedhof mit Gräbern der friederizianischen Zeit die gleichalterige schöne Kirche gezeigt und erläutert. Sie ist 1770 erbaut und 1881—82 durch Gettö umgebaut und erweitert. Auf dem Kirchhof das Grabdenkmal des Obergärtners Eckstein † 1796 mit interessantem Reliefporträt. Daneben die Grabstätte der Kinder des Kammerdieners Rietz, Gatten der durch ihre Beziehungen zu Friedrich Wilhelm II. bekannten Gräfin Lichtenau. Der Sohn des Königs und der Gräfin, Graf von der Mark, liegt zu Berlin in der Dorotheenstädtischen Kirche, besichtigt von der Brandenburgia am 26. November 1909.

Im Gasthaus zum Kronprinzen von Hermann Schwarze („Onkel Emil“) wurde das Abendessen in des „Drangsals fürchterlicher Enge“ — denn es hatten sich bei dem herrlichen Wetter Tausende eingefunden — eingenommen. Nachdem der I. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel Herrn Dr. Netto den wohlverdienten Dank ausgesprochen, wurde die Strecke bis zur Rückfahrtstation Wildpark zu Fuß zurückgelegt.

6. (4. außerordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 14. Juni 1914. Wanderfahrt zu den Ausgrabungen nach Nackel, Kr. Ruppin.

60—70 Teilnehmer hatten sich auf dem Lehrter Bahnhof versammelt und fuhren bis Friesack. Hier empfing uns unser liebenswürdiger Führer, Herr Pfarrer Wolfram, und bald waren die Wagen bestiegen,

welche die Besitzer von Nackel in aufopfernder Weise zur Verfügung gestellt hatten. Bald rollte nun die stattliche Wagenreihe auf der Chaussee nach Norden hin. Es wurde kurz vor Vorwerk Damm der Rhinkanal überschritten und dann links in ein Waldstück eingebogen, wo nach kurzer Fahrt die Wagen verlassen wurden. Am Rande des Waldes zieht sich ein niedriger Wall entlang und hier war senkrecht zu ihm von Dr. Kiekebusch ein tiefer Graben gezogen worden. Die Örtlichkeit war in frühmittelalterlicher Zeit wahrscheinlich eine Grenzbefestigung, und Wall und Graben sind im Aufschluß an der Färbung des Bodens deutlich zu erkennen. Herr Pfarrer Wolfram ist durch den Flurnamen „die Völkerscheide“ auf diese Örtlichkeit aufmerksam geworden.

Darauf bestiegen wir wieder die Wagen, fuhren ein Stück zurück und bogen bei Vorwerk Damm nach Osten ab. Nachdem wir die Temnitz und den Rhinkanal überfahren hatten, den Friesacker Zootzen und den Klessener Zootzen passiert hatten, erreichten wir den Ringwall. Herr Dr. Kiekebusch erläuterte hier die Anlage, wobei er die verschiedenen Ansichten über ihre Bedeutung vortrug. Herr Rittmeister von Bredow, der Besitzer des Ringwalles, hatte den Besuch und zugleich eine zukünftige Untersuchung bereitwilligst gestattet.

Der Rückweg führte wieder zur Chaussee hin und weiter durch Nackel nach dem $\frac{1}{2}$ km entfernten Läsikow. Dieses ist ein typisches Runddorf mit dem Dorfplatz in der Mitte, der die Kirche trägt. Die Wohnhäuser sind z. T. Giebelhäuser mit einem Oberstock. Während der Mittagstafel in Nackel sprach der I. Schriftwart, Herr Prof. Zache, Herrn Pfarrer Wolfram und Herrn Dr. Kiekebusch den Dank für die Führung und Belehrung aus und er dankte auch den Besitzern, welche sich so bereitwillig in den Dienst der guten Sache gestellt haben.

Nach Tisch wurde die Kirche besichtigt, in der Herr Pfarrer Wolfram die nötigen Erläuterungen gab. Es sind zwei alte Glocken vorhanden, darunter eine mit einer plattdeutschen Inschrift. An den Wänden befinden sich zwei Tafeln, von denen die eine von der Gutsfamilie von der Hagen und die zweite von den Cumberlandts gestiftet wurde. War doch in dieser Kirche der verunglückte Prinz Georg Wilhelm aufgebahrt. Auch der Altar hat einen Schmuck erhalten und zwar ist er eine Stiftung hannoverscher Frauen.

Auf den Besuch der Kirche folgte die Wanderung durch den Park und die Wiesen zum Wutzetzer Walde. In dem Park haben sich drei parallele Gräben erhalten, die ehemals Verteidigungszwecken dienten; denn bei Nackel endete die alte Straße über das Luch von Süd nach Nord, ähnlich wie weiter östlich der Kremmer Damm. In alter Zeit war hier ein Knüppeldamm vorhanden, der von den Nacklern unterhalten werden mußte. Dr. Kiekebusch berichtete an dieser Stelle über die von ihm gemachten Beobachtungen und die bereits in Angriff genommene

Untersuchung Dann führte uns Herr Dr. Kiekebusch an die Stelle, wo eine vorgeschichtliche Siedlung unter einer hohen Düne verschüttet liegt. (Vgl. Brandenburgia, Monatsblatt 1914 S. 33—45.) Dort konnten wir die in der letzten Woche vorgenommenen Ausgrabungen des Märkischen Museums besichtigen.

Nachdem die Besichtigung erledigt war, wurde der Kaffee getrunken und Kuchen dazu gegessen. Beides war von dem Frauen- und Jungfrauenverein der Parochie vorbereitet unter Leitung der Frau von der Hagen und der Frau Pfarrer Wolfram.

Nach dem Kaffee ergriff Herr Pfarrer Wolfram das Wort und erläuterte an der Hand der Geschichtsquellen die ortsgeschichtlichen Ereignisse, z. B. auch die Namen der Besitzer, von denen einige sich mehrere Jahrhunderte hindurch gehalten haben, die Schicksale der Kirche und der Pfarrer u.s.w. Zum Schluß brachte Herr Rektor Monke ein Hoch aus auf Herrn Pfarrer Wolfram und seine Gemeinde, die ein leuchtendes Vorbild seien für Einmütigkeit und nützlichem Streben. Weil nun der Kuchenvorrat nicht verzehrt war, wurde von Herrn Dr. Kiekebusch eine lustige Auktion veranstaltet, die für den Frauenverein noch ein erträgliches Ergebnis hatte und mit einer Huldigung der Frauen der Tag beschlossen.

Damit war die Zeit zum Aufbruch herangekommen und ein Teil der Gesellschaft konnte gleich von hier aus zur Station befördert werden, während der Rest bis Wutzetz wanderte, wo die Besitzer sich ebenfalls bereit erklärt hatten, die Gäste nach Friesack zurückzufahren.

(Zache.)

7. (5. außerordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Donnerstag, den 24. September 1914.

Die Bildnis-Sammlung der Königlichen National-Gallerie in der früheren Schinkelschen Bauschule am Schinkelplatz Nr. 6 wurde heute unter Führung des Direktors Professor Dr. Mackowsky besichtigt. Nach einer patriotisch empfundenen Ansprache erläuterte derselbe den Zweck und den Umfang dieser erst im Entstehen begriffenen, leider vom Publikum noch wenig besuchten und unzulänglich gewürdigten Zweigsammlung. Die Führung begann mit der Reformationszeit und endete mit den Helden und Staatsmännern der großen Epoche Kaiser Wilhelm II. Der Vorsitzende Geheimrat Friedel dankte dem Herrn Direktor verbindlichst und sprach die Hoffnung auf baldige und reichliche Vermehrung der hier aus verschiedenen Gallerien vereinigten Gemälde aus.

8. (3. ordentl.) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. September 1914 im Landeshausa.

Der I. Vorsitzende Geheimrat Friedel eröffnete dieselbe mit einer Ansprache ungefähr folgenden Inhalts:

Seit unserer letzten Sitzung am 13. Mai sind nur wenige Monate verstrichen, und doch kommt es uns infolge der plötzlich veränderten politischen Verhältnisse so vor, als sei bereits eine lange, lange Zeit verflossen. Bei unseren Wanderfahrten nach dem Golm und nach Nackel am 17. Mai und 14. Juni war alles noch im tiefsten Frieden und wir erfreuten uns insbesondere von der Höhe des Golmberges bei Potsdam einer herrlichen Rundschau auf unsere schöne und traute märkische Heimat. Und jetzt eine Welt in Waffen, Völker aus allen Zonen und der verschiedensten Rassen im Kriege gegen uns. Frankreich, die angeblich so friedliche Masse der Bourgeois, aufgehetzt von Zeitungsschreibern und Advokaten, aus denen sich die höchsten Ministerstellen rekrutieren, und von ehrgeizigen Offizieren, die auf Beförderung hoffen. — Rußland ist uns vor einigen Wochen in vorzüglicher Weise von Adolf von Harnack gekennzeichnet worden. Das russische Wesen setzt sich überwiegend aus drei Elementen zusammen: aus dem zarischen Moskwitertum als dem eigentlichen Kern. Der Zar als Vertreter des „aufgeklärten“ Selbstherrschertums, in Wirklichkeit eines Despotismus, dem Bildung und Aufklärung nicht einmal als notwendige Uebel, sondern überhaupt als überflüssig und schädlich erscheinen. Dann der Cäsaropapismus in seiner verknöchertsten Form, der starrste Byzantinismus mit dem in konfessionellen Formeln und einem an den Fetischkult erinnernden Bilderdienst eingeschnürten aufklärungsfeindlichen orthodoxen Kirchentum. — Und als drittes Element: die Horde, richtiger die Herde, die leider viele, viele Millionen zählende große willenlose Volksmasse ursprünglich größtenteils tatarischer und mongolischer Herkunft, die für gewöhnlich ruhig, weltfremd und interesselos vor sich hindämmert, aber aufgepeitscht, willenlos und blind ihren Häuptlingen folgt und dann allerdings, wie die Geschichte seit den Mongoleneinfällen gelehrt hat, der westeuropäischen Kultur durch weitgreifende Verwüstungen höchst gefährlich zu werden vermag. Das sollten der ganze Westen Europas, insbesondere auch die romanischen Nationen, sich vorhalten und klarmachen.

Mit England sei es genug, unsere Feinde aufzuzählen. Für unsere sogenannten germanischen Vetter haben wir zurzeit nur ein Gefühl, in dem tiefste Verachtung und Ingrimm das Bedauern und seelischen Schmerz übertäuben.

Das alles, vermengt mit halbwildem Elementen aus Asien und Afrika, steht im Bunde wider uns, wider Deutschland, wider unsere Heimat, auch wider unsere engste Heimat, deren Erforschung und Pflege der

Zweck und die Aufgabe unserer Brandenburgia ist. Mehr als jemals tritt gerade jetzt die Wichtigkeit der heimatkundlichen Vereinigungen so recht ins Licht. Und in diesem Sinne wollen wir mit verstärkten Kräften für unsere teure märkische und brandenburgische Heimat weiter eintreten, zunächst für das Wachsen, Blühen und fernere Gedeihen unserer lieben Brandenburgia.

Wir vertrauen in den heutigen schweren Kriegsnöten in erster Linie auf unsern Herrgott, der Deutschland und die Deutschen noch niemals verlassen hat. Wir wissen aber auch, daß wir auf unsern Kaiser und die verbündeten deutschen Fürsten, auf unser Heer und die Flotte sowie auf unsere treuen Verbündeten in Österreich und Ungarn uns fest verlassen können. Ihnen sämtlich bringen wir unsern Dank und unsern Gruß jetzt dar: sie alle leben hoch, hoch, hoch!

Nachdem der Beifall, den diese schlichten Worte auslösten, sich gelegt, teilte der Vorsitzende mit, daß Vorstand und Ausschuß infolge des Unterstützungsaufrufs des Magistrats dem letzteren aus der Vereinskasse hundert Mark zugewendet.

U. M. Herr Großweinhändler Paul Kreßmann hat in seinem prächtigen „Haus Trarbach“, Behrenstraße, 5000 ostpreußische Krieger täglich drei Wochen lang gespeist. Bezügliche photographische Aufnahmen für unsere Bildersammlung liegen vor.

Dem verdienten Begründer des Willibald Alexis-Denkmal bei Lehnin, u. M. Herrn Eugen Kitzler, mußten wir auf die Einladung zur Enthüllung am 17. Mai d. J. leider antworten, daß die Feier mit unserm Ausflug nach Golm in Widerspruch stehe. Doch haben wir freundlichst im übrigen Glück gewünscht und gedankt.

Als auf eine erfreuliche Folge der Kriegsläufe macht der Vorsitzende darauf aufmerksam, in welch' geradezu überraschender Weise die Vergehen und Verbrechen wider Leib und Leben, die Diebstähle und Einbrüche, ferner die unerfreulichen häufigen Familientragödien, Selbstmorde u. dgl. abgenommen haben. Dieselbe Erscheinung soll in Paris zutage treten.

Am 17. Juni fand durch unsern Kaiser die feierliche Eröffnung des Großschiffahrtsweges zwischen Berlin und Stettin auf der fortan Hohenzollernkanal genannten Strecke unweit Eberswalde statt, ein für unsere Provinz höchst wichtiges Ereignis.

Leider umfaßt die Totenliste diesmal 4 Mitglieder: 9. Juli † Komm.-Rat Julius Bötzwow; 11. Juli † unser gefeiertes Ehrenmitglied Prof. Dr. Julius Rodenberg; 22. August Paul Haberkern † auf Valentinswerder im Tegeler See; am 23. September † Frau Polizei-Assessor Anna Bürger geb. Löliger in Steglitz. — Die Versammlung ehrt das Gedächtnis durch Erheben von den Sitzen.

Das an ortskundlichen Beziehungen und Darstellungen ungemein reiche Heft 9, 1914 der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams wird mit Interesse allseitig gewürdigt.

Den Hauptvortrag des Abends hielt, mit Beifall begrüßt, Herr Dozent Paul Alfred Merbach: Zur 100jährigen Wiederkehr des Todestages von August Wilhelm Iffland.

9. (6. außerordentl. Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 18. Oktober 1914, 3 Uhr nachm.

Begünstigt durch einen herrlichen Herbsttag, besuchten wir heute, empfangen durch Herrn und Frau Direktor Dr. Archenhold, die Sternwarte zu Treptow. Entsprechend dem kriegerischen Charakter der Zeit, wurde uns zunächst ein Kino-Vortrag über Theodor Körner gehalten, Bilder und Schilderungen von der Studentenzeit bis zum Tode des edlen, heldenmütigen Freiheitskämpfers umfassend. Hieran schlossen sich Bilder der Torpedo- und Unterseeboote, die im Kampfe gegen das perfide Albion noch eine bedeutende Rolle spielen werden. Ebenso wurde das kriegsmäßige Luftschiffwesen vorgeführt, wobei angemerkt werden muß, daß Direktor Archenhold bereits gegen 800 Luftschiffer für den Ernstfall ausgebildet hat. Hieran schloß sich eine Besichtigung des Astronomischen Museums; ein Teil der Teilnehmer benutzte auch das große Fernrohr der Sternwarte. Der I. Vorsitzende Geh.-Rat Friedel sprach den lebhaftesten Dank für das Gesehene und Gehörte aus.

10. (4. ordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Oktober 1914, im Landeshause.

Der Vorsitzende Geheimrat Friedel teilt den Tod des A. M. Rentner Karl Burkhardt, † 15. Oktober (Mitgl. seit 1892), und o. M. Max Minck, † 23. Oktober (seit 1904 Mitglied), mit. Die Versammlung erhebt sich von den Sitzen.

Von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen ist die Serie 2, zwölf Ansichtskarten, vom Schutzgebiet Plagefenn bei Chorin eingegangen. Der Vorsitzende dankt unserm E. M. Geh.-Rat Dr. Conwentz für diese wertvolle Gabe.

Aus dem vorgelegten Oktoberheft des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg geht (S. 107) hervor, daß in unserer märkischen Elbe bei Wittenberge noch ein erfreulich ausgiebiger Lachsfang stattfindet.

Den ersten Vortrag des Abends „über diluviale Rinder“ hielt Herr Dr. Hilzheimer und unterstützte die beifällig aufgenommenen Mitteilungen durch Erklärung vieler merkwürdiger Knochenfunde aus den reichen Beständen des Märkischen Museums.

Demnächst teilte in einem höchst anregenden Vortrag Herr C. F. Johl „Beiträge zur Geschichte der primitiven Webstühle“ mit, wobei die letzteren z. T. in Wirksamkeit vorgeführt wurden. (Vgl. S. 55—66: „Die Webstuhlgewichte und ihre Bedeutung“.)

11. (7. außerordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 8. November 1914, 11^{1/2} Uhr.

Besichtigung des Nicolai-Körner-Hauses sowie des darin befindlichen Lessing-Museums, Brüderstr. 13.

Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel machte darauf aufmerksam, daß, als die Brandenburgia am 26. Januar 1911 das Lessing-Museum besichtigte, es sich noch in den recht knappen Räumen des Erdgeschosses befand, während es sich jetzt im ersten Stockwerk auf bedeutend größere, wenn auch jetzt schon wieder etwas an Überfüllung leidende Räume hat ausdehnen können. Vergl. hierüber Monatsblatt XIX S. 408.

Wegen der Bau- und Familiengeschichte verwies der Vorsitzende auf seine sehr ausführliche Schilderung ebendasselbst XX. S. 71 flg. Auch in der zum 3. Mai 1913 von der Firma Borstell & Reimarus (Nicolai-Sortiment*) in glänzender Ausstattung herausgegebenen „Festschrift zur Zweihundertjahrfeier der Nicolaischen Buchhandlung“ finden sich ähnliche interessante Nachrichten. Dora Duncker, die Verfasserin der Festschrift, sagt S. 12: „Eine unverbürgte Sage berichtet, das Haus Brüderstraße 13 stehe an der Stelle des Klosters der barmherzigen Brüder, nach denen die Straße ihren Namen führte. Jedenfalls fanden sich überall alte Baureste, die auf ein hohes Alter wiesen. Unter anderem ein Kellereingang mit Tonnengewölbe, der mutmaßlich aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert stammt.“ Frau Duncker zitiert mich unter den Quellen: Ernst Friedel, „Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung und des Hauses Brüderstraße 13 in Berlin“ (Nicolai-Verlag Berlin 1891), sie übersieht aber, daß ich mit Herrn Baurat R. Borrmann und unserm Mitglied Professor Rudolf Buchholz, damals Kustos des Märkischen Museums, zusammen festgestellt und in meiner Schrift erklärt habe, daß

*) Die Hauptfirma Nicolai-Verlag (Inhaber Rudolf Stricker) hat sich bei der Feier nicht beteiligt. Über die noch bei den Partheyschen Erben, 2 Treppen hoch, erhaltenen Kunstgegenstände vergl. M. Schasler, Berlins Kunstschatze S. 408 und R. Borrmann: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. 1893. S. 409 u. 441.

alte Bauten mangels des Vorhandenseins alter Bausteine (Klosterformat) auf dem Grundstück nicht nachweisbar waren.

Herr R. Kruse als Direktor des Lessing-Museums und als Schriftwart des dazu gehörigen Lessing-Museum-Vereins hieß die Versammlung freundlichst willkommen und erläuterte Ziele, Zwecke und Zuwachs des Museums. Der Vortragssaal ist mit schönen, auf Theodor Körner bezüglichen Bildern geschmückt, deren Erklärung durch Herrn Kruse Herr Opernsänger Sturm aus Breslau mit dem Vortrag Körnerscher Lieder stimmungsvoll und ergreifend begleitete.

Hieran schloß sich ein belehrender Umgang durch die Sammlungs-räume und zum Schluß ein Besuch des alten Hausgartens mit dem Stumpf des gewaltigen Walnußbaumes, unter dem Theodor Körner gedichtet,*) und mit der unlängst enthüllten, nicht weit davon angebrachten marmornen Widmungstafel.

Herzlichen Dank wurde den Herren Kruse und Sturm allseitig dargebracht.

Nachträglich sei noch darauf hingewiesen, daß sich in dem Groß-Berliner Kalender „Illustriertes Jahrbuch 1915“, von dem I. Vorsitzenden E. Friedel herausgegeben und soeben im Verlag unseres Mitgliedes Geh. Hofrat Karl Siegismund erschienen, S. 185 bis 192 eine mit 2 Bildern illustrierte Abhandlung „Das Lessing-Museum“ von A. Horn befindet, die die Entstehung und den Inhalt desselben vortrefflich schildert.

12. (8. außerordentl. Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 14. November 1914.

Am frühen Nachmittag, von milder Witterung unterstützt, fand heute unter Führung unserer pilzkundigen Frau Berta George eine Wanderung bei Wannsee, Richtung nach der Pfaueninsel zu, statt, die gut besucht und an Pilzausbeute lohnend war. Namentlich wurden der Jahreszeit angemessen viel Maronenpilze erbeutet. Im Gasthaus zum Reichsadler wurde das reichlich gewonnene Material gesichtet und von Frau George nach den botanischen Namen geordnet, auch die nötigen Anweisungen für die Zubereitung gegeben. Zur Verteilung gelangten etwa 20 Kilo Pilze. Der I. Vorsitzende Geh. Rat Friedel sprach der kundigen Führerin den wohlverdienten Dank der Brandenburgia aus.

*) Das schlichte Stehpult, an welchem Theodor Körner bei seinem wiederholten Aufenthalt im Hause Brüderstraße 13 gedichtet und geschrieben, befindet sich im Besitz u. M., des genannten Herrn Verlagsbuchhändlers Rudolf Stricker.

13. (5. ordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. November 1914 im Landeshause.

Der Vorsitzende Geheimrat Friedel teilt mit, daß die seitens der Brandenburgia gesammelten reichlichen Weihnachtsliebesgaben für das XX. (Hindenburg'sche) Armeekorps an den Major im 73. Feldartillerie-Regiment Herrn von Blessingh, Ritter des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse, abgesendet sind und hoffentlich noch rechtzeitig zum Christfest zur Verteilung gelangen werden.

Der Groß-Berliner Kalender. Illustriertes Jahrbuch für 1915 herausgegeben von u. M. Geheimrat und Hofbuchhändler Karl Siegismund. Preis 2 Mk. Vergl. die Besprechung S. 95. Hierzu teilt der Rezensent Herr Chr. Voigt nachträglich mit, daß das letzte Wort seiner Kritik S. 96 nicht „altertümlicher“, sondern „volkstümlicher“ zu lesen sei.

Bong: Neue Cliché-Offerte betr. den jetzigen Krieg mit vielen guten, billigst zu verwertenden Abbildungen.

Geh. Rat Dr. Jentsch in Guben stiftet dankenswerter Weise mehrere Ansichtspostkarten, betr. das städtische Museum daselbst, das Schützenhaus mit Denkmal der Corona Schröter, den Sport- und Spielplatz pp.

U. M. Herr Dr. Kräusel hat freundlichst 50 Mk. gestiftet zu einer Sammelmappe für die Bildnisse unserer Mitglieder, die bislang sein Schwiegervater, unser verstorbener Mitglied Carl Burkhardt, verwaltete. U. A. M. Herr Rechnungsrat Kerkow hat diese Sammlung zu den übrigen Bildern der Brandenburgia übernommen. Verbindlichsten Dank.

Zwei Vorträge, beifällig aufgenommen, wurden gehalten von u. M. Frl. El. Lemke: die Eule natur- und kulturgeschichtlich und von u. V.-M. Dr. Emil Bahrfeldt: Der Hacksilberfund von Sonnenburg.

14. (6. ordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 16. Dezember 1914 im Landeshause.

Vorsitzender: Geheimrat E. Friedel.

Eine Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen ist im Märk. Museum unter Aufsicht unseres Vereinsbibliothekars Professor Dr. Pniower errichtet. Interessante Zuschriften werden hier kopiert und dann den Adressaten zurückgesendet. Wir ersuchen unsere Mitglieder hierfür persönlich und in ihrer Bekanntschaft tätig zu sein.

Frl. Offermann stellt hierzu zwei sehr interessante Briefe ihres Bruders, unseres Mitgliedes Paul Offermann zur Verfügung, datiert Tsingtau den 5. September 1914 (eingegangen 31. Oktober) und den 10. Oktober 1914 (eingegangen 7. 12. in Berlin). Herr Offermann war dort mit unserem Mitglied Professor Dr. Solger, Leutnant der Reserve,

von den Heeren der verbündeten Japaner und Engländer eingeschlossen. Inzwischen ist der Ort nach heldenmütiger Gegenwehr gefallen und von den Japs besetzt. Nach hierher gelangten Nachrichten haben die in Handelsgeschäften klüglich überlegenden Sieger Herrn Offermann ruhig in seiner Stellung als Beamter bei der Deutsch-Asiatischen Bank in Tsingtau-Kiautschou belassen. — Über Herrn Solger ist bisher bei seinem Vater dem Geh.-San.-Rat Dr. Solger leider nichts zu erfragen gewesen. Herrn Prof. Solgers Bruder, der Militärattaché bei der Gesandtschaft in Tokio war, hat man japanischerseits vor Ausbruch der Feindseligkeiten einen nicht mißzuverstehenden Wink gegeben, so daß er sich rechtzeitig hat entfernen können. Sollte unser Freund Solger in die Hände der Japaner gefallen sein, so wird er zweifellos anständig (jedenfalls besser als es Russen, Engländer und Franzosen ihren Kriegsgefangenen gegenüber häufig getan) behandelt werden.

Zur Kriegschronik teilt unser Ausschußmitglied Graf von Schlieben (Befehlshaber der Artillerieabteilung zum Schutze des russischen Kriegsgefangenenlagers, bis jetzt ca. 10 000 Mann, Gemeine, Unteroffiziere und Sergeanten) verschiedenes Interessante mit. Auf einer Postkarte sehen wir vor dem Kaufhaus von Georg Kühne zu Halbe, Kreis Teltow, die braven Landsturmmänner, Infanteristen, die ebenfalls den Bewachungsdienst in dem bei jenem Dorf belegenen Kriegsgefangenenlager ausüben. Ferner die ansehnliche Kirche mit dem schmucken neuen Pfarrhaus und den Bahnhof. Graf Schlieben teilt u. a. den Speisezetteln der Häftlinge mit, von denen es Tausende hier ungleich besser als in Rußland haben. Außerdem niedliche Holzschnitzereien, Tauben, bei den Russen als Symbol des Heiligen Geistes verehrt, und aus kleinen Holzstäbchen sinnreich hergestellte Schüsseluntersätze. Ähnliche Holzschnitzereien waren in diesem Frühjahr zu sehen auf der hierselbst seitens des deutschen Lyzeumklubs bei A. Wertheim veranstalteten russischen Volkskunstausstellung.

U. M. Prof. R. Mielke bemerkt dazu, daß ihm ähnliche Holzschnitzereien aus Masuren, Brandenburg und Braunschweig bekannt seien.

Ferner übersendet Graf Schlieben zwei französische stählerne Fliegerpfeile, wie sie von den Franzosen aus Flugfahrzeugen geschleudert werden. Sie haben eine große Treffkraft und können buchstäblich Roß und Reiter glatt durchbohren. Das eine Modell ähnelt einem runden Bleistift, das andere hat vier Längsrillen. Ein medizinisches Mitglied bemerkt, daß ihm ein 3-Modell mit flügelartiger Verbreiterung, das sehr gefährliche Wunden bringen könne, bekannt sei und daß dem Vernehmen nach Flieger-Wurfpfeile auch bereits deutscherseits bei Krupp angefertigt würden.

Zu den Seltsamkeiten des Krieges gehört es, daß unter den russischen Gefangenen sich solche befinden, die in der Mark sehr gut Bescheid

wissen, da sie hier öfters als Landarbeiter tätig waren. Es kommt vor, daß Frauen mit oder ohne Kind vorsprechen und bitten, ihre gefangenen Männer besuchen zu dürfen. Umgekehrt haben sich in unserer Gegend russische Land- und Ziegeleiarbeiterinnen mit deutschen Männern verheiratet und Kinder geboren. Daß durch diese eigentümlichen Vermischungen sich leicht eine — wir wollen hoffen, ganz unfreiwillige — Spionage entwickeln kann, liegt auf der Hand.

Der Vorsitzende dankt Herrn Graf Schlieben für die Mitteilungen, welche für die Heimatkunde und Heimatgeschichte nicht unwichtig sind. Er legt verschiedene auf den französischen Krieg bezügliche Zeitungsausschnitte vor, desgleichen die feldärztliche Beilage zur Münchener medizinischen Wochenschrift vom 15. September 1914, worunter der Unterarzt Johannes Volkmann (S. 52 u. 53) 13 Fliegerpfeil-Schußwunden behandelt. Ein Pfeil war einem Soldaten quer durch den Schädel gegangen mit sofort tödlicher Wirkung.

Ferner legt der Vorsitzende zwei Messer vor, deren Schaft aus den kupfernen Hüllen der abgefeuerten Infanteriegewehr-Patronen hergestellt sind. Diese zu Millionen hüben und drüben verschossenen Patronenhüllen werden im Felde hie und da für mancherlei „häusliche“ Zwecke gelegentlich gut verwendet.

Eine neue Brandenburgia-Stiftung. Das Königliche Amtsgericht teilt unterm 10. v. Mts. mit, daß unser leider verstorbenes Ausschußmitglied Herr Rentner Carl Burkhardt in seinem gemeinschaftlich mit der Gattin Frau Emilie geb. Fraedrich am 7. Dezember 1911 errichteten Testament der Brandenburgia 1000 Mk., fällig nach dem Tode des Letztlebenden vermacht habe. Der Vorsitzende hat der Frau Burkhardt für dies hochherzige Vermächtnis bereits mit dem Wunsche herzlich gedankt, daß der verehrten Gattin noch ein langer Lebensabend beschieden sein möge und spricht diesen Dank Namens der Versammlung heute Abend in Gegenwart der Tochter des Verewigten und ihres Ehegatten nochmals aus. Möchten doch recht viele begüterte Mitglieder diesem edelmütigen Beispiele folgen. Sie täten wahrlich ein gutes Werk!

Der Hauptvortrag des Abends hielt u. M. Herr Professor Robert Mielke mit vielem Beifall unter folgendem Titel: Beziehungen des Russentums zur Mark.

15. (9. außerordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Freitag, den 15. Januar 1915 in der Königl. Sammlung alter Musikinstrumente, Fasanenstraße 1.

Der Direktor der Sammlung Herr Professor Dr. Oskar Fleischer, der einen Vortrag über Militärintstrumente zugesagt hatte, mußte

leider wegen eines plötzlich eingetretenen Fußleidens absagen. Er hatte aber seinen Museumsaufseher Herrn Großkopf veranlaßt, eine umfangreiche Sammlung derartiger Instrumente auszulegen, welche, von der Bronzezeit bis in die Neuzeit reichend, erklärt und teilweise sogar musikalisch vorgeführt wurden.

Hieran schloß sich ein Umgang durch die großartige Ausstellung, die die bedeutendste ihrer Art in der Welt ist. Leider scheint dieselbe selbst bei dem musikliebenden Publikum viel zu wenig bekannt. Nach einer einstündigen Führung erinnerte der Vorsitzende E. Friedel an den letzten Besuch der Brandenburgia in dem Museum am 29. Januar v. J. (vgl. Monatsblatt S. 82), dankte dem gewissenhaften Führer und sprach die Hoffnung aus, daß Herr Prof. Fleischer recht bald wiederhergestellt würde.

Das Landwehroffizierkasino, in welchem demnächst eine zwanglose Vereinigung stattfand, präsentierte sich in ganz veränderter Einrichtung. Das stattliche Gebäude ist fast ganz für militärärztliche Zwecke beschlagnahmt und für den herkömmlichen Wirtschaftsbetrieb nur eine kleine Zimmerflucht vorbehalten.

16. (7. ordentliche) Versammlung des XXIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 20. Januar 1915 im Märkischen Museum.

Der Vorsitzende Geheimrat Friedel erinnert an den am 4. d. M. erfolgten Tod des berühmten patriotischen Malers Anton von Werner (71 Jahre alt), von dem u. a. das vortreffliche Bild des Berliner Kongresses, aufgestellt in unserem Rathaus, herrührt und erwähnt den Tod zweier Mitglieder: Stadtrat und Justizrat Bürkner in Neukölln am 27. v. M. (68 Jahre alt), sowie des Regierungs- und Baurats Georg Büttner, von 1901 bis 1908 brandenburgischer Provinzial-Konservator. Eifriges und treues Mitglied seit 1902. Er fiel am 24. Oktober 1914 bei Dixmuiden in Belgien, wo so viele Groß-Berliner leider ihr Leben haben lassen müssen. Vgl. den dem vortrefflichen Manne gewidmeten Nachruf von Prof. Dr. Spatz im Monatsblatt des Touristenklubs für die Mark Brandenburg, 1915 S. 1 flg. Einer der besten Kenner des mittelalterlichen Bauwesens unserer Provinz, hat er in derselben nach eigenen Plänen über 20 neue Kirchen gebaut. (Die Versammlung erhebt sich zum ehrenden Gedächtnis der Verstorbenen.)

Unser I. Schriftwart, Prof. Dr. Zache, befindet sich zur Nachkur seiner Schußverletzungen in erfreulicher Besserung zu Wiesbaden, St. Josefskrankenhaus.

U. M. Prof. Dr. Solger ist von Tsingtau kriegsgefangen nach Mudzujama in Japan überführt, wo er gut behandelt wird.

Von u. M. Paul Offermann ist ein Brief aus Tsingtau vom 27. November v. J. seiner hiesigen Familie am 14. d. M. zugegangen. Auch er wird gut behandelt.

U. M. Stabsarzt Dr. Friedrich Netto schreibt am 22. v. M. vom Lazarett in Kalisch, daß es ihm dort gut ergeht.

U. M. Lehrer Robert Scharnweber teilt am 11. d. M. mit, daß er, 43 Jahre alt, in die Inspektion der Fliegertruppen eingetreten sei.

Der Vorsitzende bittet dergleichen Mitteilungen über unsere Mitglieder und deren nächste Angehörige Herrn Rechnungsrat Kerkow, Berlin-Lichterfelde, Mommsenstr. 12, zugehen zu lassen. Dem Beispiel aller wissenschaftlichen Vereine folgend, sollen diese Angaben, auch die Verleihung des Pour le Mérite-Ordens und des Eisernen Kreuzes I. oder II. Klasse, später veröffentlicht werden.

Vorlagen:

1. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, Januarheft 1915. Hervorzuheben daraus das Verzeichnis der als hochwassergefährlich zu bezeichnenden Wasserläufe in der Provinz. — Ferner Mitteilungen zur Bekämpfung der Mückenplage. Petroleum und Saprol werden als bedenklich, dagegen Larviol als zweckmäßig empfohlen. Ich füge hinzu, daß die Mücken in Myriaden an den Decken alter Keller und Gewölbe zu überwintern pflegen und daß es leicht ist, sie hier mit Feuer (z. B. Spiritusflammen) zu vernichten.

2. Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke 1914. Mit bestem Dank für den überreich und prächtig illustrierten Jahrgang verweisen wir auf die enormen Fortschritte, welche wir den genannten Werken sowohl auf dem Gebiet der motorischen wie der erleuchtenden Elektrizitätskräfte verdanken.

3. Heimatschutz in Brandenburg. 6. Jahrgang Nr. 4, 1914, S. 98: „Pflanzt unseren Helden Ehrenbäume“; ich empfehle dies ebenfalls auf das Wärmste, schlage aber die Sommer- und Winterlinde, diesen deutschesten und poetischsten aller unserer heimatlichen Bäume, vor, nicht die Eiche, deren Wertschätzung wir mit unseren Feinden, Franzosen und Briten (old oaks of England), gemein haben. Man denke dabei an unsere tausendfältig verbreiteten, viel besungenen uralten Lindenbäume auf dem Lande, an die Mal-, Gerichts- und Fehmlinden. S. 107 heißt es: Ein Sturm hat Ende September 1914 einen Teil der auf mindestens 400 Jahre geschätzten Fehmlinde in Bad Schönfließ, Kreis Königsberg i. d. Neumark, zerstört. Es ist diesem ehrwürdigen Veteran ähnlich ergangen wie der berühmten Dorflinde in Dahlem. Vergl. unser Monatsblatt S. 139.

4. Im Monatsblatt des Touristenklubs für die Mark Brandenburg setzt u. M. Robert Scharnweber seine Sagensammlung aus dem Kreise Luckau fort.

5. Niederlausitzer Mitteilungen Schlußheft 1913. Darin Dir. Dr. Sebicht-Lübben: „Die Herkunft der ostdeutschen Bevölkerung, ein wichtiges Arbeitsfeld für die Lokalgeschichtsvereine“. S. will namentlich die ältesten Flurnamen gesammelt wissen.

6. Pfarrer Rudolf Jungklaus-Pankow: „Wie die Ereignisse der Freiheitskriege zu ihrer Zeit in Berlin kirchlich gefeiert worden sind“. Ausführliche, interessante Schilderung, Separatabdruck aus dem neuesten Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte.

7. Richard Zootzmann: Das ist der Krieg der Kriege! Ernstes und Heiteres für Gesang und Vortrag aus dem Weltkrieg 1914. Verlag von Winterfeld & Schloßbauer, Berlin-Treptow 1914.

Vorträge: Herr Prof. Dr. Lindau, Kustos am botanischen Museum in Berlin-Dahlem: Vorgeschichtliche Getreidefunde. Für viele überraschend zu hören, daß der Weizen bereits steinzeitlich, bedeutend älter als der Roggen bei uns ist, der vielleicht erst mit den Wenden ins Land kam.

Nach diesem interessanten, durch Präparate unterstützten Vortrag führte u. M. Herr Dr. Hans Spethmann, Privatdozent für Geographie an der Kgl. Universität, uns in prächtigen selbstgefertigten Lichtbildern die Südost- und Nordostküste Englands vor, die von uns zum höchsten Verdruß der Briten als Kriegsgebiet erklärt ist. Während unsere Nordseeküsten aus Schlick- oder Seeboden bestehen und daher der Schifffahrt höchst gefährlich sind, treffen wir in England vorzugsweise felsige Ufer, bei Dover die Kreide anstehend und nordöstlich wild ausgewaschene Granit- und Basaltufer, die zwar tiefe Einschnitte mit zur Landung geeigneten Punkten bieten, bei sturmbewegter See aber mit unheimlichen Klippen und Riffen drohen.

Kleine Mitteilungen.

Wölfe wurden in Preußen zuletzt 1913 und 1914 im Januar erlegt. Der einer Zeitungsnachricht zufolge kürzlich bei Turoschel im Kreise Johannisburg (Ostpreußen) geschossene Wolf wog 93 Pfund. Er wurde bei einer Hasenjagd zur Strecke gebracht. Im Januar des vorigen Jahres erlegte die Gräfin Bothmer-Dratzig bei der Oberförsterei Notwendig in der Nähe der brandenburgischen Grenze einen 97 Pfund schweren Wolf, nachdem in den angrenzenden Wäldern wiederholt Wolfsspuren beobachtet worden waren. Im August 1912 soll sich bei der neumärkischen Oberförsterei Steinbusch ein Wolf bemerkbar gemacht haben; es gelang jedoch nicht, seiner habhaft zu werden. Dieser Mitteilung des B. L. A. vom 23. Januar 1914 sei folgende Nachricht hinzugefügt: „Am 15. I. 1913 erlegte die Gräfin Bothmer-Dratzig bei der Oberförsterei Notwendig, Regierungsbezirk Bromberg, einen kapitalen

Wolfsrüden, dem auf der Deutschen Geweihausstellung zu Berlin im Januar 1914 eine silberne Medaille verliehen wurde.“ Offenbar ist der eine der beiden eingangs erwähnten Wölfe gemeint. Wegen der letzten brandenburgischen Wölfe vergleiche unser Monatsblatt XXI S. 186.

Die Nummer 18 der Deutschen Jäger-Zeitung 1914 enthält folgende Zuschrift (aus der Familienchronik des Direktors Schrader): „Mit den versprengten Franzosen hatte sich aus Rußland 1813 ein starker Wolf eingefunden, der im Dezember 1813 und in den folgenden Monaten in den Dörfern des damaligen Fürstentums Lüneburg an den Schafherden große Verwüstungen anrichtete. Er war in jenem harten Winter bereits so frech und dreist geworden, daß er über die Umfriedungen der Gehöfte sprang und sich Schafe holte. Es wurden in den ausgedehnten Forsten bei Ehra zahlreiche Jagden auf den „Bauernschreck“ abgehalten, aber auf den weiten Gebieten, in denen er wechselte, war er nie zu finden. So verging fast ein Jahrzehnt, ohne daß man des Räubers, den die Nachstellungen nur noch vorsichtiger machten, habhaft werden konnte. Zufällig sieht mein Großonkel, der Förster in Ehra war, als er am 13. Dezember 1824 auf den Hirschanstand geht, auf einem Hügel den Wolf, der dort Wild zu wittern scheint. Unter Deckung einer Tanne gelang es ihm, das Raubtier zu erlegen. Für die Tötung des Wolfes, dem man so viele Jahre vergeblich nachgestellt hatte, erhielt mein Großonkel von dem Herzog von C. eine schöne Büchsfinte und von der hannoverschen Regierung die von dieser ausgesetzten 100 Thaler.“ Der Graf von Schulenburg hat von diesem Wolf Bilder anfertigen lassen mit folgender Unterschrift: „Der große Wolf, erlegt von dem Förster W. Schrader auf Ehra am 13. Dezember 1824. Sein Gewicht beträgt 116 Pfund, die Länge des Körpers 6 Fuß 5 Zoll, die Höhe 2 Fuß 10 Zoll.“ Die Abbildung zeigt ein mächtiges Exemplar Isegrims.

Ähnlich wie hier im B. T. Bl. vom 11. Dezember 1913 aus der Provinz Hannover berichtet wird, habe ich in meiner Jugend gehört, daß nach dem grausigen Rückzug der Franzosen aus Rußland 1812 die Wölfe den Spuren des aufgelösten, halb verkommenen Heeres folgten und außer in Pommern, auch in den östlichen Teilen der Mark Brandenburg erschienen.

Bei uns in der Mark Brandenburg erinnern — ganz abgesehen von den schier zahllosen mit „Wolf“ in Verbindung gebrachten Flur- und Gemarkungsnamen — folgende Ortschaften an das gefräßige Untier: Wolfberg (Ost-Havelland), Wolfsbruch (Ost-Priegnitz), Wolfsburg (Soldin), Wolfsgarten (Templin, Ruppín und Friedeberg N.-M.), Wolfsgrube (Friedeberg N.-M.), Wolfshagen (Prenzlau, Niederbarnim und West-Priegnitz), Wolfshain (Spremberg), Wolfslake (Ost-Havelland), Wolfsluch (Ruppín), Wolfsthal (Oberbarnim), Wolfswinkel (Oberbarnim und Storkow). Fußgänger und noch mehr einzelne Reiter — wegen des Geruches des Pferdes — waren in schneeigen Wintern oftmals in dringender Gefahr, deshalb schlossen sich die Krämer und Kaufleute zu wehrhaften Karawanen, Reiter aber in ganzen Trupps, mit Feuerrohren versehen, zusammen. Trotzdem kamen zahlreiche Unglücksfälle vor, namentlich Kinder wurden selbst aus den Bauernhäusern geholt. Von unseren Großeltern wissen wir, wie in dem harten Winter 1812/13 die Wölfe in Scharen dem aufgelösten, halbverhungerten französischen Heer, um Ver-

sprengte und Liegengebliebene zu überfallen, bis nach Pommern und in die Neumark vordrangen. Ähnliches berichten die Ortschroniken unserer Gegend vom siebenjährigen Kriege und besonders vom dreißigjährigen Kriege her. Aber selbst unsere modernen Beförderungsmittel, die Eisenbahnen, schützen vor der Wolfsplage nicht, und dann und wann erschallt auf den Bahnhöfen entlegener, waldeinsamer Haltepunkte im südöstlichen Europa auch jetzt noch der Schreckens- und Hilferuf vom Wolf, dem Untier, bezüglich dessen in der Kinderfibel unserer Ahnen stand:

„Ein toller Wolf in Polen fraß
Den Tischler samt dem Winkelmaß.“

Einige Wolfsabenteuer hat dem Schreiber dieser Zeilen der vor einiger Zeit verstorbene hiesige, wegen seiner Kunstfertigkeit weit über Deutschlands Grenzen berühmte Hofgoldschmied der Königin von Rumänien und des Königs von Bulgarien u. M. Telge erzählt. Carmen Sylva berief diesen Berliner Benvenuto Cellini mitunter in der Winterszeit nach Bukarest und Sinaja, um bei Hoffestlichkeiten durch seine Kunstfertigkeit mitzuwirken. Auf einer kleinen rumänischen Station blieb der Zug im Schnee stecken, und die Reisenden benutzten die Gelegenheit, um sich auf dem zum Teil festgefrorenen Schnee zu ergehen. Da erscholl plötzlich vom Zugpersonal der Warnungsruf: „Die Wölfe kommen!“ und die Passagiere mußten schleunigst in die wohlverwahrten Abteile steigen. Bei einer anderen Gelegenheit, als der Zug stundenlang im Schnee feststeckte, meldete sich ein mit zwei schnellfüßigen Rossen bespannter Schlitten, und der Kutscher lud die Passagiere ein, mit ihm nach der nächsten Station, wo ein Zug wartete, zu fahren. Ein Reisender stieg in den Schlitten, unser Gewährsmann aber, der erst geneigt war, dasselbe zu tun, ließ davon infolge Warnung des Zugpersonals ab — zu seinem Glück. Denn von dem Kutscher, dem einen Passagier und den zwei Pferden wurden anderen Tages neben dem umgestürzten Schlitten nur ein paar abgenagte Knochen gefunden.

E. Fr.

Eine Wolfsjagd in der Mark Brandenburg erzählt uns eine Zuschrift des Herrn Idler in Neuruppin. Sie lautet: „Eine Wolfsjagd in der Mark?“ wird mancher unglaublich fragen, „da gibt es doch keine Wölfe mehr!“ Und doch hat eine solche Jagd stattgefunden, und ich habe in meinen jungen Jahren eine miterlebt. Die Sache war nämlich so: Im Monat Juni Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hütete der Schäfer Lisicke, einer der drei Schäfer des Rittergutes Haage, Westhavelland, seine Hammelherde auf einer vom Orte entfernten lichten Stelle im Walde. Auf einmal kam ein Raubtier aus dem nahen Dickicht gesprungen, faßte einen der größten Hammel an die Gurgel, warf ihn zu Boden, setzte ihm die rechte Vorderpfote auf den Leib, so daß die Krallen tief eindrangen, und wollte ihn zerreißen. Wild stürmte die Herde davon und suchte Schutz bei ihrem Hirten. Als sich dieser von seinem Schrecken erholt hatte, ging er, mit seinem Schäferstab bewaffnet und von seinem Hunde begleitet, dem Untier, das er sofort als einen Wolf erkannte, mutig zu Leibe, und es glückte ihm auch, dasselbe von seinem Opfer zu verscheuchen, worauf es in dem Gebüsch wieder verschwand. Unweit von der Stelle dieser Begebenheit war ein Mann mit dem Roden von Feld-

steinen beschäftigt, der den Vorgang beobachtet hatte, und eilte dem Schäfer zu Hilfe. Er erhielt von diesem den Auftrag, nach dem Dorfe zu eilen und dem Gutsherrn den Vorfall zu melden, was er auch ausführte. Es wurde nun auf Anordnung des Gutsherrn allen männlichen Personen aufgetragen, sich zu bewaffnen, um dem Wolf den Garaus zu machen. Wer ein Schießgewehr besaß, nahm dieses, und wer kein solches sein eigen nennen konnte, nahm eine andere Waffe zur Hand. Die am Eingange des Waldes gelegene Försterei war als Sammelpunkt bestimmt. Wir eilten zur Försterei und fanden hier schon den Schäfer mit seiner Herde und dem verwundeten Hammel vor; dieser hatte am Halse eine blutende Wunde, und auf der linken Seite war noch in der Wolle der Abdruck der Klaue des Wolfes zu sehen. Der Hammel war so schwer verwundet, daß er nicht mehr leben konnte und gleich geschlachtet werden mußte. Mittlerweile hatte sich auch die Jagdgesellschaft versammelt und brach unter der Führung des Försters und von dem obenerwähnten Arbeiter geleitet nach dem Gebüsch auf, in dem der Wolf verschwunden war; dieses wurde nun umstellt und dann abgetrieben, aber Meister Isegrim schien schon Lunte gerochen zu haben, denn er war aus dem Gebüsch bereits verschwunden, und resultatlos kehrte die Gesellschaft wieder heim. Als wir gegen Abend, wie wir das öfters taten, nicht weit von den letzten Häusern des Dorfes spielten, wir waren etwa acht Kinder, sahen wir etwas entfernt von uns ein Tier stehen, das aus dem nahen Roggen gekommen war und uns wohl einige Zeit beobachtet haben mußte. Als wir es gewahr wurden, dachten wir erst, es war der Hund des Schafmeisters, aber es war schlanker als dieser; hoch aufgerichtet auf schlanken Beinen, am Kopfe große, aufrechtstehende, zugespitzte Ohren, äugte es uns an. Wir schrien: „Der Wolf! Der Wolf!“ und rannten in die nächsten Häuser. Die Nähe des Ortes und unsere Anzahl mochten ihn wohl von einem Angriff auf uns abgehalten haben. Er zog sich wieder in den Roggen zurück, denn er war nach einiger Zeit verschwunden. Er verschwand auch aus unserer Gegend und soll später im Friesacker Zootzen erlegt worden sein. Woher er gekommen ist, hat man nicht feststellen können; es ist nur anzunehmen, daß er aus einem zoologischen Garten oder aus einer Menagerie entsprungen war.

B. L. A.

Bücherschau.

Vaterländische Novellen von Wilhelm Arminius. Im Xenien-Verlag zu Leipzig 1913. — Unsere Literatur, die seit Geraumem aus den Erinnerungen von vor 100 Jahren schöpft, ist auch an bezüglichen dichterischen Werken unsers Autors reich. Es sei erinnert an Yorecks Offiziere, Roman von 1812/13, und die Erzählung aus den deutschen Befreiungskriegen „Und setzt ihr nicht das Leben ein . . .“. Es sind 6 Erzählungen. 1. Der Pfarrer von Jena 1808. Nicht 1806, sondern 2 Jahre später, wo der Korse fast der patriotischen Wut des Pfarrers erlag, des unseligen Wilhelm Ernst Putsche aus Wenigen-Jena (jetzt Jena-Ost), den die Franzosen am

23. Oktober 1813 nachts zwingen, ihnen den Weg in den Rücken der Preußen zu zeigen. — 2. Ein Schillscher Offizier (1809), der sich nach vielen Abenteuern westerabwärts trotz Franzosen und Dänen glücklich zu Schiffe durchschlägt. — 3. „Der Zug zum Heroischen“ (1813), wie sich ein junger verwöhnter Tuchfabrikantensohn sittlich aufrafft und allen Strapazen, Entbehrungen und Gefahren trotzend sich Blüchers Scharen anschließt. — 4. Die Marmorhand, Andenken an ein von romantischen Umständen begleitetes Abenteuer der preußisch-russischen Vorhut unweit Paris, Februar 1814. — 5. Frau Kapitän Uterhat. Erinnerung an die Tätigkeit des kleinen preußischen Geschwaders unter Jachmann den Dänen gegenüber 1864 und die Rettung eines unserer Kanonenboote durch die patriotische Frau. — 6. Endlich noch eine kalte stürmische „Christnacht in Feindesland“ bei Blois 1870 in einem wohlhabenden Meierhof.

Daß es an holder Weiblichkeit in diesen Novellen nicht fehlt, ist selbstverständlich. Die Schilderungen des historischen wie des örtlichen Milieus sind auch in diesem Buch klar und deutlich, die Diktion erhebt sich, ohne übertreibend zu wirken, zu einem edeln Pathos. Diesem Werke unseres Wilhelm Arminius, der, in Weimar lebend, aus der Altmark stammt, wünschen wir, wie seinen früheren Veröffentlichungen, einen möglichst weiten Leserkreis.

E. Fr.

Wilhelm Arminius. Von Ernst Kammerhoff. Leipzig 1914. Im Xenien-Verlag. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Verfasser, Rektor zu Itzehoe, gibt eine vortreffliche Schilderung des Lebensgangs und der dichterischen Bedeutung und Entwicklung unseres Dichters. Angenehm ist als Anhang beigegeben eine wenig bekannte Erzählung von Arminius „Katzbach-Siegen“, die sich ebenbürtig den zuvor geschilderten Novellen anschließt. Kammerhoff hat durch eine Reihe biographischer Skizzen (Paul Gerhard, Charlotte Niese, Th. Körner, Fritz Reuter etc.) sich schon seit Jahren vorteilhaft bekannt gemacht.

E. Fr.

Kalender für den Kreis Oberbarnim. Auch der Jahrgang 1915 dieses besonders sorgsam redigierten Büchleins enthält wertvolle Beiträge zur Heimatkunde u. a. mit guten Abbildungen: „Die Wappen unserer (oberbarnimschen) Städte“ von Oskar Blumberg. — Rob. Mielke: „Gute und schlechte Bauart auf dem Dorf“. — J. Schultze: „Aberglaube im Oderbruche“. — Julius Dörr: „Das Kirchenrechnungsbuch von Trampe“. — H. Aurich: „Die Industrie am Finowkanal“.

Ruppiner Kreiskalender 1915. Daß der Ruppiner zu den besten Kreispublikationen verwandter Art gehört, erweist sich aufs Neue. Für die Heimatkunde darin von Wert u. a.: Lie. Köppel: Aus dem Dorf Manker. — Emil Pein: Sieversdorfer „Ökelnamen“. — Steinseifer: Einiges über das Rhin-Luch und seine Meliorierung. — Auch diesen Jahrgang verdanken wir Herrn Schriftsteller Carl Lücke, einem der gediegensten Kenner der Grafschaft Ruppiner.

Rudolf Hertzog: Agenda 1915. Glänzend mit vortrefflichen zeitgenössischen Abbildungen ausgestattet. Nahezu kaum Geschäftsanzeigen, statt dessen eine 61 Folioseiten umfassende fesselnde Darstellung von Dr. Engelbert Huber: Berlin und der Weltkrieg. —

In den Heften der Mitteilungen des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg, November und Dezember 1914, sei auf die lehrreiche Abhandlung des Professor Dr. Schiemenz: „Die Wanderungen der Süßwasserfische im Binnenlande“ aufmerksam gemacht. — Ebenso auf unsern Mitgliedes Rud. Schmidt in „Aus der Heimat“ unter dem 15. d. M. veröffentlichte Mitteilung über Märkische Krebse.

Herr Architekt Max Kühnlein bespricht den merkwürdigen Grabstein vom Jahre 1805, der sich eigentümlicher Weise in einem Laden eines der katholischen Hedwigsgemeinde gehörigen Hauses, Chausseestraße 128/129, an Ort und Stelle erhalten hat. Nähere Beschreibung mit Abbildung später.

Fragekasten.

F. S. Wann fanden die ersten Beisetzungen von Leichenbrandresten auf kirchlichen Friedhöfen Berlins statt? Der Berliner Amtsgerichtsrat Ernst Cantian, geb. 1. Oktober 1824 hierselbst, verstarb in Venedig am 16. Januar 1889, wurde in Padua verbrannt und im selbigen Jahre auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof an der Chausseestr. 126 die Urne mit den Aschenresten beigelegt. Man war damals noch so ängstlich, daß die italienische Polizei der Urne einen Begleiter bis nach Berlin — natürlich auf Kosten der Familie Cantian — mitgab. Die Beisetzung hier war nicht so einfach, denn die Kirchenaufsichtsbehörde wollte anfangs einen Präzedenzfall nicht gern aufkommen lassen. Damals war ich, wie heute noch, Patronatsvertreter des Magistrats bei der Dorotheenstädtischen Kirche. Um die Sache durchzusetzen, stellten ich und der Kultusminister Dr. von Goßler, ein aufgeklärter Herr, damals ebenfalls Mitglied des Gemeindegemeinderats, beim Gemeindegemeinderat den Antrag, die Urne in dem großen Familienbegräbnis aufzunehmen, in dem bereits eine um Berlin hochverdiente Persönlichkeit, der kunstsinnige Baurat und Städtälteste von Berlin Gottlieb Christian Cantian († 11. April 1866), Vater von Ernst Cantian, lag. Die Sache wirbelte damals ziemlich viel Staub in hochkirchlichen Kreisen auf, der sich aber bald legte.

E. Fr.

Hierauf bezüglich ging mir, datiert Breslau, den 7. November 1913, von Herrn Apothekenbesitzer F. Seiffert folgendes Schreiben zu:

„In der heutigen Flamme finde ich eine Notiz über Ihre Mitteilung im Verein Brandenburgia: Erste Beisetzung einer Aschenurne. Darauf bezüglich teile ich Ihnen ergebenst mit, daß nach Einäscherung meines Schwiegervaters, Kaufm. P. Altmann, in Hamburg die Asche auf dem Luisenstädtischen

Kirchhof in Berlin in dem Grabdenkmal beigesetzt werden durfte unter der Bedingung, daß ein Grabhügel als scheinbare Grabstätte errichtet werden müßte und auf dem Denkmal nicht stehen dürfte: Hier ruht in Gott. So geschehen vor sieben Jahren. Meine Schwiegermutter in Berlin hatte eine Doppelstätte gekauft und will ihre dereinstige Asche ebenfalls in dem Denkmal untergebracht wissen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

F. Seiffert.“

Inzwischen ist die Beisetzung von Leichenbrandresten auf evangelischen Friedhöfen unbeanstandet mehrfach erfolgt. — Wie die Sache auf katholischen und jüdischen Friedhöfen gehandhabt wird, vermag ich nicht zu sagen, vielleicht ist ein Brandenburgia-Mitglied besser diesbezüglich unterrichtet.

E. Fr.

Die heimische Altertumskunde

hat erfreulicher Weise einen großen Erfolg zu verzeichnen. Vom 1. April 1915 ab ist ihr Gastrecht eingeräumt worden in den Schulen Groß-Berlins. Der durch Ministerialerlaß genehmigte „Grundlehrplan für die Volksschulen Groß-Berlins“ schreibt für den erdkundlichen Unterricht der Oberklasse (8. Schuljahr) als Lehrstoff vor: „Aus Berlins Vorzeit“. Unter den Erläuterungen zu diesem Kapitel heißt es: „In der Oberklasse wird der Lehrer erdgeschichtliche Spuren oder einige von den vorgeschichtlichen Funden in und bei Berlin mit den Kindern betrachten und zu deuten versuchen“.

Um die Leiter, Lehrer und Lehrerinnen der städtischen Schulen Berlins in das Verständnis der heimischen Altertümer einzuführen, werden von der Städtischen Schuldeputation auf Vorschlag unseres Ehren-Mitgliedes, des Stadtschulrats Dr. Fischer, am Märkischen Museum Kurse veranstaltet deren Leitung unserem Vorstandsmitgliede Dr. Kiekebusch übertragen worden ist.

Ein alter, oft ausgesprochener Wunsch der Freunde märkischer Heimatforschung ist erfüllt. Auch die höheren Schulen können nun nicht mehr zurückbleiben. Es ist zu erwarten, daß in nächster Zukunft alle deutschen Schulen die heimische Altertumskunde in ihren Lehrplan aufnehmen. Erinnern wir uns der Worte, die unser Mitglied Dr. Kiekebusch am Schlusse der Eröffnungsrede zur „Ausstellung der Bucher Funde“ im Märkischen Museum sprach: „Wir wünschen ganz gewiß, daß auch unseren heranwachsenden Söhnen und Töchtern die Sonne Homers leuchte in all ihrer Schönheit und Erhabenheit. Aber das junge Geschlecht darf und muß verlangen, daß man ihm auch erzähle vom Leben der eigenen Väter, von der Kultur der Heimat in den grauen Tagen der Vorzeit, daß man ihm die stummen und doch wieder so beredten Zeugen der Vergangenheit zum Leben erwecke, damit es nicht gedankenlos wie bisher vorübergehe an den Altertümern seiner eigenen Vergangenheit“.

Inhalt des XXIII. Jahrgangs 1914/15.

A. Aufsätze.	Seite
Bahrfeldt, Emil: Ein märkischer Groschenfund aus dem 15. und 16. Jahrhundert	97
Braun, Paul: Ein Beitrag zur Geschichte Neudamms	111
Haase, E.: Gottfried Arnold	155
Johl, C. H.: Die Webstuhlgewichte und ihre Bedeutung	55
Kiekebusch, Dr. A.: Das von einer Düne verschüttete bronzezeitliche Dorf bei Wutzetz an der Nackeler Grenze im Kreise Ruppin	33
Kiekebusch, Dr. A.: Backofengeräte	161
Merbach, Paul Alfr.: Wallenstein in der Mark Brandenburg	12
Mielke, Rob.: Zur Besiedlungsgeschichte der Provinz Brandenburg im 12. Jahrhundert	145
Niebour, Dr.: Conrad v. Rappard, der Begründer des märkischen Braunkohlen-Bergbaues	45
Voigt, Chr.: Zur Geschichte des Havelberger Schiffbaus	66
B. Bücherbesprechungen.	
Berliner Kalender	95
Groß-Berliner Kalender	95
Jellinek, J.: Kuli-Kurt	94
Kalender für den Kreis Nieder-Barnim	143
Lemke, E.: Asphodelos und anderes aus Natur und Volkskunde	143
Meissner, H.: Ansichten märkischer und pommerscher Städte	92
Voigt, Chr.: Das Wappen Benjamin Raules	143
„ : Groß-Friedrichsburg unter holländischer Herrschaft	144
C. Abbildungen.	
Abendmahlsfeier des Kurfürsten Joachim II.	70
March: Töpferei, Tonwarenfabrik, Musterausstellung, Terracotta-haus und -relief	6—10
Nackel: Karte, Dünenprofil, Ausgrabungsgelände und Fundstücke	33—43
Sarotti-Schokoladenfabrik	79
Wendelring	125

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

- Adler in der Mark 90.
 Albrecht Achilles 26.
 Altertumskunde, Heimische 187.
 Apotheken, Märkische 96.
 Archenhold, Dir. Dr. 173.
 Arminius, Wilh. 184.
 Arnold, Gottfried 155.
 Ascherson, Prof. P. 21.
 Ausschußmitglieder der Brandenburgia 128.
 Backofen und -geräte 161.
 Bahrfeldt, Dr. Emil 97, 123, 128, 176.
 Bekreuzigung des Brotes 164.
 Bergfelde 92.
 Béringuier, Dr. Rich. 123.
 Berlin im Balkonschmuck 21.
 Berliner Plätze, Gärtnerische Anlagen der 115, 167.
 Bernadotte und Bülow 26.
 Besiedelung Brandenburgs 145.
 Bielefeld, Kunstmaler 81, 125.
 Bildnissammlung, Brandenburgia- 77, 176.
 Bodenaltertümer, Gesetzlicher Schutz der 23.
 Böttcher, Maxim. 23.
 Bötzw, Familie 77, 172.
 Braun, Dr. Paul 111.
 Braunkohlen-Bergbau 45.
 Bruchmüller, Dr. W. 26.
 Brückenzauber und -spuk, Märkischer 142.
 Buch 61, 125, 129.
 Buchholz, Prof. 128, 174.
 Bücherschau 30, 71, 78, 81, 92, 114, 143, 167, 180, 184.
 Bürkner, Justizr. 179.
 Bürger, Frau Pol.-Assessor 172,
 Büttner, Reg.- u. Baurat Georg 179.
 Bunte Buche bei Oderberg 22.
 Burgstraße 115.
 Burkhardt, Rentner Karl 128, 173, 176, 178.
 Caemmerer, H. v. 26.
 Calließ, Medizinalrat Dr. 80.
 Conrad, Ehrenmitglied, Exzellenz v. 80.
 Conwentz, Geh. Reg.-Rat Dr. 21, 173.
 Crüsemann Pfarrer 21.
 Cumberland, Prinz von 169.
 Dahlem 92, 131, 135, 137, 180.
 Denkmalarhiv der Prov. Brandenburg 25, 123.
 Dennewitz 25.
 Dermitzel, Alfred 20.
 Deutscher Volkswart 26.
 Dreizehn Linden 167.
 Duysen, Dr. 44.
 Eberesche 77.
 Eberswalder Wasserfall 22.
 Echtermeyer, Ökonomierat 131.
 Eckhardt, Herbert 30.
 Ehrenbürger der Stadt Berlin 115.
 Eibe 21.
 Eiche, Dorf 168.
 Ermeler-Haus 80.
 Eule, Vortrag über die 176.
 Falkenhausen, Präsident Freiherr v. 114.
 Feldpostbrief-Sammlung 176.
 Feuerwisch 164.
 Feyerabend, Direktor 20.
 Fischer, Stadtschulrat 187.
 Fischereiverein 21, 173, 180, 186.
 Fleischer, Prof. Dr. Oskar 82, 178.
 Fliegerpfeile 177.
 Fregatte, Kurbrandenburgische 130.
 Frickert, Buchdruckereibesitzer 128.
 Friedel, Geh. Reg.-Rat E. 1, 5, 20, 71, 72, 73, 78, 80, 82, 83, 89, 91, 92, 95, 96, 115, 131, 142, 143, 144, 166, 168, 170, 171, 173, 174, 175, 176, 179.
 Friedhöfe der Dorotheenstädt. u. Friedr.-Werdersch. Kirchengemeinde, Grabmäler 1, 144, 186.
 Friesen-Feier 124.
 Gärtnerlehranstalt 131.
 Gland, Prof. Dr. Georg 83, 128.
 Ga

- George, Frau Berta 30, 86, 175.
 Germanische Stämme 82.
 Gesellschaft für Anthropologie Görlitz 20.
 Gloe, Ad. 167.
 Golm, Rutschberg 168.
 Gröger, Franz, 114.
 Groschenfund, Märkischer 97.
 Großbeeren, Gedächtnisturm 20.
 Groß-Friedrichsburg 24, 144.
 Grotten 73.
 Haase, Oberlehrerin E. 155.
 Haberkern, P. 172.
 Hacksilberfund 176.
 Hagelberg, Schlacht bei 22.
 Hagen, Hauptm. von der 45, 169.
 Hauslaub 89.
 Havelberger Schiffbau 66.
 Hennig, Rud. 30.
 Hense, Architekt 7.
 Hertzog, Rud., Festschrift, Agenda 115, 186.
 Hexenverbrennung 156.
 Heyse, Paul 128.
 Hilzheimer, Dr. 131, 140, 174.
 Hirsch, Dr. Franz 20.
 Historischer Verein zu Brandenburg 22.
 Hohenzollernkanal 172.
 Homburg, K. I. 24.
 Hoops, Prof. Dr. 44.
 Hoppe, Pfarrer 127, 130.
 Hossfeld, Geh. Oberbaurat 20.
 Iffland 173.
 Jentsch, Geh. Rat Dr. 176.
 Joachimsthalsches Gymnasium 116, 143.
 Johl, C. H. 55, 174.
 Kaeber, Dr. 115.
 Kalender, Berliner 95.
 " für den Kr. Oberbarnim 185.
 " Groß-Berliner 77, 95, 175, 176.
 Kalender, Kreis- 72.
 " Ruppiner Kreis- 185.
 Kammergericht 71.
 Kassenbericht 128.
 Kerkow, Rechnungsrat 77, 123, 128, 131, 176, 180.
 Kieckebusch, Dr. A. 33, 61, 81, 82, 96, 123, 125, 129, 161, 167, 169, 187.
 Kirchen- u. Ketzehistorien 157.
 Klose, H. 21.
 Költze, Oberbürgermeister 69.
 Königin Luise-Scheune 140.
 Körner, Frau Clara 124.
 Körte, Baurat 115.
 Krabbo, H. 26.
 Kräusel, Dr. 176.
 Kreßmann, P. 172.
 Krey, Reg.-Rat. 73.
 Kriegschronik 177, 180.
 Kriegsunterstützung u. Liebesgaben 172, 176.
 Kruse, Direktor R. 175.
 Kuhlmei, Kantor 77.
 Lagardesmühlen 161.
 Lemke, Elisabeth 77, 143, 176.
 Lenzen, Führer durch 30.
 Lessing-Museum 175.
 Lilienconvallarien-Wälle 21.
 Lindau, Prof. Dr. 44, 87, 181.
 Luren 82.
 Mackowsky, Prof. Dr. 170.
 Mammut 131, 139.
 March, Fabrikbes. Alb. 5, 30.
 Marine, Erste Anfänge einer preuß. Kriegs- 25.
 Markgraf Woldemar 26.
 Maurer, Landesversicherungsinsp. 128.
 Medaillenkunst 81.
 Meisner, Heinr. 92.
 Merbach, Paul Alfr. 12, 126, 173.
 Mertens, Prof. Dr. 130.
 Michels & Co, Seidenfabrik 126.
 Mielke, Prof. Rob. 71, 77, 94, 128, 145, 177, 178.
 Minck, M. 173.
 Mitteldeutsche Creditbank 115.
 Mittler & Sohn 125.
 Modellschiff 26.
 Mommsen, Bankdir. 115.
 Monke, Rektor O. 20, 82, 89, 92, 96, 123, 128, 139, 141, 142, 170.

- Mühlen und Müller 78.
 Musikinstrumente, Sammlung alter 82, 178.
 Nackel, Kr. Ruppin 33, 86, 129, 168.
 Nationalgalerie, Bildnissammlung der 170.
 Naturkunde u. Technik 21.
 Netto, Dr. 72, 168, 180.
 Neudamm, Geschichte 111.
 Nickel, Prof. Dr. 21.
 Nicolai-Körner-Haus 174.
 Nicolaische Buchhandlung 25, 174.
 Niebour, Dr. 45.
 Niederländische Kolonien in der Altmark 145.
 Niederlausitz 78, 181.
 Oberlinhaus Nowawes 126, 130.
 Oelrichs, D. 31.
 Offermann 176, 180.
 Oranienburg, Führer durch 143.
 Osthafen, Berliner 72.
 Peitz 114.
 Perleberg 155.
 Pilzkunde 86, 175.
 Plack, Schatzmeister 128.
 Pniower, Prof. Dr. Otto 20, 115, 123, 167, 176.
 Potsdam, Geschichtsverein 30, 72, 173.
 Preuß, Bankier Eugen 123.
 Rachfahl, Prof. Dr. Felix 26.
 Rappard, Conr. v. 45.
 Rauch, Bildh., Rauchmuseum 8, 83.
 Rauensche Berge 49.
 Raule, Wappen 143.
 Recke, Oberpfarrer 24, 69, 81.
 Reichhelm-Treuenbrietzen 81.
 Reicke, Ehrenmitglied Geh. Reg.-Rat, Bürgermeister Dr. 123, 128, 129.
 Ribbe, Büdner 45.
 Riedebeck, Kirche zu 96.
 Rinder, Diluviale 174.
 Ritterakademie 116.
 Rittersitze, Märkische 72.
 Rodenberg, Prof. Dr. Jul. 172.
 Roedel, Prof. Dr. 21.
 Roediger, Prof. Dr. M. 92.
 Roehling, Carl 69.
 Roehling, Diederich 24.
 Roennebeck, Rentner 128.
 Rotationstiefdruck 130.
 Rüdiger, Wilh. 90.
 Russeneinfall 26.
 Russentum, Beziehungen zur Mark 178.
 Sankt Wolfgangstraße 118.
 Sarotti 78.
 Scharnweber, R. 180.
 Schiffbau 66, 73.
 Schildkröten 81.
 Schlachtfelder, Geolog. Wanderungen über brandenburg. 31.
 Schacko, Gust. 114.
 Schlieben, Graf Thassilo v. 128, 177.
 Schmidt, Major Paul 81.
 Schmidt, Redakt. Rud. 21, 78, 82, 96.
 Schmidt von Werneuchen 124.
 Schrock, O. 21.
 Schröter, Prof. Dr. C. 44.
 Schuchhardt, Prof. Dr. C. 23, 81.
 Schulenburg, Oberpräsident von der 114.
 Schulze, Dr. Th. 143.
 Schwartz, Wilh. 145.
 Seelmann, Wilh. 72.
 Siegismund, Geh. Hofrat Karl 166.
 Solger, Prof. Dr. Friedr. 31, 176, 179.
 Spandau 69, 81.
 Spatz, Dr. Willy 72.
 Spethmann, Dr. Hans 181.
 Städte-Ansichten, Märk. u. pomm. 92.
 Stall, Vertiefter, Gruben-, Pot- 147, 148.
 Stangen, Eugen 88.
 Staudt, Photogr. 5, 81.
 Steinzeitsiedelung bei Trebus 81.
 Sternwarte Treptow 173.
 Stiftungen, Brandenburgia- 176, 178.
 Stüler, Archit. 8.
 Terracotta-Haus, March'sches 5, 31.
 Thien, Kommissionsrat 1.
 Thulcke, Rentner 128.
 Tonindustriezeitung 30.
 Trojan, Joh. 21.
 Urnenscherben 119.

- Versammlungen (Besichtigungen und Wanderfahrten) der Brandenburgia 1, 5, 20, 69, 71, 72, 73, 77, 78, 80, 82, 83, 114, 115, 123, 126, 128, 131, 166, 168, 170, 171, 173, 174, 175, 176, 178, 179.
- Verwandtschaft 91.
- Völlerei in der Mark 31.
- Voigt, Admiralstabssekr. Chr. 24, 26, 69, 73, 128, 143, 144.
- Vorgeschichtliche Funde, Ausstell. 129, 167.
- Vorstandsmitglieder der Brandenburgia 123.
- Waase, Rektor 115.
- Wallenstein in der Mark 12.
- Wasserbau 73.
- Webstuhlgewichte 55, 174.
- Welse 90.
- Wendelring 125.
- Willibald Alexis, Denkmal 20, 71, 172.
- Winterfeldt, Landesdirektor von 25.
- Wittmack, Geh. Reg.-Rat 44.
- Wölfe 181.
- Wolf, Prof. Alb. 8.
- Wolfram, Pfarrer 30, 34, 45, 86, 168.
- Wursthof 117.
- Wutzetz, Bronzezeitliches Dorf bei 33.
- Zache, Prof. Dr. 96, 169, 179.
- Zarnack, Kgl. Administrator 135.
- Zettelstrecker 55.
- Zimmermann, Pfarrer em. Ed. 20.

Druckfehlerverbesserung.

- S. 26, Z. 21 v. u.: „Rachfahl“.
- S. 45 u. 46: die amtliche Schreibweise ist jetzt Cleve.
- S. 47, Z. 16 v. o.: vor „Kloeden“ ist „von“ einzuschalten.
- S. 56, Z. 3 v. o. l.: „in“.
- S. 73, Z. 5 v. o. l.: „Grottierer“.
- S. 91, Z. 14 v. o. l.: „ausbaggern“.
- S. 93, Z. 10 v. u. l.: „überlegeneren“.
- S. 96, Z. 8 v. o. l.: „volkstümlichen“, vgl. auch S. 176, Z. 11.
- S. 147, Z. 1 v. o. l.: „Weddingscheune“.



Für die Redaktion: i. V. Dr. A. Kiekebusch, Berlin, Märkisches Museum.
Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.

1170

1170



Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003303

